28 533

P.-E.
G.-E. Am. 3.

L. A. Baumanns,
des neustadt-brandenburgischen Lycei Conrectors,

Abriß der Staatsverfassung der vornehmsten Länder in Amerika.

Nebst einem Anhange von den nordlichen Polarländern.

Brandenburg,
bey den Gebrüdern Halle, 1776.

FREISTANDESHERRLICHE MAJORATSBIBLIOTHEK ZU WARMBRUNN

INSTYTUT GEOGRAFII P.A.N.
BIBLIOTEKA
28533

Vorbericht

Da mein Abriß der Staatsverfassung von Asien mit einigem Beyfall aufgenommen worden, und ich verschiedene Aufmunterungen erhalten, auch Afrika und Amerika auf ähnliche Art abzuhandeln; so übergebe ich hiermit den Liebhabern meiner Schriften den Abriß der Staatsverfassung von Amerika. Der Zweck und die Einrichtung sind dieselbigen; ich brauche also davon nichts weiter zu sagen, sondern ich habe bloß die Quellen anzuführen,

Inhalt.

I. Hauptstück. Von Amerika überhaupt. S. 1

II. Hauptstück. Von Terra Firma. 17

III. Hauptstück. Von Guiana. 54

IIII. Hauptstück. Von Peru. 81

V. Hauptstück. Vom Amazonenlande. 153

VI. Hauptstück. Von Brasilien. 171

VII. Hauptstück. Von Chili. 205

VIII. Hauptstück. Von Paraguay und Tucumann. 218

VIIII. Hauptstück. Vom magellanischen Lande. 244

X. Hauptstück. Von Neuspanien oder Mexiko. 254

XI. Hauptstück. Von Neumexiko. 336

XII. Hauptstück. Von Florida. 346

Von Karolina. 379

Von

Inhalt.

Von Georgien. S. 383
Von Florida. 386
XIII. Hauptstück. Von Kanada. 388
1. Abschnitt. Von Virginien. 389
2. Abschnitt. Von Maryland. 405
3. Abschnitt. Von Pensylvanien. 407
4. Abschnitt. Von Neujersey. 415
5. Abschnitt. Von Neuyork. 419
6. Abschnitt. Von Neuengland. 426
7. Abschnitt. Von Neuschottland. 440
8. Abschnitt. Von Neubrittannien oder Hudsonsbay. 448
9. Abschnitt. Von Neufrankreich und Luisiana. 463
10 Abschnitt. Vom indianischen Kanada. 469
XIIII. Hauptstück. Von den amerikanischen Inseln. 535
1. Abschnitt. Von den großen Antillen. 535
I. Von der Insel Kuba. 535
II. Von Jamaika. 541

III. Von

Inhalt.

III. Von S. Domingo. S. 557
IIII. Von Porto Rico. 567
2. Abschnitt. Von den karaibischen Inseln. 572
3. Abschnitt. Von den lukayischen Inseln. 609
4. Abschnitt. Von den bermudischen Inseln. 611
5. Abschnitt. Von den kanadischen Inseln. 615
6. Abschnitt. Von den azorischen Inseln. 622
Anhang. Von den nordlichen Polarländern. 625
1. Abschnitt. Von Neuzembla. 625
2. Abschnitt. Von Spitzbergen. 633
3. Abschnitt. Von Grönland. 643
Verbesserungen und Zusätze. 696

Das I. Hauptstück.

Von Amerika überhaupt.

§. 1.

Amerika, dieses weitläuftige feste Land, wird mit Recht die neue Welt genannt, weil die Kenntniß davon den Einwohnern der alten Welt bis auf die neuern Zeiten, nämlich bis gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts, verborgen geblieben. Zwar ist es wahrscheinlich, daß den Alten dieser Welttheil nicht gänzlich unbekannt gewesen, welches aus dem Diodor aus Sicilien erhellet, der den Phöniciern die Entdeckung desselben zuschreibt. Dieses Volk, das sich zeitig auf die Handlung und Schiffahrt geleget, errichtete auf den Küsten des mittelländischen Meeres in Afrika, Griechenland und Spanien viele Kolonien, und versuchte hernach durch die Meerenge bey Gibraltar zu gehen. Allmählig beschifften sie die afrikanischen Küsten

Ob Amerika den Alten bekannt gewesen?

am atlantischen Meere, und da geschah es, daß sie von einem, viele Tage durch dauernden, Ungewitter nach einer weit gegen Abend entfernten Insel von großem Umfange verschlagen wurden. Die alten Geschichtschreiber nennen diese Insel Atlantis, welche viele neuere für des Salomons Ophir gehalten haben. Sie soll nach diesem untergegangen seyn, so daß heut zu Tage nichts als die kanarischen, kapoverdischen und azorischen Inseln davon übrig seyn soll. Auch Pausanias erwähnt gewisser Inseln, Satyrides, von deren Einwohnern er eine Beschreibung giebt, welche vollkommen mit den Karaiben übereintrifft, die bey der Ankunft der Europäer in Amerika die antillischen Inseln bewohnten.

§. 2.

Wie und woher es bevölkert worden?

Die Entdeckung von Amerika gab den Gelehrten Anlaß zu fragen: ob die Einwohner desselben von Adam abstammten? Und da diese Meynung der heiligen Schrift gemäß ist, so fragte man weiter: zu welcher Zeit? wie? auf was Art? und von was für Völkern der alten Welt dieser große Welttheil bevölkert worden? Die gemeinste und wahrscheinlichste Meynung ist, daß Amerika von Asien aus durch die äußersten Morgenländer der großen Tatarey bevölkert worden. Man konnte aus dieser leicht in jenes hinüber kommen, man mag nun annehmen, daß Amerika und die große Tatarey zusammenstoßen, oder daß sie durch kleine Arme des Meers von einander getrennt sind. Einen hohen Grad der

Wahr-

Wahrscheinlichkeit erhält diese Meynung aus Vergleichung der amerikanischen Sitten mit den Sitten der asiatischen Völker, die unter dem Namen der Thracier und Scythen begriffen werden. Es kann aber nicht mit Gewißheit ausgemacht werden, weder zu welcher Zeit Amerika seine ersten Bewohner erhalten, noch von was für alten Völkern die verschiedenen amerikanischen Nationen abstammen.

§. 3.

Kolombo vermuthet zuerst das Daseyn von Amerika.

Ohngeachtet um den Anfang des 14ten Jahrhunderts die kanarischen Inseln, die den Römern nicht unbekannt gewesen, wieder gefunden, und gegen das Jahr 1447 von den Flandrern und 1449 von den Portugiesen die azorischen Inseln entdeckt worden waren, von welchen nur noch ein Schritt weiter nach Amerika zu thun war; so hatte sichs doch noch niemand einkommen lassen, sich weiter gegen Abend zu wenden, sondern die Ehre, Amerika zu entdecken, war dem Christoph Kolombo, einem Genueser, vorbehalten. Dieser Mann besaß von Natur eine große Neubegierde, und hatte sich von Jugend an auf die Schiffahrt, die Astronomie und die Lesung der Reisebeschreibungen gelegt. Die Schriften des Marko Paolo brachten ihn zuerst auf das Vorhaben, welches er nachher ausführte. Er that viele Schiffahrten auf dem mittelländischen Meere und nach Portugall, und von hieraus nach Madera und Porto Santo. Auf diesen Reisen bemerkte er, daß von der Abendseite gewisse Winde

kamen, welche einige Tage durch eine ziemliche Gleichheit beobachteten, woraus er schloß, daß selbige von gewissen daselbst liegenden Ländern herkommen müßten. Noch mehr wurde er in seiner Meynung befestiget durch neuere Beobachtungen, die man auf den azorischen und kanarischen Inseln und zu Madera angestellet hatte, da man nämlich angemerkt, daß nach starken Abendwinden an die Küsten dieser Inseln verschiedene Stücke unbekanntes Holz, und selbst menschliche Körper, die weder den Europäern noch den Afrikanern glichen, von den Wellen angetrieben worden. Noch andere Reisen ließen ihm weiter keinen Zweifel übrig, und er wurde endlich schlüssig, sein Vorhaben, diese gegen Abend liegende Länder zu entdecken, es koste, was es wolle, auszuführen. Da es ihm bey seinen eingeschränkten Glücksumständen an einem Kapital fehlte, die nöthigen Schiffe dazu auszurüsten; so suchte er solchen Vorschuß bey seinem Vaterlande, der Republik Genua, zu erhalten, und that ihr die ersten Anerbietungen seines Entwurfs: allein man wies ihn ab, ohne seine Vorschläge anzuhören, und verspottete ihn noch dazu als einen Träumer. Kolombo wandte sich darauf an den König Johann II. von Portugall, der auch Commissarien ernannte, seine Vorschläge zu prüfen, welche aber seine Nachrichten nur auf eine solche Art zu nutzen suchten, wodurch ihm die Ehre und der Nutzen seines Entwurfs entzogen werden sollte. Aus Verdruß über diese Betrie-

Er beschließt es zu entdecken.

gerey

gerey verließ er Portugall und wandte sich nach Spanien an den König Ferdinand von Arragonien, an dessen Hofe er aber auch mit seinen Vorschlägen verlacht wurde. Sein Bruder, Bartholomäus Kolombo, der dem König Heinrich VII. von England ihren Vorschlag auch entdeckt hatte, fand hier eben so wenig Gehör. Isabella von Kastilien, Ferdinands Gemahlinn, würdigte den Kolombo mehrerer Aufmerksamkeit; doch mußte er sich noch ganzer 8 Jahre gedulden, ehe er die nöthige Beyhülfe erhalten konnte. Endlich brachte man im Jahre 1492 ein Kapital von 16000 Dukaten zusammen, wovon 3 mäßige Schiffe ausgerüstet wurden, auf welchen sich überhaupt nur 120 Mann an Seeleuten und Freywilligen befanden. Mit einer so geringen Zurüstung wurde der Anfang der Eroberung von Amerika gemacht. Vorher schloß man noch eine ordentliche Kapitulation mit dem Kolombo, wodurch er zum Admiral und immerwährenden Unterkönige aller Länder, die er entdecken würde, bestellt wurde, welche Würden auch seinen Nachkommen erblich verbleiben sollten.

§. 4.

Nun trat er endlich den 3ten August 1492, mit seiner kleinen Flotte, seine erste Reise aus dem Hafen Palos an. Er gieng die kanarischen Inseln vorbey und hatte einen sehr günstigen Wind, der ihn gerade nach Westen trieb. Nach drey Wochen fiengen seine Reisegefährten an, einer so weiten Reise, auf der sie nichts als Himmel

Seine erste Reise.

und Wasser sahen, überdrüssig zu werden und allmählig von der Rückreise zu sprechen. Kolombo wußte dieses erste Murren, da einige sogar in Vorschlag brachten, ihn in die See zu werfen, zu stillen. Da man sich von der alten Welt immer weiter entfernte, ohne die neue zu entdecken, so gieng das Murren weit heftiger wieder an und alle drangen auf die Rückkehr. Kolombo konnte ihre Wuth nur dadurch besänftigen, daß er sich erklärte, daß, wenn sie in drey Tagen kein Land sehen würden, sie berechtiget seyn sollten, ihn ins Meer zu werfen und ihren Rückweg anzutreten. Er konnte ohne große Gefahr eine so kurze Zeit setzen, weil er gewisse Anzeigen hatte, daß man nicht weit von einem Lande seyn müßte. In der That entdeckte er auch selbst vor Ablauf dieser Zeit den 11ten Obtober, des Abends um 10 Uhr, den Schein von einem Lichte und hernach das Land selbst. Bey Anbruch des Tages zeigte sich das Land völlig; man stimmte auf allen Schiffen das Te Deum an, und das sämmtliche Schiffsvolk fiel dem Kolombo zu Füßen und sah ihn nun als einen übernatürlichen Menschen an. Das Land, welches sie sahen, war die Insel Guanahani, eine der Lukayen, welche der Admiral sogleich San-Salvador nannte. Er sprang ans Land und nahm von demselben Besitz im Namen der Krone Kastilien, in Gegenwart einer großen Menge Insulaner. Er fuhr vor einigen kleinen Inseln vorbey, bis er an die große und reiche Insel Kuba kam, und hernach an eine andere,

Entdekkung der Insel Guanahani.

welche

welche er Espagnola oder Hispaniola nannte, wo er aber sein Schiff durch einen unvermutheten Schiffbruch verlohr. Die Einwohner, denen er liebreich begegnete, nahmen ihn sehr freundlich auf und man tauschte eine Menge Gold gegen allerley Kleinigkeiten ein. Von den Stücken seines gescheiterten Schiffes bauete er eine Festung zu Puerto Real, welche er mit dreyßig Freywilligen besetzte, worauf er mit dem andern Schiffe seine Rückreise nach Spanien antrat, und den 15ten März des Jahres 1493, nach einer Abwesenheit von 7 Monaten und 12 Tagen, glücklich in den Hafen zu Palos einlief. Man erwies ihm die größten Ehrenbezeigungen, gestand ihm den Titel Don zu, gab seiner Familie ein prächtiges Wappen und bestätigte ihm seine Würden und Privilegia. Weil man damals durchgängig der Meynung war, daß es dem Pabste zukomme, Länder, die noch keinem christlichen Fürsten zustunden, auszutheilen; so wandten sich Ferdinand und Isabelle an Alexander VI. und baten ihn, die Länder dieser Entdeckung der Krone Kastilien einzuverleiben. Der Pabst, um die Portugiesen, die darauf Anspruch machten, nicht zu beleidigen, befahl, daß man auf der Weltkugel von einem Pol zum andern eine Linie ziehen, und daß sie 36 Grade westlich von Lissabon gehen sollte. Was dieser Linie, welche man die Linie de Marcation nannte, gegen Abend liegt, sollte der Spanier, gegen Morgen aber der Portugiesen Antheil seyn. Es wurde aber hernach zwischen beyden

Höfen eine Veränderung verabredet und die Linie noch 100 Meilen weiter gegen Westen gezogen, welche Veränderung man die Linie de Demarcation nannte.

§. 5.

Zwote Reise des Kolombo.

Kolombo trat im Jahre 1493 mit einer Flotte von 17 Schiffen, die wohl bemannet und mit allem, was zu Errichtung einer dauerhaften Niederlassung erforderlich, wohl versehen war, seine zwote Reise an. Er entdeckte auf seiner Fahrt die Insel Dominique, Guadaloupe, Porto Ricco und andre, fand bey seiner Ankunft in Hispaniola alle dort zurückgelassene Spanier, wegen ihrer ausgeübten Gewaltthätigkeiten, von den Einwohnern erschlagen, legte die Stadt Isabella an, entdeckte die Insel Jamaika und gieng wieder nach Spanien zurück, wo man schon anfieng, ihm Verdruß zu machen. Er hatte einen heftigen Feind an dem Bischof Fonseka, der die Ausrüstung der Flotten zu besorgen hatte, daher

Dritte Reise.

seine dritte Reise bis ins Jahr 1498 verzögert wurde. Auf dieser Reise entdeckte er die Inseln Trinidad, Margaretha und andere, und sah auch das feste Land, welches er anfangs für eine Insel hielt; nach einigen Tagen aber, da er seinen Irrthum erkannte, nannte er die Küste Paria. Der Bischof Fonseka suchte ihm diese Ehre zu entreißen und gab die vom Kolombo dem Hofe von seiner Entdeckung mitgetheilten Nachrichten einem Edelmanne, Namens Ojeda. Dieser rüstete zu Sevilla eine Flotte aus, auf welcher

sich

sich auch Amerikus Vesputius, ein reicher Kaufmann aus Florenz, einschiffte. Sie entdeckten das vom Kolombo bereits gefundene feste Land noch weiter, und Vesputius hatte die Unverschämtheit sich zu rühmen, daß er der erste Erfinder desselben sey. Er erhielt auch wirklich die unverdiente Ehre, daß das ganze Land nach seinem Namen Amerika genannt wurde, da es mit mehrerem Rechte Kolombina genannt werden sollen.

§. 6.

Kolombo erfährt Undank.

Die Feinde des Kolombo ruheten indessen nicht, bis sie die Königinn Isabella dahin gebracht hatten, ihn seiner Würde als Unterkönig der entdeckten Länder zu entsetzen und den Bovadilla mit der Würde eines Generalgouverneurs dahin zu senden. Dieser trieb die Unverschämtheit so weit, daß er den Kolombo in Ketten legen und nach Spanien bringen ließ. Ohnerachtet er sich hier in einem bey der Königinn Isabella ihm verstatteten Gehör vollkommen rechtfertigte, so ließ ihre Gefälligkeit für den König Ferdinand und den Fonseka es doch nicht zu, daß sie ihm eine völlige Genugthuung verschaffte. Er bekam die ihm entzogene Würde eines Unterkönigs niemals wieder, und die Ehrenstelle eines Admirals ward ihm bloß zu dem Ende gelassen, damit er noch fernere Entdeckungen machen möchte. Da er aber die versprochene Beyhülfe zu Hispaniola nicht antraf, so konnte er auch den erwarteten Fortgang nicht erreichen. Er segelte im Jahr 1502 mit 4 Schiffen

Vierte Reise.

Schiffen abermals aus Spanien ab, entdeckte die Insel Martinique, schiffte an der Küste des festen Landes hin, entdeckte den Hafen Portobello und andere Häfen und kam wieder nach Spanien zurück. Hier war die Königinn Isabella gestorben und der Erzherzog Philipp von Oesterreich, ihr Schwiegersohn, folgte ihr im Königreiche Kastilien. Kolombo schickte seinen Bruder Bartholomäus an ihn, und er gab auch sein Wort von sich, daß der Admiral völlig zufrieden gestellet werden sollte. Dieser aber erlebte die Erfüllung dieses Versprechens nicht und starb den 20sten März 1505 zu Valladolid im 65sten Jahre seines Alters. Sein Leichnam wurde auf sein Verlangen nach S. Domingo auf Hispaniola gebracht, und er hatte auch verordnet, daß die Fesseln mit in sein Grab gelegt werden sollten, die ihm der unsinnige Bovadilla hatte anlegen lassen. Sein Sohn Diego erbte zwar alle seine Rechte und Anforderungen, konnte aber nur einen Theil davon erhalten, da er 1509 zum Generalgouverneur von Hispaniola ernannt wurde. So wurde die neue Welt zuerst entdeckt, und da Kolombo einmal den Weg dahin gezeigt hatte, so war es in der Folge leicht sie immer weiter zu entdecken.

Tod des Kolombo.

§. 7.

Lage von Amerika.

Amerika, das von den Europäern auch Westindien genannt wird, liegt gegen Abend von Europa, in einer Entfernung von ohngefähr 800 Meilen. Der mittlere Theil desselben liegt in

in dem hitzigen Erdstriche, der obere und untere Theil aber in den beyden gemäßigten Erdstrichen. Wenn man gleich die mitternächtlichen Länder, von denen man aus Mangel zuverlässiger Nachrichten noch keine vollkommene Kenntniß hat, nicht mit dazu rechnet, so wird es doch die übrigen Theile der Erde an Größe übertreffen. Es erstreckt sich in der Länge von Mittag gegen Mitternacht über 1800 Meilen, von 57 Grad südlicher Breite bis auf 65 Grad nordlicher Breite. Die Breite ist verschieden, indem die größte derselben oben gegen Norden über 1200, und unten gegen Süden über 800 Meilen austrägt. Die Hudsonsbay macht oben zur Rechten die Grenze gegen Mitternacht, zur Linken aber ist sie noch unbekannt: gegen Morgen ist das Mar del Nord oder atlantische Meer, von welchem das kanadische und virginische Meer, der mexikanische Meerbusen und das brasilianische und magellanische Meer Theile sind; gegen Mittag ist die magellanische Straße und gegen Abend das Mar del Zur, Südmeer oder stille Meer, von welchem das chilische, peruvianische und kalifornische Meer Theile sind.

Größe.

Grenzen.

§. 8.

Das Klima ist verschieden, indem die Luft in einigen Gegenden ungemein heiß, in den mehresten gemäßigt und in den oben gegen Norden gelegenen Ländern ungemein kalt ist. Das Land ist überhaupt genommen gut und fruchtbar, und liefert eine große Menge nützlicher und kostbarer Güter,

Klima.

Beschaffenheit.

Güter, die zu uns nach Europa gebracht werden. Doch giebt es in einigen Gegenden große Wüsteneyen, die mit Gesträuchen, Morästen und Sande bedeckt sind. Die mehresten Länder haben allerley Arten des Getreydes, Erd- und Baumfrüchte im Ueberfluß und liefern zum Handel eine Menge kostbarer Waaren. Dahin gehören Taback, Kaffee, Zucker, Kakao; mancherley Spezereyen und Apothekerwaaren, besonders die vortreffliche Quinquina oder peruvianische Rinde, die wegen ihres herrlichen Nutzens itzt eine der vorzüglichsten Arzeneyen in unsern Apotheken ist; zum Färben Kochenille und mancherley Färbeholz; zur Kleidung Baumwolle und viel Leder und Pelzwerk; eine Menge Kostbarkeiten, als Perlen, vortreffliche Diamanten und andere Edelgesteine, Gold, Silber, Kupfer, Eisen und andere Mineralien. Einige Länder haben vortreffliche Viehzucht von Rindvieh, Pferden, Maulthieren, Eseln, Schafen und Ziegen. In den Wäldern und Wüsteneyen findet man Löwen, Tyger, Bären, mancherley Affen, Hirsche, Hasen, Eber, Wölfe, Füchse, und in den nordlichen Ländern eine Menge Biber, Marder und andere Thiere, die schönes Pelzwerk liefern. So fehlt es auch nicht an allerley Federvieh und Vögeln, deren Schönheit bewundert wird. Die Gewässer sind ungemein fischreich, besonders die nordlichen, wo der einträgliche Stockfischfang getrieben wird; auch liefern sie eine Menge Austern, Muscheln und ungemein große Schildkröten.

Produkte.

§. 9.

§. 9.

Amerika ist bey weitem nicht hinlänglich bewohnt, woran in den südlichen Gegenden die Grausamkeit der Spanier, die bey der Eroberung der Länder viele Millionen Einwohner ausgerottet haben, und in den nordlichen theils die Rauhigkeit des Klima, theils die grausamen Kriege, welche die Einwohner fast beständig mit einander führen, Schuld sind. Es möchte also die Zahl aller Einwohner sich wohl schwerlich über 100 Millionen belaufen, wiewohl einige sie auf 150 Millionen schätzen. Sie sind von verschiedener Gattung. Die größte Anzahl machen die eigentlichen Amerikaner oder Indianer aus, welche mehrentheils einen großen wohlgebildeten Körper und eine besondere Leibesstärke haben; doch findet man in den nordlichen Gegenden Völkerschaften von sehr kleiner Leibesstatur, und in den Ländern ganz unten gegen Süden die Patagonen, welche die gewöhnliche Länge des menschlichen Körpers überschreiten. Ihre Farbe ist braunroth, welche sie durch die Blöße, die Sonne und das Oel, womit sie sich beständig salben, erhalten; denn sie werden so weis als die Europäer gebohren. Man findet bey ihnen einen guten natürlichen Verstand, eine lebhafte Einbildungskraft und ein gutes Gedächtniß. Ihre guten Eigenschaften sind Höflichkeit, Herzhaftigkeit und Standhaftigkeit, welche aber durch ihre Faulheit, Wollust, Rachbegierde und erschreckliche Grausamkeit, die sie gegen die im Kriege Gefangenen beweisen, sehr ver-

Anzahl der Einwohner.

Indianer.

verdunkelt werden. Sie werden in viele Völkerschaften abgetheilt, welche durch ihre Gesetze, Gebräuche, Sitten und Religion sehr von einander unterschieden werden. Die Europäer, welche die meisten Länder von Amerika unters Joch gebracht haben, haben ihre Eroberungen nicht sowohl ihrer vorzüglichen Tapferkeit, als vielmehr ihren vorzüglichen Waffen und ihrer Ueberlegenheit in der Kriegswissenschaft zu verdanken. Sie haben vortreffliche Pflanzstädte in großer Menge hier angelegt. Den größten Theil von Südamerika besitzen die Spanier, und von Nordamerika die Engländer; auf diese folgen die Portugiesen und Franzosen und endlich die Holländer und Dänen, welche den kleinsten Theil besitzen. Eine dritte Gattung von Einwohnern in Amerika sind die Negern, welche von den Europäern auf den afrikanischen Küsten in großer Menge aufgekauft und hieher gebracht werden, wo man sie, zu der härtesten Arbeit in den Bergwerken und in den Zucker- und Tobacksplantagen gebraucht. Aus der Vermischung der Europäer, Indianer und Negern entstehen wieder verschiedene Geschlechter. Die gebohrnen Europäer haben den vornehmsten Rang und werden Kapetonen genennet. Auf sie folgen die Kreolen, welche von europäischen Aeltern in Amerika gezeugt sind. Auf diese folgen die Mestizen, die von einem europäischen Vater und indianischen Mutter abstammen, und endlich die Mulatten, welche aus Vermischung der Weißen mit den Negern entstehen. §. 10.

Europäer.

Negern.

Mestizen und Mulatten.

§. 10.

Religionen.

Die Hauptreligion in Amerika ist die heydnische, zu welcher die meisten eigentlichen Amerikaner und Negern gehören. Sie sind aber in ihren Religionsmeynungen und gottesdienstlichen Gebräuchen sehr von einander unterschieden, wie bey Beschreibung der einzelnen Länder und Völkerschaften gezeigt werden wird. Die europäischen Nationen sind eine jede von der in ihrem Vaterlande eingeführten christlichen Religionsparthey. Sie haben sich bemühet, die christliche Religion unter den amerikanischen Heyden einzuführen, welches von den Spaniern größtentheils durch Feuer und Schwert mit erschrecklichem Blutvergießen, von andern aber durch Unterricht und Ueberzeugung geschehen ist.

§. 11.

Gelehrsamkeit.

Von Gelehrsamkeit und Wissenschaften wissen die eigentlichen amerikanischen Völkerschaften nichts, und die meisten leben in der größten Unwissenheit. Die Europäer haben in ihren Pflanzstädten, zur Erlernung der Wissenschaften, Schulen und auch einige Universitäten angelegt, und es haben sich, besonders unter den Engländern, in Amerika schon einige Gelehrte hervorgethan. Von den Künsten war die Malerey bey Ankunft der Europäer den Mexikanern, und die Baukunst den Peruanern einigermaßen bekannt. Von Manufakturen brauchen die Amerikaner, da sie größtentheils nackend gehen, nur wenig, und sie verfertigen nur einige baumwollene Zeuge. Die

Manufakturen.

Eu-

Europäer haben hier auch noch keine Manufakturen angelegt, sondern sie erhalten, was sie davon bedürfen, von ihren Landsleuten aus Europa, welche mit großem Vortheil hieher handeln und die hiesigen Produkte und Waaren abholen.

§. 12.

Regierungsform.

Die Regierungsverfassung ist bey den verschiedenen amerikanischen Völkern verschieden. Bey der Ankunft der Spanier in Amerika waren die Könige von Mexiko und Peru die mächtigsten und berühmtesten Regenten. Seitdem diese von den Spaniern ausgerottet sind, weis man in Amerika von keinen mächtigen Königen mehr. Die mehresten Nationen leben in Republiken und haben ihre Oberhäupter, die aber nur ihre Anführer im Kriege sind und in Friedenszeiten wenige Gewalt haben. Die Länder, welche die Europäer sich unterworfen haben, werden durch Vicekönige und Statthalter regiert.

§. 13.

Abtheilung.

Amerika ist von der Natur in zwey Haupttheile, das mitternächtliche und das mittägige abgetheilt. Beyde Theile sind durch einen schmalen Strich Landes mit einander verbunden, welcher die darische oder panamische Erdenge genannt wird und nicht über 12 bis 15 Meilen breit ist. Das südliche Amerika bestehet aus acht Hauptländern, als: 1. Terra Firma, 2. Guiana, 3. Peru, 4. das Amazonenland, 5. Brasilien, 6. Chile, 7. Paraguay, 8. das magellanische Land. Im nordlichen

Ame-

Amerika findet man 9. Neuspanien, 10. Neumexiko, 11. Florida, 12. Kanada, wozu noch 13. die Inseln bey Amerika kommen.

Das II. Hauptstück.

Von Terra Firma.

§. 14.

Nachdem die Spanier die antillischen Inseln zum Theil eingenommen hatten, so war dieses das erste feste Land, so sie von Amerika betraten, daher es auch den Namen Terra Firma bekommen. Weil die Entdecker mehrentheils Kastilianer waren und auch hier viel Gold angetroffen ward; so hießen sie es anfänglich das goldene Kastilien, welcher Name aber gänzlich erloschen ist. Kolombus entdeckte dieses Land unstreitig zuerst auf seiner dritten Reise im Jahre 1499, da er die Dreyfaltigkeitsinsel fand, und in den Meerbusen zwischen derselben und dem festen Lande kam, welchen er Boca del Drago, den Drachenschlund hieß. Ojeda und Amerikus Vesputius kamen erst nach ihm hieher und entdeckten die Küste weiter gegen Abend bis Venezuela. In der Folge wurden die Entdeckungen von dem Ojeda, Nicuessa, Enciso, Balboa und andern fortgesetzt, und das ganze Land bis nach Panama mit großem Blutvergießen erobert. Die Lage dieses mit dem allgemeinen Namen Terra Entdekkung.

Firmá belegten Landes ist folgende. Es nimmt
Grenzen. nämlich von der panamischen Erdenge seinen Anfang und gehet bis an die Mittagslinie. Gegen Mitternacht wird es vom mexikanischen Meerbusen und dem Nordmeere, gegen Morgen von Guiana, gegen Mittag von Peru und dem Amazonenlande, und gegen Abend vom Südmeere be-
Größe. grenzt. Es erstreckt sich in der Länge von Abend gegen Morgen ohngefähr auf 360, in der Breite aber von Mittag gegen Mitternacht auf 180
Abtheilung. Meilen. Die Spanier rechnen folgende sieben Landschaften dazu, als: Panama, Karthagena, S. Martha, Venezuela, Neuandalusien, Neugrenada und Popayan.

§. 15.

Lage. Panama ist das schmale Land zwischen dem Südmeer und dem mexikanischen Meerbusen, welches auch die panamische Erdenge genannt wird. In der Mitte ist sie nur 12 bis 15 Meilen, oben und unten aber 40 Meilen breit. Das
Klima. Klima ist sehr heiß und besonders zu Portobello sehr ungesund. Die Hitze ist hier außerordentlich groß, und ehe man sichs versieht, ereignen sich plötzliche Platzregen, die mit erschrecklichem Donner, Blitzen und Wetterleuchten verbunden sind. Nicht nur die Fremden, sondern auch die Landeseinwohner selbst leiden durch diese schädliche Witterung und befinden sich verschiedenen Zufällen ausgesetzt, die ihre Natur schwächen und sie zeitig ins Grab bringen. Man glaubte sonst, daß die Geburten hier so gefährlich wären,

daß

daß selten eine Gebährerinn davon käme; daher man die Vorsicht gebrauchte, die Frauens nach Panama zu schicken und sie dort ihre Niederkunft abwarten zu lassen. Die Witterung ist auch der Fortpflanzung der Thiere aus andern nicht so schädlichen Gegenden zuwider, so daß die Hühner, die man von Panama oder Karthagena hieher bringt, keine Eyer legen, und das Rindvieh, ohnerachtet der guten Weide, in kurzer Zeit so mager wird und zusammenschrumpft, daß man das Fleisch nicht genießen kann. Von der jährlich hieher kommenden Flotte stirbt gemeiniglich die Hälfte oder der dritte Theil vom Volke; daher man die Stadt mit Recht den Kirchhof der Spanier nennt. Die hohen Kordilleras oder das Gebirge Andes gehen mitten durch die Landenge hindurch, und breiten sich über und unter derselben durch Nord- und Südamerika aus, welche beyde Theile sie gleichsam als durch eine Kette zu vereinigen scheinen. Von denselben hat man eine vortreffliche Aussicht ins Nordmeer; das Südmeer aber kann man wegen anderer mit Gehölzen bedeckten Berge nicht entdecken. Das Land ist größtentheils ein schwarzes sehr fruchtbares Erdreich, welches von vielen Flüssen gewässert wird, und Maiz und anderes Getreyde, Taback, Zucker und Baumwolle liefert. Baumfrüchte von allerhand Art sind häufig, besonders wird die hiesige Ananas, eine Frucht, welche die Gestalt unserer Tannzapfen hat, wegen ihrer Größe und Schönheit, wegen ihres vorzüglichen Geschmacks und

Gebirge Andes.

Beschaffenheit des Landes.

stärkern Geruchs, vor den übrigen in ganz Indien hochgeschätzt. Es hat auch viele Wälder von hohen und überaus starken Bäumen, worunter sich auch schönes rothes Färbeholz befindet, und Gebüsche von Manglen, Brombeersträuchen und Bambus. In den Wäldern und auf den Gebirgen halten sich eine große Menge wilder Thiere auf, besonders Tyger und mancherley Arten Affen, deren Fleisch hier häufig gegessen wird. Ein seltsames Thier ist das faule Thier, welches man seiner Langsamkeit wegen spottweise Periko Ligero, den hurtigen Periko nennet. Es ist so träge, daß es an einem Orte so lange ohne Bewegung liegen bleibt, bis es der Hunger zwingt, Nahrung zu suchen. Wenn es einen Schritt gethan hat, so bleibt es lange Zeit unbeweglich, ehe es den andern thut, und bey jeglicher Bewegung erregt es ein so erbärmliches und widriges Geschrey, worüber andre wilde Thiere, die es anfallen, ein Grausen empfinden und die Flucht ergreifen. Es erhält sich von Waldfrüchten, und wenn es auf dem Boden keine findet, so steigt es auf einen Baum, wirft so viel Früchte herunter als es kann, und um die Mühe des Herabsteigens zu ersparen, rollt es sich wie eine Kugel zusammen, plumpet gerade herunter und bleibt unten am Baume so lange als die Früchte währen. Von eßbaren Vögeln giebt es hier Berghühner, Phasanen, Turteltauben und verschiedene Gattungen Reiher. Schlangen von mancherley Arten werden in Menge angetroffen, unter denen

Periko Ligero.

eine

eine Gattung zween Köpfe, an jedem Ende einen, haben soll. Sie sollen mit beyden beschädigen können, und ihr Gift soll nicht weniger schädlich und wirksam seyn, als von den Korallen- und Klapperschlangen. Eine Art Eidechsen, Namens Iguana, die sowohl im Wasser als auf dem Lande lebt, wird häufig gegessen, und ihre Eyer werden für eine herrliche Speise gehalten. Nirgends können mehr Kröten angetroffen werden, als zu Portobello, wo nach einem Platzregen die Gassen mit ihnen gepflastert zu seyn scheinen, und man nicht gehen kann, ohne auf sie zu treten. Die Flüsse, unter denen der Chagre, Rio d'Oro und Darien die vornehmsten sind, sind fischreich, haben aber auch viele Caimanen oder Flußkrokodille. Die Seeküsten liefern mancherley Muscheln und Schildkröten; besonders wird um die Königs- und Perleninseln eine starke Perlenfischerey getrieben. Fast alle Einwohner von Panama halten einige Negern zur Perlenfischerey, von denen aber viele durch die Taburonen oder Hayfische, durch die Tintoreten oder Tintenfische und durch die Mantas oder Plattfische gefressen oder verstümmelt werden. Die hiesigen Perlen haben ein schönes Wasser, und viele davon nehmen sich durch ihre Gestalt und Größe aus. Es giebt zwar in Panama auch Goldbergwerke, die aber theils nicht sehr ergiebig sind, theils nicht sonderlich bearbeitet werden. Die nach dem Flusse Darien benannte Landschaft wird von einigen Erdbeschreibern als

Flüsse.

Landschaft Darien.

eine besondere Provinz von Terra Firma angesehen, von den mehresten aber zu Panama gerechnet. Sie ist sehr fruchtbar, hat aber eine schädliche Luft, die vom stinkenden Dampfe aus schlammigten Sümpfen verunreinigt wird. Sie hat auch viel Beschwerlichkeiten von Löwen, wilden Katzen, Krokodillen, Schlangen und Fledermäusen auszustehen. Sie war ehemals den Spaniern auch unterworfen, die Einwohner aber haben sich empöret und sich des größten Theils der Landschaft bemächtiget.

§. 16.

Karthagena liegt an der Morgenseite von Panama und hieß sonst Calamari. Sie wurde im Jahre 1502 entdeckt, die von Natur kriegerischen Einwohner aber leisteten den Spaniern lange Zeit tapfern Widerstand, und machten sich ihnen durch ihre vergifteten Pfeile, von denen die kleinste Wunde tödtlich war, furchtbar. Endlich besiegte Pedro de Heredia die Indianer in verschiedenen Gefechten, und legte im Jahre 1533 die Stadt Karthagena an. Die Luft ist hier so heiß, daß nichts drüber seyn kann. Vom May bis zu Ende des Novembers halten Stürme, Regen, Donner und Bliz beständig an, und diese Jahreszeit nennt man den Winter. Von der Hälfte des Christmonats bis zu Ende des Aprils regnet es nicht so heftig und die Witterung wird gesünder, weil die Hitze nicht mehr so unerträglich ist, indem der Wind alsdenn von Nordosten wehet und das Land einigermaßen abkühlet. Weil

Witterung.

die

die Hitze beständig fortdauert und auch des Nachts nicht merklich nachläßt, so dünsten die Körper häufig aus und daher sind alle Einwohner blaß und abgezehrt, und man bemerkt in allen ihren Handlungen eine gewisse Trägheit. Diejenigen, die aus Europa hier anlangen, werden den alten Einwohnern an Leibesbeschaffenheit bald gleich; doch bleiben diejenigen, die bey ihrer Ankunft schon etwas bey Jahren sind, so gesund und stark, daß sie ordentlich noch 80 Jahre lang leben. Die Eingebohrnen sind der Krankheit des heil. Lazarus oder dem Aussatze und gewissen Ohnmachten, welche tödtlich sind, sehr ausgesetzt, und wenige Europäer bleiben von der Krätze befreyet. Die Chapetonadas ist eine gefährliche Krankheit, welche die ankommenden Europäer oft befällt, und woran die Kranken in 3 oder 4 Tagen unter heftigen Erbrechen sterben. Das Land ist voller Hügel, die mit schönen fruchtbaren Thälern abwechseln. Die Bäume bleiben beständig grün, und man genießt das Vergnügen, seine Augen an dem immerwährenden Frühlinge dieses Landes zu weiden. Der Ackerbau wird aus Trägheit von den Einwohnern verabsäumet. Das Getreyde, was gebauet wird, ist Maiz und Reis; man macht aber auch Brot, Cazabe genannt, aus den Wurzeln Yuka, Njames und Moniatos. Diese Wurzeln werden von der äußern Haut gesäubert, in kleinen Stückchen zerschnitten und in Wasser gelegt, damit ein scharfer schädlicher Saft sich herausziehe. Nach verschiedenen Wässerungen

Krankheiten.

Beschaffenheit des Landes.

Cazabe.

gen reiniget man das Mehl, läßt es trocknen und bäckt hernach dünne Kuchen daraus, die eine nahrhafte Speise, aber unschmackhaft sind. Mit Zuckerrohr, Baumwolle, Kakao ist das ganze Land häufig versehen, auch mit mancherley schmackhaften Obstfrüchten. Die Ananas oder Tannzapfen sind sehr gemein. Die Pflanze, welche der Aloe gleichet, wächst höchstens drey Schuh hoch. Oben hat sie eine helle karmosinrothe Blume, aus deren Mittelpunkt die Ananas hervorsteigt. Diese hat oben auf der Spitze eine andre Blume, welche mit der Frucht fortwächset. Wenn diese reifet, bekommt sie eine helle blaßgelbe Farbe und einen durchdringenden gewürzartigen Geruch, den man weit verspüret. Die Frucht ist 5 bis 7 Zoll lang, und ihr Durchschnitt beträgt unten 3 bis 4 Zoll. Sie besteht fast aus lauter Saft und hat einen süßen und zugleich etwas annehmlich scharfen Geschmack. Die gemeinste unter allen Früchten sind die Plantanen, wovon die Bananas eine Gattung sind. Diese Frucht ist einen Schuh lang, hat einen groben und strengen Geschmack und wird anstatt des Brotes gegessen, auch an Brühen geschnitten. Die Guanaba, eine Art Melonen; die Mameis, eine Art Pfirsichen; die Sutiles, eine Art Limonien; die Kokusnüsse und Tamarinden sind auch sehr häufig; dagegen kommen die Weinstöcke, Mandel- und Oelbäume hier nicht fort. Die Marien- und Balsambäume sind wegen ihres Holzes schätzbar, und wegen der kostbaren harzi-

Ananas.

Andere Früchte.

gen

gen Säfte, Marienöl und Balsam, die aus ihnen herausträpfeln. Die Palmen liefern Datteln und Palmwein in Menge. Die Cedern, Guayacanen und Ebenbäume geben vortreffliches Holz, und die Bejucos, eine Art von Bindeweiden, liefern die merkwürdige kleine Bohne von Karthagena, deren Kern das kräftigste Gegengift wider den Biß der Ottern und Schlangen ist. Der Manzanillo trägt kleine Aepfel, die ungemein giftig sind, so wie der Saft des Baums. Wer sich unter diesem Baume schlafen legt, soll eine Geschwulst bekommen, und die Thiere sollen aus einem natürlichen Triebe den Baum fliehen. Es wird hier auch ein langer Pfeffer gefunden, welcher viel beißender ist als der ostindische. Endlich ist auch die Sensitiva oder empfindliche Pflanze nicht zu vergessen, welche ihre Blätter einziehet, so bald man sie anrühret. So fruchtbar die Landschaft Karthagena an Pflanzen und Bäumen ist: so hat sie auch keinen Mangel an allerley Thieren. Von zahmen Thieren hat man Rindvieh, dessen Fleisch aber weder saftig noch wohlschmeckend ist, und Schweine, deren Fleisch die ordentliche Speise der Einwohner ist und für das beste in ganz Indien gehalten wird. Man hat auch Hühner, Tauben, Rebhühner und Gänse, und von eßbaren Wildprett wilde Schweine und Kaninchen. Unter den wilden Thieren giebt es hier sehr große und höchstgefährliche Tyger, Leoparden, Füchse, Affen, Eichhörner und das Thier Armadillo. Dieses ist von der Größe

Zahmes Vieh.

Wilde Thiere.

eines Kaninchens, hat einen Rüssel und Füße wie bey einem Schwein, und sein ganzer Leib ist mit einer harten Schale bedeckt, die es vor den Anfällen anderer Thiere beschützet. Unter den
Vögel. vielen Vögeln, deren Federn von sonderbarer Schönheit sind, ist der Guacamayo der vorzüglichste, dessen lebhafte und auserlesene Farben kein Maler vorzustellen vermögend ist. Der Tulcan oder Prediger, ein Vogel von der Größe einer Taube, mit einem 5 bis 6 Zoll langen Schnabel, hat seinen Namen daher, weil er sich auf einen Baum höher als die übrigen Vögel, die um ihn herum sind, setzt, und wenn diese schlafen, ein Geräusch macht und dabey einige Worte auszustoßen scheinet. Die Gallinassen kommen der Gestalt nach einer kleinen Pfauhenne gleich und sind für diese heißen Gegenden eine große Wohlthat der Natur, indem sie alle Unreinigkeiten und alles Aas, welches sie auf 4 Meilen weit riechen, verzehren. Wären sie nicht in so großer Menge, so würde man hier nicht leben können, weil von der beständigen Hitze alles sogleich verwesen und die Luft anstecken würde. Fledermäuse giebt es hier in solcher Menge, daß sie bey Sonnenuntergang ganze Wolken bilden. Sie sind die geschicktesten Aderlasser für Menschen und Thiere, und wenn sie des Nachts bey jemanden den Fuß aufgedeckt finden, so beißen sie ganz sachte hinein, bis sie eine Ader antreffen, saugen sich satt, fliegen davon und lassen das Blut laufen. Die Menge der kriechen-

den

den giftigen Thiere verursacht den Einwohnern nicht geringe Beschwerde und Gefahr. Die giftigsten und gemeinsten unter den Schlangen sind die Klapper- Korallen- und Bejucoschlangen. Schlangen.

Die **Klapperschlange** oder **Cascabel** ist selten über 2 Schuh lang, von aschgrauer Farbe und hat am Ende des Schwanzes eine Klapper, in Gestalt einer trocknen Erbsschote, worinn 5 bis 6 kleine runde Beinlein sind, welche allemal, so oft sich die Schlange bewegt, ein Geklapper machen. Die **Korallenschlange** ist 4 bis 5 Fuß lang und 1 Zoll dick, hat eine gewürfelte Haut von abwechselnden gelben, grünen und karmosinrothen Farben, und ihr Biß verursacht einen schleunigen Tod. Die **Bejuco- oder Weidenschlange** hat die Farbe dieser Weiden und hängt sich an die Aeste derselben, so daß man sie selbst für einen Ast ansieht, und ehe man sichs versieht, von ihr gebissen wird. Wider das Gift aller Schlangen ist die vorhin gedachte kleine Bohne von Karthagena ein sicheres Mittel. Die Hundertfüße oder Tausendfüße und Skorpionen sind nicht weniger gefährlich, als die Schlangen.

Es giebt hier unzählige Schmetterlinge von den schönsten Farben, aber auch ungeheure Schwärme von **Mosquiten**, großen Mücken, deren Stich eine große Beule und ein schmerzliches Brennen verursacht. Unter allem Ungeziefer sind die **Nigues**, welche man in Peru **Piken** nennt, die gefährlichsten. Sie gleichen den Flöhen, sind aber so klein, daß man sie kaum mit den Augen Ungeziefer.

be-

bemerken kann. Sie setzen sich an die Fußsohlen oder zwischen die Zehen, dringen unvermerkt in die Haut ein und verursachen große Schmerzen. Gräbt man sie nicht bald heraus, so legen sie in wenig Tagen eine Menge kleiner Eyerchen, woraus andere Niguen entstehen, die durch den ganzen Fuß herumkriechen. Ein anderes Ungeziefer, welches man Comegen nennt und eine Art von Motten ist, verderbet und zerfrist alles Hausgeräthe und alle Arten von Waaren. Sie sind in ihrer Arbeit so hurtig, daß sie in kurzer Zeit einen ganzen Pack Waare, worüber sie gerathen, in Staub verwandeln. Von Metallen findet sich in einigen Gegenden etwas Gold, es wird aber nicht häufig angetroffen.

§. 17.

Lage. Die Landschaft S. Martha, die von keiner großen Bedeutung ist, liegt gegen Morgen von Karthagena, von der sie durch den Magdalenenfluß und Riogrande getrennet wird.

Witterung. Diese Provinz hat mehrentheils eine trockne Witterung, weil fast beständig ost- oder nordostliche Winde hier wehen und nur im Herbste fallen starke Platzregen. Um das Ufer der See herum brennet die Sonne auf eine unerträgliche Weise; im Lande aber verursachen die Schneeberge eine

Beschaffenheit. große Kälte. Das Gebirge Nevades, ein Arm vom andesischen Gebirge, erstreckt sich mitten durch das Land und erhebt seine beständig mit Schnee bedeckte Spitzen so hoch, daß sie auf 30 Meilen in die See gesehen werden können. Das

Ge-

Gebirge ist steinigt und unfruchtbar, die Ebenen aber liefern Maiz, Pataten und andere Wurzeln und Früchte; wenn aber ein harter Sturm einfällt, verdorret das Gras nebst der Saat auf dem Felde. Pomeranzen, Limonien, Granaten und Weintrauben gerathen hier ziemlich wohl. Tauben, Rebhühner, Kaninchen und anderes Wild sind überflüssig; Löwen, Tyger und Bären aber machen auch diese Gegend sehr unsicher. Fische sind im Ueberflusse vorhanden und man sieht sie, besonders im Hafen S. Martha, 20 Ellen unter dem Wasser bey tausenden schwimmen. Bey Rio della Hacha ist eine ansehnliche Perlenfischerey, welche die beträchtlichsten von der amerikanischen Art liefert. Von Metallen findet man hier schönes Gold in ziemlicher Menge, auch Kupfer, und von Edelgesteinen Smaragden von besonderer Größe, auch Marmor, Jaspis und Porphyr.

§. 18.

Die Landschaft Venezuela oder Kleinvenedig bekam ihren Namen von den Spaniern, weil sie hier das Dorf Coro, eben so wie Venedig auf vielen kleinen Inseln im Meer erbauet, antrafen. Kaiser Karl V. hatte von den reichen Welsern in Augspurg große Geldsummen aufgenommen und überließ dafür dieser Familie dieses Land eigenthümlich. Sie nahm es auch 1528 durch einen augsburgischen Bürger, Namens Alfinger, den sie zum Statthalter machte, in Besitz. Dieser Deutsche, der eben so grausam war, Geschichte.

war, als die ehemaligen Spanier, übte, um seinen Geiz und Goldbegierde zu sättigen, an den Einwohnern unerhörte Grausamkeiten und die erschrecklichste Tyranney aus, und brachte ihrer eine große Menge ums Leben. Nach 20 Jahren nahmen die Spanier das Land wieder in Besitz und schickten einen Statthalter dahin, der noch grausamer als Alfinger war und das Verderben dieses unglücklichen Landes vollends beförderte. Nachdem man Millionen Indianer umgebracht hatte, ließ man Schwarze aus Afrika kommen, das Land wieder zu bevölkern. Allein diese empörten sich gleich, daher ihre Herren alle Schwarze männlichen Geschlechts umbrachten. Der Schade der Entvölkerung ist auch durch die lange Reihe von Jahren noch nicht völlig ersetzt.

Lage. Venezuela liegt gegen Morgen von S. Martha und erstreckt sich längst dem Nordmeere, zwischen dem See Maracaibo und dem Vorgebirge Vela auf 200, in der Breite aber vom Meer bis nach Neugranada auf 80 Meilen. Das Land ist

Beschaffenheit. größtentheils fruchtbar, so daß man in einigen Gegenden zweymal im Jahre Weizen, Maiz und anderes Getreyde daselbst ärntet. Es bringt von Natur eine solche Menge vortrefflicher Kräuter hervor, daß die Hülfe der Aerzte überflüssig wird. Baumwolle und sehr guter Taback wächset auch in großer Menge. Auf den im Ueberflusse vorhandenen Weiden ernähret man eine große Menge zahmes Vieh, wovon man Käse und Butter in Menge erhält, auch Häute, die

nach

nach Europa gebracht werden. Wilde Thiere zur Jagd sind überflüssig vorhanden. Die hiesigen Löwen sind nicht gefährlich, und ein Jäger kann sich mit Beyhülfe eines Hundes ihrer leicht bemächtigen. Desto ärger sind die Tyger, die nicht selten in die Hütten der Wilden eindringen, Menschen wegtragen und sie zerreißen. Der Fluß Unare, der das Land durchströmet, ist ungemein reich an Fischen, und das Recht zu fischen gab ehemals beständige Gelegenheit zu Kriegen unter den Einwohnern. Das Land hat auch gute Goldgruben, und das Gold, welches man daraus ziehet, ist so fein, daß es auf zwey und zwanzig und einen halben Karat geschätzt wird.

§. 19.

Geschichte.

Neuandalusien wurde vom Martin von Villagarcias mit großem Blutvergießen erobert. Er kam im Jahre 1508 dahin und gab vor, er wollte nur eine Kirche bauen, legte aber unvermerkt eine Festung an und suchte unterdessen die Einwohner durch Spiegel, Korallen und andere Kleinigkeiten zu gewinnen. Wie er nun den König im Lande so treuherzig gemacht hatte, daß er ihn zu Gaste bat, so brachte er guten spanischen Wein mit, machte ihn trunken, stach ihn todt, hieb alle seine Bedienten nieder und steckte die Residenz in Brand. Die Indianer rächeten dieses und machten alle Spanier nieder, da der Admiral eben auf der Flotte war. Dieser bekam eine Hülfe von 3000 Spaniern aus

Do-

Domingo, die zwar schrecklich im Lande wütheten, aber auch größtentheils erschlagen wurden. Endlich nach langem Widerstande und nach Strömen von Blut wurden die Indianer überwältigt und diejenigen, die der Hinrichtung entkamen, wurden zu der Arbeit in den Bergwerken aufbehalten.

Lage. Neuandalusien liegt gegen Morgen von Venezuela am Nordmeer an der Mündung des großen Flusses Orinoque, an welchem die Spanier die Stadt S. Thomas haben. Ohngeachtet dieses Land eins von den ersten ist, das die Spanier entdeckt haben, so ist es doch von ihren Schriftstellern am meisten verabsäumet worden, so daß man wenig Nachrichten davon findet. Die Spanier haben es bey der Küste, welche sie die Perlenküste nennen, bewenden lassen, und hier besitzen sie die Landschaft Comana. Das Land

Beschaffenheit. ist bergigt und waldigt und mit Hirschen, Rehen, Hasen, Kaninchen und andern wilden Thieren besetzt, und Tyger und Schlangen sind hier in großer Anzahl vorhanden und sehr gefährlich. Das wichtigste sind die Salzgruben, in welchen man zu allen Jahrszeiten ein vortreffliches Salz findet, welches so hart ist, daß man es, ohne eiserne Werkzeuge dabey zu gebrauchen, nicht herausbringen kann.

§. 20.

Entdekkung. Neugranada, eine Landschaft mitten im Lande, wurde durch die Spanier im Jahre 1536 entdeckt und vom Gonsalvo Ximenes de Quesada erobert, der hier die erste spanische Stadt

Santa

Santa Fe von Bogota anlegte. Gegen Mor- Lage.
gen hat es die Provinz Venezuela zur Grenze, ge-
gen Mitternacht S. Martha, wovon es durch die
weitläuftigen Gebirge Opono abgesondert wird,
gegen Abend Popayan und gegen Mittag weit-
läuftige Gegenden, die noch wenig bekannt sind.
Die Spanier geben ihm 170 Meilen in der Länge
und etliche 20, zuweilen auch weniger Meilen in
der Breite. Es ist rund herum von den Pan-
chiern umgeben, einer Nation, die sehr unge-
stalt, wild und allen Arten von Lastern ergeben
ist. Das Land ist sehr heiß und feucht, und es Witterung.
regnet hier sehr viel. Es hat ordentlich zweymal
Sommer und zweymal Winter. Der erste
Sommer fängt mit dem December an und dauert
bis zum Ende des Februars. Der Winter, der
darauf folget, dauert bis zu Ende des May und
machet dem zweyten Sommer Platz, der bis zu
Ende des Septembers dauert, wo sich ein an-
derer Winter anfängt, der sich mit dem Novem-
ber endigt. Diesen Unterschied macht nicht so-
wohl die Kälte, als vielmehr der Regen, der mit
entsetzlichem Donner und heftigem Streiten zwi-
schen dem Nord- und Südwinde begleitet ist.
In den beyden Sommern ist die Luft beständig
heiter und der Regen ist in den Nächten der bey-
den Winter nicht weniger beständig; denn des
Tages regnet es sehr selten. Die Spitzen der
Gebirge sind beständig mit Schnee bedeckt; dem
ohngeachtet fliegen zuweilen starke Flammen her-
aus, wovon die Asche viele Meilen weit herum-

Beschaffenheit.

geworfen wird. Das Land ist in vielen Gegenden ungemein fruchtbar und bringet Maiz und andere Landesgewächse im Ueberflusse hervor. In den Thälern sind Salzquellen, deren Wasser, wenn es auf Kräuter fällt, zu einem Harzt wird, womit man die Schiffe zu verpichen pflegt. Die Wälder sind groß und dick, und es finden sich darinn Nußbäume, Mandelbäume, Cedern, Franzosenholz, Guajakan, der wunderbare Baum Zeiba, dessen Blätter alle 12 Stunden abfallen und wieder wachsen, und der Baum Xagua, dessen weißer Saft schwarz färbet. Es giebt hier ungemein große Feigen, und häufige Baumwolle und Zuckerrohr. Die zahmen Thiere, Rindvieh, Ziegen und Schweine vermehren sich ungemein; nur die Schafe wollen nicht recht fort. Pferde und Mauleſel sind in unzählicher Menge vorhanden, wovon ein großer Theil nach Peru gebracht wird. An allerley Vögeln und Wildprett ist kein Mangel; es fehlet aber auch nicht an Löwen, Tygern und Bären. In den häufigen Bergwerken findet man sehr gutes und feines Gold, Silber, Kupfer und Staal, auch Smaragden, Kristallen und Marmor.

§. 21.

Entdekkung.

Die Landschaft Popayan, die zum Theil zur Statthalterschaft von Quito, zum Theil aber zu der von Neugranada gehöret, wurde vom Sebastian von Belalcazar im Jahre 1536 entdeckt und erobert. Er befliß sich aber mehr sich hier festzusetzen, als das Land völlig zu unterwerfen,

werfen, und diese Nachlässigkeit ist von seinen Nachfolgern niemals wieder recht gut gemacht worden. Sie sind sogar gezwungen worden, viele Sitze zu verlassen, weil es ihnen zuschwer gefallen, den Indianern zu widerstehen, denen man Zeit gelassen kriegerisch zu werden, und welche nunmehr völlig zu zähmen es gleichsam unmöglich geworden. Die Landschaft Popayan grenzet an Neugranada und wird vom Südmeere bewässert. Die Witterung ist hier sehr verschieden, indem manche Gegenden mehr kalt als warm, andere sehr heiß sind, und in noch andern ein beständiger Frühling zu spüren ist. Erschreckliche Donner und Blitze sind hier sehr gewöhnlich, und den häufigen Erdbeben ist das Land ebenfalls ausgesetzt. Die Landschaft ist bergigt, voller feuchten Thäler, buchtiger Flüsse und reichen Goldadern. Etliche Gipfel der darinn belegenen Berge brennen und werfen große Steine, auch wohl heiß Wasser, das zum Salzsieden dienet, aus. Maiz wächset hier im Ueberfluß, auch Zuckerrohr und andere Gesäme und Früchte, nachdem es die Beschaffenheit einer jeden Gegend zuläßet. Das bey den Peruanern höher als alle kostbare Metalle und Edelsteine geschätzte Kraut, Cuca oder Coca, welches mit dem in Ostindien bekannten Betel übereinkommt, ist Popayan eigen. Es ist eine schwachstenglichte Pflanze, die wie ein Weinstock an einer andern hinanläuft und deren Blätter sich weich anfühlen lassen. Die Indianer wickeln einige Blätter um ein Stück Mombi,

Witterung.

Beschaffenheit.

Kraut Cuca.

einer Art von Kreide, kauen beydes mit einander, werfen den ersten Speichel aus und schlucken den übrigen hinunter. Wenn sie den Saft völlig herausgezogen haben, speyen sie das Kraut aus und nehmen wieder anders. Es ist ungemein nahrhaft, und so lange sie diese Blätter im Munde haben, denken sie an kein Essen und reisen ganze Tage lang, ohne etwas mehr als dieses Kraut mitzunehmen. Fehlt es ihnen, so befinden sie sich nicht bey so guten Kräften und arbeiten sehr schläfrig. In Pasto, einer Abtheilung von Popayan, findet man gewisse Bäume, woraus das Harz Mopamopa gezogen wird. Man überfirnisset damit hölzerne Gefäße, die sehr schön aussehen und so dauerhaft sind, daß weder heißes Wasser noch scharfe Sachen diesem Firniß schaden können. Die Thäler haben vortreffliche Viehweiden und Wiesen, in denen eine unglaubliche Menge von Schafen, Rindvieh und Mauleseln gezogen wird. An mancherley Vögeln ist kein Mangel und die Flüsse sind ungemein fischreich; so giebt es auch auf den Gebirgen und in den Wäldern viel Wildprett und wilde Thiere. Ein besonderes Ungeziefer Coya oder Coiba richtet mit seinem durchdringenden Gift vielen Schaden an. Es hat die Gestalt einer Spinne, kommt aber an Größe einer Wanze noch nicht gleich, und hält sich in den Winkeln der Gemäure und im Grase auf. Es hat eine hochrothe Farbe und die Feuchtigkeit, die es in seinem kleinen Körper enthält, hat eine so besondere Wirkung, daß sie,

Ungeziefer Coya.

wenn

wenn das Thier zerdrückt wird und etwas davon auf die Haut eines Menschen oder Thieres spritzt, sogleich durch die Schweißlöcher eindringt, sich mit dem Blute und den Säften des Körpers vermischt und eine schleunige und erschreckliche Geschwulst verursachet, worauf in kurzer Zeit der Tod folget. Das einzige Rettungsmittel ist dies, daß man, sobald der Leib anfängt zu schwellen, ein gewisses Stroh, welches in dasigen Gegenden wächst, anzündet und den ganzen Körper damit senget. Merkwürdig ist, daß wenn der Wurm in der flachen Hand zerknirscht wird, solches der Gesundheit nicht schadet, da doch oben auf dem Rücken der Hand die obengemeldete schlimme Wirkung erfolget. Die Thiere springen aus einem natürlichen Triebe auf die Seite, wenn sie ein Coyennest im Grase spüren, und sie blasen allemal das Gras erst stark an, ehe sie es mit dem Munde ergreifen. Die Goldbergwerke sind im ganzen Lande häufig und liefern sehr viel gutes Gold. Silber findet man selten, aber destomehr Smaragden, Jaspis und Agathen. Unter die vorzüglichen Waaren dieses Landes gehört auch Balsam und Drachenblut.

§. 22.

Einwohner.

Die Indianer der verschiedenen Landschaften von Terra Firma kommen in ihrer Gestalt, Sitten und Gebräuchen ziemlich miteinander überein. Die ordentliche Größe der Mannspersonen ist zwischen 5 bis 6 Fuß. Sie sind gerade, von einem schönen Verhältniß, haben starke Knochen

Leibesgestalt.

und eine breite Brust. Sie sind geschmeidig, lebhaft und ungemein schnell im Laufen. Die Weiber sind klein und dick, aber wohlgebildet. Beyde Geschlechter haben ein rundes Angesicht, eine stumpfe eingedrückte Nase, sehr feurige Augen, eine hohe Stirn, weiße und wohlgesetzte Zähne, dünne Lippen, einen kleinen Mund und ein wohlgebildetes Kinn. Sie haben schwarzes, starkes und langes Haar, welches die Weibspersonen mit einer Schnur hinten im Genicke zusammen binden, die Männer aber lang hinunter hängen lassen. Sie haben ein großes Vergnügen sich zu kämmen mit einem hölzernen Werkzeuge, welches aus vielen kleinen Stäbchen bestehet, und dieses wiederholen sie des Tages vielmals. Den Bart und alles andere Haar, außer den Augenwimpern und Augenbraunen, welche sie mit einem Oel reiben, wodurch sie glänzend werden, raufen sie aus. Die Mannspersonen lassen sich auch, wenn sie einen Feind erlegt haben, die Haare abschneiden und den ganzen Leib schwarz malen. Ein geschwärzter Mensch, der keine Haare hat, wird für einen Held gehalten. Ihre Gesichtsfarbe ist wie hell Kupfer oder trockene Orangen; doch findet man auf der Landenge ein Geschlecht von weißen Indianern, deren Haut aber milchweis und am ganzen Leibe mit einem feinen weißen Milchhaar bedeckt ist. Sie haben auch weiße Augenbraunen und Haupthaare, und so schwache Augen, daß sie das Tageslicht nicht vertragen können, des Nachts aber sehen sie sehr helle.

Alle

Alle Indianer in diesem Lande mögen sich gern den Leib mit verschiedenen Figuren bemalen. Sie lassen sich auf alle Theile, vornehmlich im Gesichte, Figuren von Menschen, Vögeln und Bäumen mit rother, gelber und blauer Oelfarbe zeichnen, welche Malerey einige Wochen dauert und denn wieder aufgefrischet wird. Einige machen diese Züge unauslöschlich, indem sie die Haut mit einer Dornspitze zerstechen und denn die Farbe darauf streichen lassen. Sie tragen ordentlicher Weise keine Kleider. Die Weiber haben nur um die Mitte des Leibes ein Stück Zeug, welches ihnen bis auf die Knie gehet: die Mannspersonen aber sind ganz nackend und bedecken das natürliche Schamglied nur mit einem Plantanblatte. Doch findet man an der Nordküste welche mit langen baumwollenen Röcken, wie unsere Fuhrmannskittel. Die Mannspersonen schmücken sich mit einer goldenen oder silbernen eyrunden Platte, die sie über den Mund tragen und welche die Unterlippe bedecket. Die Weiber haben statt der Platten einen Ring in der Nase, dessen Größe nach Verhältniß des Ranges ihrer Männer verschieden ist. Die Nase wird unter dieser Last allmählich niedergezogen, daß sie ihnen endlich bis auf den Mund herunterkömmt. Die Oberhäupter tragen an jedem Ohre einen Ring und zwo große Goldbleche, eines auf der Brust, das andere auf dem Rücken. Beyde Geschlechter schmücken sich auch mit Schnüren von Tygerzähnen oder Muschelschalen, die sie um den Hals

Kleidung.

hängen, wozu die Weiber noch dergleichen Armbänder fügen.

§. 23.

Wohnungen. Diese Indianer wohnen gemeiniglich zerstreut und gern am Ufer eines Flusses, sie verändern auch die Gegend, wenn sie glauben, daß diejenige, wo sie wohnen, den Spaniern bekannt sey. Ihre Wanderungen verursachen ihnen wenig Ungelegenheit, weil sie zu ihren Gebäuden keinen Grund legen dürfen. Sie graben nur einige Löcher in die Erde, stecken 7 bis 8 Fuß hohe Pfähle hinein und flechten Stäbe dazwischen, die sie mit Erde überkleiden. Das Dach wird von kleinen Sparren gemacht und mit Blättern gedeckt. In der Mitte der Hütte wird das Feuer angemacht und ein Loch oben im Dache dienet zum Schornsteine. Die Hütte ist ohne Abtheilungen, die ganze Familie ist darinn beysammen und ein jeder hat seinen Hamak oder Hängebette am Dache hängen. Ein großer Klotz dienet ihnen zum Tisch, und kleine Klötze statt der Stühle, und Plantanen-
Feldbau. blätter sind ihre Tischtücher. Das Land wird nur um jedes Haus herum gebauet. Sie hacken die Erde um, machen Löcher mit den Fingern und stecken in jedes Loch 2 bis 3 Körner Maiz. Im April wird gesäet und im Herbstmonat ge-
Speisen. ärntet. Man trocknet das Getreyde und zermalmet es mit sehr gleichen Steinen zu Pulver. Plantanen, Yamen, Pataten und Cassave sind ihre gewöhnliche Speise, und vom Maiz machen sie verschiedene Getränke. Sie essen täglich einmal

mal Fleisch von wilden Thieren, welches sie aber niemals kochen, sondern sie schneiden es in Stücke, thun es mit Wurzeln und Piment in ein irdenes Gefäß und lassen es nur einige Stunden auf heißer Asche stehen. Die Mannspersonen sind hier nicht so träge als in den südlichern Gegenden, säubern ihre Pflanzungen, hauen die Bäume um und thun die grobe Arbeit. Die Weiber pflanzen den Maiz und säubern ihn, bereiten das Getränke und die Speisen, und tragen auf den Reisen das Hausgeräthe und die Lebensmittel. Die Vielweiberey ist erlaubt, der Ehebruch aber wird mit dem Tode bestraft. Die Strafe eines Menschen, der eine Jungfrau schändet, ist, daß man ihm einen kleinen mit Stacheln versehenen Stab in die Harnröhre steckt und ihn einigemal darinn umdrehet, welche Marter so schmerzhaft ist, daß sie gemeiniglich den Tod verursacht. Bey dem Verheirathen beobachten sie seltsame Ceremonien. Der Vater oder in seiner Abwesenheit der nächste Anverwandte der Braut muß sie 7 Nächte allein in seiner Verwahrung haben, anzuzeigen, daß er sie ungern von sich lässet. Alle Indianer des Ortes versammeln sich zum Hochzeitfeste und werden mit einer Schale starken Getränkes empfangen. Des Jünglings Vater hält eine lange Rede, nach welcher er mit tausenderley Verdrehungen tanzt. Hierauf setzt er sich aufs Knie und stellet seinen Sohn der Braut zu, deren Vater auch auf dem Knie sitzet und sie bey der Hand hält. Denn er-

Vielweiberey.

Heirathen.

hebt sich dieser und tanzet, worauf sich beyde Brautleute umarmen. Sogleich springen die Männer mit ihren Aexten und Hacken nach einem Stück Landes, das den neuen Eheleuten zur Bepflanzung angewiesen ist, hacken und graben das Erdreich um, und die Weiber und Kinder besäen es mit Maiz. Alle zusammen bauen daselbst eine Hütte zur Wohnung für die neuen Eheleute. Denn schmauset und trinkt man 3 bis 4 Tage. Die Weiber trinken und tanzen nie öffentlich mit den Mannspersonen, sondern sie warten, um sich unter einander lustig zu machen, bis die Männer sich hinwegbegeben haben. Wenn eine Frau niederkommt, so tragen ihre Freundinnen und Nachbarinnen sie und ihr Kind sogleich an den Fluß und waschen sie. Das Kind wird in eine Baumrinde gewickelt und man reiniget es oft in fließendem kalten Wasser. Die einzige Erziehung der Knaben ist, daß die Väter sie schwimmen, den Bogen spannen und den Spieß werfen lehren, und ihre Geschicklichkeit in diesen Uebungen ist vortrefflich. Die Mädchen werden bey guter Zeit zu den häuslichen Verrichtungen angehalten und helfen den Müttern bey der Arbeit. Sie pflücken und spinnen Baumwolle, wovon sie sehr gute Zeuge machen. Sie bereiten die Röhre, woraus die Mannspersonen Körbe, auch Schalen zum trinken machen, welche so fest sind, daß sie das Getränke halten können. Wenn die Mädchen mannbar werden, so bleiben sie so lange, bis sie heirathen, in ihrer Familie eingeschlossen, und

Kinderzucht.

be-

bedecken ihr Gesicht mit einem baumwollenen Schleyer, den sie sogar vor ihren Vätern tragen.

§. 25.

Die vornehmste Beschäfftigung der Männer ist, Bogen und Pfeile und Lanzen zu machen. Sie machen auch eine Art Flöten aus hohlen Bambus, nach deren Klange sie tanzen. Sie stellen sich in einen Kreis, die Hände ausgestreckt auf den Schultern, und drehen sich mit heftiger Bewegung auf allen Seiten herum. Die Geschicktesten springen aus dem Kreise, um allerhand Sprünge und geschmeidige Wendungen und Drehungen zu machen. Bey einer zahlreichen Versammlung dauert der Tanz den ganzen Tag, und denn laufen sie alle ins Wasser sich abzukühlen. Ihre liebste Uebung ist die Jagd, und zum Schießen haben sie solche Lust, daß sie keinen Vogel können fliegen sehen, ohne einen Pfeil auf ihn abzudrücken, und selten verfehlen sie ihn. Außer ihren besondern Jagden, die sie so oft vornehmen, als ihr Vorrath vom Fleische ausgegangen ist, halten sie gemeinschaftliche große Jagden, die oft 20 Tage dauern. Auf ihren Reisen dienet ihnen die Sonne zur Wegweiserinn, ist sie aber unter einer dicken Wolke verborgen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu den Bäumen, deren Rinde sie beobachten, und die dickste Seite zeiget ihnen, wo Mittag ist. Sie unterscheiden die Wochen, Tage und Stunden nur durch Zeichen, welche sie selbst denenjenigen zu verstehen geben können, die ihre Sprache nicht verstehen, und

Beschäfftigung und Ergötzlichkeiten.

und die vergangene Zeit bezeichnen sie durch Monden. Ihre Art zu zählen geschiehet durch Einheiten und Zehner bis auf Hundert, weiter aber erstreckt sich ihre Rechenkunst nicht. Sie
Religion. sollen die Sonne für ihre vornehmste Gottheit erkennen, haben aber weder Tempel noch Gottesdienst. Sie haben eine große Furcht vor dem Teufel, den sie unter verschiedenen Gestalten abmalen, und setzen ein großes Vertrauen auf ihre Wahrsager. Von einem künftigen Leben haben sie keinen Begriff, und alle ihre Absichten sind auf den Gebrauch ihrer natürlichen Kräfte eingeschränkt. Sie waren ehedem Menschenfresser und fraßen das Fleisch dererjenigen, die sie in ihren Kriegen fangen konnten. Sie warfen die gefangenen Spanier auf die Erde, gossen ihnen geschmolzen Gold in den Mund mit den Worten: friß, Christ, da friß Gold. Denn schnitten sie ihnen einen Arm oder ein Bein ab, brieten diese Glieder auf Kohlen und verzehrten sie mit Sin-
Menschenfresser. gen und Tanzen. Die Antier sind noch grausamer als die Tyger. Wenn sie einen angesehenen Gefangenen machen, binden sie ihn nackend an einen Pfahl und schneiden ihm mit scharfen steinernen Messern das Fleisch vom Leibe herunter. Denn färben sich alle untereinander mit dem Blute dieses unglücklichen Opfers und schlingen das Fleisch roh hinein, so daß sich dieser Elende lebendig gefressen sieht. Die Weiber sind noch unmenschlicher, indem sie die Warzen an den Brüsten mit dem Blute reiben und es ihre Kin-

der

der mit der Milch einsaugen lassen. Sie halten diese Speise in großer Hochachtung und essen sie als etwas heiliges. Hat sich der Geopferte standhaft und trotzig bey den Martern bezeiget, so trocknen sie die Knochen und stellen solche auf den Gipfel der Berge, halten sie für Götter, beten sie an und bringen ihnen Opfer. Die alten Einwohner in der Landschaft Karthagena führten ihren Götzen Chiappen mit sich in den Krieg. Sie opferten ihm ihre Kinder, verzehrten sie und bestrichen ihn mit ihrem Blute. Waren sie glücklich, so stellten sie große Schmausefeste an, tanzten und sungen, schlachteten die Gefangenen und bestrichen den Götzen mit ihrem Blute und Gehirne. Die Streitenden aufzumuntern hiengen sie die Gebeine ihrer berühmten Kriegshelden oben an die Fahnen.

§. 25.

Mancherley Geschlechter der Weißen.

Außer den Indianern giebt es in dem Königreich Terra Firma zweyerley Einwohner, nämlich Weiße und Negern, aus deren Vermischung mancherley Geschlechter entstehen. Unter den Weißen haben die Chapetonen oder gebohrnen Europäer den vornehmsten Rang; ihre Anzahl ist aber nicht groß, weil sie sich gemeiniglich nach Spanien zurückbegeben, sobald sie ein mäßiges Vermögen gesammelt haben. Auf diese folgen die weißen Kreolen, welches die Nachkommen der Spanier sind, die sich ehemals im Lande niedergelassen haben. Sie besitzen größtentheils Ländereyen oder Vermögen. Aus der Vermischung

schung der Weißen und Schwarzen entstehen die Mulatten, die sehr zahlreich sind und wieder aus verschiedenen Geschlechtern bestehen. So kommen von Mulatten und Weißen die Terceronen her; von Weißen und Terceronen die Quarteronen, und von Weißen und Quarteronen die Quinteronen. Bey diesen findet man keine Spuren mehr vom Negerngeschlechte und sie sind weder in Ansehung der Farbe, noch der Gesichtszüge von den Weißen zu unterscheiden. Die Kinder, die von Weißen und Quinteronen gezeugt werden, heißen daher schon Spanier. Ein jeder hält sein Geschlecht hoch und siehet es für eine Beschimpfung an, wenn ihm jemand aus Versehen eine niedrigere Stuffe zuschreibt, als diejenige ist, zu welcher er gehöret. Aus der Vermischung der Mulatten und Negern, und aus der Vermischung dieser Geschlechter mit den Indianern entstehet noch ein anderes Geschlecht, welches Sambo genannt wird. Ueberhaupt sind wegen der mancherley Vermischungen eines Geschlechts mit dem andern der Gattungen so viel, daß sie sich selbst nicht mehr von einander zu unter-

Negern. scheiden wissen. Das Geschlecht der Schwarzen ist in Ansehung der Anzahl und Menge nicht das schwächste. Sie sind wieder entweder Kriolen oder Bozalen: diese sind die in Afrika erkauften und hieher gebrachten Negern, jene aber die von Negern hier im Lande gezeugten Kinder. Beyde sind entweder freye, die sich ihre Freyheit erkauft haben und für sich leben; oder Leibeigene, die zu

Be-

Besorgung des Hauswesens, Bestellung des Feldes, in den Bergwerken und sonst zu den beschwerlichsten Arbeiten gebraucht werden. Die Mulatten treiben Handwerker, welches von den Weißen nicht geschiehet, sie mögen Kreolen oder Chapetonen seyn; denn diese würden es für einen großen Schimpf halten, wenn sie ihr Leben mit solchen Handarbeiten zubringen sollten. Weil sie aber nicht alle darinn glücklich seyn können, so gelangen viele so wenig zu den Reichthümern, die sie in Indien zu finden glaubten, daß sie endlich in das äußerste Elend gerathen. Noch eine andere Gattung von Leuten werden Pulizonen genannt. Dies sind Leute, die ohne Erlaubniß ihrer Obrigkeit mit den Schiffen nach Westindien gehen, ihr Glück daselbst zu machen, ohne weder eine Bedienung zu bekleiden, noch Vermögen zu besitzen, noch sonst etwas zu haben, wodurch sie sich empfehlen können. Sie gerathen gemeiniglich in die elendesten Umstände, und müssen sich endlich noch glücklich schätzen, wenn sie eine freye Negerinn oder Mulattinn heirathen können, und ihren Unterhalt durch alle Arbeiten erwerben, wozu sie Gelegenheit finden.

§. 26.

Der Charakter der Weißen kommt mit dem Charakter der Spanier in Europa ziemlich überein. Sie zeigen eben den Stolz und das gravitätische Wesen und eben die Trägheit, welche durch die große Hitze noch vermehret wird. In der Handlung sind sie sehr verschlagen, listig und eigen- Charakter der Weißen.

eigennützig; ihr Dichten und Trachten gehet nur auf ihren Vortheil und Gewinnst, und darinn sind Chapetonen und Kreolen einander gleich. Man bemerkt an ihnen einen guten Verstand, einen fertigen, muntern und aufgeräumten Witz. Bewundernswürdig ist, daß der Verstand sich hier weit früher entwikkelt, als in Europa. Man siehet, daß hier kleine Kinder von 2 oder 3 Jahren ordentlicher und vernünftiger denken und reden, als Kinder in Europa von 6 oder 7 Jahren. Diese Fähigkeit zeigt sich besonders bey denen, die sich auf die Wissenschaften legen, da sie es in kurzer Zeit so weit bringen, als es diejenigen, die in andern Ländern wohnen, kaum durch viele Arbeit und in reifern Jahren bringen können. Allein der Mangel am Fleiße, die Neigung zum Müßiggange und die Laster, denen sie sich gemeiniglich zeitig ergeben, machen daß dasjenige verlohren gehet, was man von ihnen erwartet hatte, und daß die Früchte ihrer Fähigkeit nicht zur Reife und Vollkommenheit gelangen.

Sitten und Gebräuche.

In Ansehung der Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche sind sie in einigen Stücken von den Spaniern unterschieden. Der Branntwein ist bey ihnen sehr stark im Gebrauch, und auch die ordentlichsten und mäßigsten Personen haben um 11 Uhr Vormittags ihre Branntweinsstunde, welche Gewohnheit aber bey vielen zum Laster wird, die die Branntweinsstunde anfangen, sobald sie aus dem Bette aufgestanden sind, und sie nicht eher schließen, als bis sie wieder zu Bette gehen.

gehen. Der gemeinste ist der Landbranntewein, der aus dem Safte des Zuckerrohrs verfertigt wird; die Vornehmen aber bedienen sich des spanischen. Die Chocolade brauchen sie eben so stark, und auf gleiche Weise verthun sie ungemein viel von süßen Sachen und Honig. Nicht geringer ist ihre Begierde nach dem Tabackrauchen. Der Gebrauch des Tabacks ist durchgängig eingeführt, ohne Ausnahme des Geschlechts und des Standes; nur daß die weißen Weiber in ihren Häusern rauchen, die Männer aber und die Weiber von andern Klassen keinen Unterschied unter dem Orte und der Zeit machen. Sie bedienen sich dazu kleiner aus Taback verfertigter Röllchen, wovon sie das eine Ende anzünden und das andere in den Mund nehmen. Die Weiber stecken auch das angezündete Ende in den Mund und behalten es lange Zeit darinn, ohne daß der Taback verlöschet, oder das Feuer ihnen Unbequemlichkeit verursachet. Unter die besondern Gewohnheiten gehören auch die Tänze oder Fandangos, die sie bey ihren Festen, Lustbarkeiten und Feyertagen anstellen, wobey das gemeine Volk große Ausschweifungen begehet. Die Kleidung der Weißen ist von der in Spanien nicht sehr verschieden, nur daß sie leicht ist. Die Männer tragen Westen und Beinkleider von bretagnischer Leinwand, und ein Oberkleid von einem dünnen Zeuge wie Taffent. Auf dem Kopf haben sie eine Mütze von zarter Leinwand, und in den Händen tragen sie beständig Fächer von sehr zar-

ten Palmblättern. Die weißen Weiber tragen eine Pollera oder Rock, der vom Gürtel bis auf die Füße gehet und von einfachem Taffent ist. Den Oberleib schnüren sie allemal ein und tragen, aber nur zur Regenzeit, über demselben eine weiße leichte Jupe. Wenn sie ausgehen, legen sie noch eine Basquinna oder Oberrock und einen Manto oder ein langes Oberkleid an. Sie tragen keine Schuhe, sondern Pantufos, eine Art Pantoffeln, und den Kopf bedecken sie mit einem Kopfzeuge von feiner Leinwand, voller Spitzen, fast in Gestalt der Bischofsmützen.

§. 27.

Von Gelehrsamkeit und Künsten wissen die eingebohrnen Indianer gar nichts, und die Spanier wenden hier noch weniger Fleiß darauf als in ihrem Vaterlande. Ihre einzige Beschäfftigung ist die Handlung, welche besonders in den Städten Panama, Portobello und Karthagena in großem Flore ist. Die spanischen Flotten, welche die europäischen Waaren in die amerikanischen Kolonien bringen und die dortigen Landeswaaren und Schätze zurücknehmen, kommen zuerst nach Karthagena, wohin die Kaufleute aus den innern Landschaften Santa Fe, Popayan und Quito ihre Waaren bringen, die vornehmlich in Silber und geprägtem Golde, oder Gold in Platten und Goldstaub und Smaragden bestehen, dagegen sie solche Waaren und Güter zurücknehmen, die zu Versorgung dieser Landschaften erforderlich sind. Bey dieser Messe gewinnen die

Handlung.

Ein-

Einwohner der Stadt ein großes, theils durch Vermiethung der Häuser und ihrer Negern, theils durch Handreichung und Dienste, welche sie über sich nehmen. Sobald die Galleonen die Nachricht erhalten, daß die Waaren der peruanischen Flotte zu Panama ausgeladen sind, so gehen sie nach Portobello, wo eine ansehnliche Messe gehalten wird. Dieser sonst todte Ort ist alsdenn so volkreich, daß manche Häuser für 4 bis 6000 Thaler auf die Zeit der Messe vermiethet werden, welche auf 40 Tage festgesetzt ist, aber wegen der ungesunden Luft und Krankheiten selten über 14 Tage dauert. Die Flotte ladet ihre Waaren aus und indessen langet das peruanische Gold und Silber von Panama zu Lande auf Mauleseln an. Alsdenn vergleicht man sich unter Aufsicht des Präsidenten von Panama und des Befehlshabers der Flotte über die Preise der Waaren, und nun kann ein jeder nach diesen bestimmten Preisen zu handeln anfangen. Ehemals hatten die Engländer die Freyheit ein Vergünstigungsschiff hieher zu schicken, auf welchem sie eine ansehnliche Ladung auf ihre Rechnung mit auf die Messe brachten und also einen ansehnlichen Antheil daran hatten. Dieses that der Handlung der spanischen Kaufleute großen Eintrag, daher auch diese Vergünstigung aufgehoben worden. Sobald die Galleonen fort sind, bedeutet der Handel hier sowohl als in Karthagena sehr wenig, und dies wird die todte Zeit genannt. Die Stadt Panama hat ebenfalls einen ansehnlichen Handel, da sie

die erste Stadt ist, wo die peruanischen Schätze und Waaren ausgeschiffet werden. Auch zu andern Zeiten, wenn keine spanische Flotte in Amerika zugegen ist, fehlt es dieser Stadt nicht an Verkehr, indem alles, was nach den Häfen der Südsee in Peru, oder aus diesen Häfen nach Spanien gehen will, fast nothwendig hier durch muß. Es wird auch zu Panama und Portobello ein starker Assiento- oder Negerhandel getrieben, und an beyden Orten ist eine Cassa oder Faktorey, aus welcher die Negern durch ganz Terra Firma und Peru verkauft und vertheilt werden. Von holländischen und engländischen Schiffen wird, von den antillischen Inseln aus, ein starker Schleichhandel mit europäischen Waaren getrieben, welchen auch die Spanier, aller Bemühungen ohngeachtet, nicht hindern können, ob sie gleich viele Guarda Costas oder Schiffe zur Bewahrung der Küsten halten.

§. 28.

Religion. Die Religion der hiesigen Spanier ist die römisch-katholische, und sie sind hier nicht weniger abergläubisch, als in Spanien selbst. Die Weiber sind so andächtig, als stolz und galant. In der Provinz Cumana gehört es zum Wohlstande, daß sie, wenn sie in die Kirche gehen, welches alle Tage geschiehet, sich von einer Art Pagen begleiten lassen. Dieser Page ist geistlichen Standes, aber noch von keinem Orden, und verrichtet, in Erwartung Priester zu werden, die Stelle eines vertrauten Dieners. Die Pfaffen

sen und Mönche sind hier ungemein zahlreich, haben große Gewalt, und besitzen, so wie die Kirchen, große Reichthümer. Die Inquisition ist ebenfalls eingeführt, und es sind verschiedene Gerichte derselben in der Provinz. Die Spanier haben ihre Religion mit Feuer und Schwert ausgebreitet und die Indianer, so weit sie ihnen unterworfen sind, zur Annehmung derselben gebracht. Allein diese armen Leute sind, aus Mangel des gehörigen Unterrichts, darinn sehr unwissend, und ihr Christenthum besteht größtentheils darinn, daß sie in die Messe gehen und einige Ceremonien mitmachen. Die Justiz wird, wie in den spanischen Städten, von Alkalden und Regidoren verwaltet, von denen die Appellation an die königlichen Audiencias geht. Eine solche Audiencia ist zu Panama über die Provinzen Panama, Darien und Veraguas, und eine andere zu Santa Fe über die andern Landschaften von Terra Firma; doch steht der südliche und westliche Theil von Popayan unter der Statthalterschaft und Audiencia von Quito in Peru. Die Regierung des Landes wird besorget theils von dem Statthalter der Audiencia Panama, der zugleich Generalcapitain ist, und gemeiniglich der Präsident von Panama genannt wird; theils von dem Unterkönig von Neugrenada, der seinen Sitz zu Karthagena hat. Unter beyden stehen wieder verschiedene Unterstatthalter in den Provinzen. Justizwesen.

Das III. Hauptstück.

Von Guiana.

§. 29.

Entdekkung.

Guiana, ein weitläuftiges Land in Südamerika, ist den Europäern, was die innern Gegenden betrifft, noch unbekannt, so viel Mühe man auch auf die Entdekkung desselben gewandt hat. Die Spanier machten sich aus den Erzählungen einiger Indianer die prächtigsten Vorstellungen von diesem Lande. Man gab vor, es wäre in demselben ein See, dessen Sand Gold wäre, und eine Stadt, deren Dächer mit Gold bedeckt wären, daher man sie el Dorado nannte: der Goldstaub sollte so häufig seyn, daß die Einwohner, nachdem sie sich mit einem klebrichten Oel bestrichen, den ganzen Leib damit bestreuten. Antonio von Berreo und andere Spanier gaben sich unglaubliche Mühe, diese Stadt zu entdecken, und auch andere Mächte wurden durch die herrlichen Vorstellungen davon rege gemacht. Die Königinn Elisabeth von England schickte im Jahr 1595 den berühmten Admiral Walther Raleigh mit einer Flotte dahin, den Spaniern dieses Land streitig zu machen. Er beschiffte die Küsten und fuhr auch in den Orinoko und einige in denselben fallende Flüsse hinein. Keymis, ein andrer englischer Seefahrer, that 1596 den zweyten Versuch und lief auch in den Orinoko ein, konnte

aber

aber so wenig als Raleigh sich im Lande festsetzen. Mit eben so wenigem Erfolg wurde noch ein dritter Versuch auf Raleighs Kosten und Anweisung unternommen. Auch die Franzosen versuchten es in Guiana einzudringen. Villegagnon, Viceadmiral von Bretagne, ein Kalviniſt, machte den Anschlag, eine Kolonie von Protestanten dahin zu führen, welches Vorhaben der berühmte Admiral von Coligny eifrigst unterstützte. Die Kolonie wurde in Brasilien angelegt, ihre Uneinigkeit aber gab den Portugiesen Gelegenheit, sie zu zerstören. Die Ueberbleibsel derselben wandten sich nach Guiana, wo aber erst lange nachher ordentliche Errichtungen zu Stande kamen. Im Jahre 1651 entstand die Gesellschaft vom Aequinoctialfrankreich, welchen Namen man damals Guiana gab, welches die Franzosen auch Cayenne nennen. Es wurde auch eine Kolonie angelegt, welche aber durch Uneinigkeit und Unordnung bald zu Grunde gieng, daher die Holländer sich auf der Insel Cayenne niederließen. Im Jahr 1683 entstand eine neue Gesellschaft von Frankreich unter der Mittellinie, welche den Holländern Cayenne wieder abnahm und die hier befindlichen Etablissements der Franzosen zu Stande brachte. Nachdem die Holländer von den Portugiesen aus Brasilien vertrieben waren, so kamen sie nach Surinam, wo sie sich im Jahre 1668 festsetzten, von da sie ihre Niederlassungen weiter an der Küste ausbreiteten. Bey allen unternommenen Reisen der Europäer und

verschiedener Missionarien ist das Innere dieses Landes doch nur unvollkommen bekannt.

§. 30.

Grenzen. Die Landschaft Guiana macht den Theil vom südlichen Amerika aus, der sich von der Mittellinie bis zum 9ten Grad nordlicher Breite erstreckt, und zwischen dem Amazonenflusse und dem Orinoko eingeschlossen ist. Ihre Grenzen sind gegen Mitternacht und Morgen das Nordmeer, gegen Mittag Brasilien und das Amazonenland, und gegen Abend Neugrenada. Die Größe. Größe wird längst der ganzen Küste auf 300 Meilen geschätzt. Da das Land so nahe bey der Witterung. Linie ist, so ist es sehr heiß und die Hitze würde unerträglich seyn, wenn nicht das Regenwetter fast dreyviertel Jahre anhielte, welches die Luft ziemlich gemäßigt macht; ja des Morgens ist es sogar oftmals kalt, so daß man sich genöthigt siehet Feuer anzumachen. Surinam ist ein für die Gesundheit gefährlicher Ort. Tag und Nacht sind fast beständig gleich, und die Nächte werden denen, die nach der großen Tageshitze dem Thau ausgesetzt sind, sehr gefährlich. Wenn die Sonne am höchsten stehet, so verursacht die brennende Hitze der Luft eine so große Auflösung der Säfte in dem Körper und ein so anhaltendes heftiges Schwitzen, daß alles Wasser, das man trinkt, in dem Augenblicke durch die Schweißlöcher durchdringt, als wenn es aus einem Schwamm gedrückt würde. Hiezu kommt die Unbeständigkeit der Witterung, da alle 4 Jahrszeiten

zeiten vielmal in einem Tage auf einander folgen. Die Winde sind häufig und ungestüm und die Donnerwetter außerordentlich heftig. Die Luft auf der Insel Cayenne ist gesunder, seitdem man das Land mehr urbar gemacht hat. Man empfindet auch hier nicht eine so brennende Hitze, weil sich alle Morgen um 8 Uhr ein Ostwind erhebet, der die Luft abkühlet. Die Witterung verursacht verschiedene Krankheiten. Eine ist besonders den neugebohrnen Kindern gefährlich, wovon aber auch Erwachsene nicht frey sind. Sie bestehet in einem Hauptfluß, der mit einer Verzuckung aller Glieder vergesellschaftet ist, wobey der Hals verdrehet wird, die Kinnbacken sich zusammenschließen, und die Arme und Beine steif werden, wie ein Stück Holz. Das beste Mittel ist, daß man den Kranken oft mit frischem Wasser begießt, bis man merkt, daß die Glieder wieder geschmeidig werden. Eine andere Krankheit heißt der Makakewurm, der zwischen Fell und Fleisch entstehet, insgemein bey den Gelenken in den Beinen und Schenkeln, und besonders an den Knieen. Er gleicht einer Raupe, ist dunkelbraun, einen Zoll lang und so dick als eine Federspule. Anfänglich verursacht er ein Jucken und nachher eine Blatter, die immer größer wird, da man sie denn öffnet und den Wurm herausnimmt. Krankheiten.

§. 31.

Die ganze Küste von Guiana hat ein sehr angenehmes Ansehen wegen der großen Wälder Beschaffenheit.

von beständig grünenden Bäumen. Ihr größter Theil liegt niedrig und ist daher den Ueberschwemmungen ausgesetzt. Weiter hineinwärts ist das Land erhaben und man findet daselbst auch große Gebirge. Meistens ist es mit Holz bewachsen, doch findet man auch flache unbewachsene Oerter, wo große morastige Wiesen liegen, die kaum mitten im Sommer austrocknen.

Produkte. Der Boden ist fett und fruchtbar, und das ganze Land könnte sehr nutzbar werden, wenn es völlig angebauet würde. Man bauet hier viel Maiz, große Hirse, Maniok, Pataten, Baumwolle, Kaffee, Kakao, Indigo, Rucu und Zuckerrohr.

Kaffeebaum. Der Kaffee ist itzt einer der größten Reichthümer von Guiana. Die Holländer machten zu Surinam mit dem Anbau desselben den Anfang, und seit 1721 bauen ihn auch die Franzosen zu Cayenne. Der Baum wächst hier sehr geschwind, trägt aber erst im dritten Jahre Früchte. Er erreicht nur die Höhe von 10 Fuß und ist von unten an voller Zweige, davon allemal zween und zween kreuzweis gegen einander stehen, so daß sie einen dickbelaubten Baum machen, der die Gestalt einer Spitzsäule und ein sehr schönes Ansehen hat. Er trägt jährlich zweymal Früchte, indem die Zweige, welche im Junius blühen, im December reife Früchte haben, und die Zweige, welche um diese Zeit blühen, im Junius Früchte

Kakao. bringen. Der Kakao wird stark gebauet und mancher Eigenthümer unterhält hunderttausend dergleichen Bäume, welche ihm auf 8000 Thaler

ler eintragen, ohne weitere Kosten, als daß er 15 bis 20 Sklaven darauf hält. Der Rucu ist ein Staudengewächs, das 10 Fuß und drüber hoch wird, und rothe, auch gelbe Früchte trägt, die man Cabochen nennt. Diese Früchte werden zu einem Teige gestoßen, der eine Zeitlang in Wasser eingeweicht und alsdenn ausgepresset wird, daß das Wasser davon ganz roth wird. Dieses Wasser kocht man so dick als einen Brey, den man hernach an der Sonne trocknet. Der Rucu ist in der Färberey sehr nützlich und wird zu gelber, rother und anderer Farbe gebraucht. Der Indigo wird auf eine ähnliche Art aus einer Pflanze bereitet. Das Zuckerrohr wird vom December bis zu Ende des März gepflanzt. Hiezu nimmt man vom obersten Theil des Rohres Stücke eines Fußes lang, welche viel Knoten haben und dichte neben einander gesetzt und sodann mit ein wenig Erde bedeckt werden. Nach 18 Monaten wird das Rohr abgeschnitten und auf besonders dazu eingerichteten Mühlen zermalmet. Der ausgepreßte Saft wird in einem Troge aufgefangen und durch hölzerne Rinnen in die Zuckersiederey geführet, wo er gesotten und geläutert wird. Aus dem Schaume und dem letzten Syrop bereitet man ein dem Branntwein ähnliches Getränke, welches Tafia genannt wird. Die Europäer haben hier verschiedene europäische Küchengewächse, auch Kürbisse und Melonen gepflanzt, die sehr gut fortgekommen sind; die europäischen Fruchtbäume aber wollen

Rucu.

Zuckerrohr.

nicht

nicht recht fort. Die Feigen sind vortrefflich, und Weintrauben kann man zu allen Jahrszeiten haben; sie werden aber von den Vögeln und Ameisen sehr verderbt. Unter den Landfrüchten
Mamis. sind die Ananas und Mamis die besten. Diese letztere ist die Frucht eines ziemlich großen Baums, hat die Gestalt einer Kanonenkugel und 6 bis 8 Zoll im Durchschnitte. Sie hat eine röthliche, eines halben Fingers dicke Schale wie Leder, die man abziehen kann. Sie ist für den Geschmack und Geruch sehr angenehm; man macht Marmeladen, eingemachtes Zuckerwerk und Torten daraus, die vortrefflich sind. In den Wäldern trifft man Eben- Violet- Rosen- und anderes Holz, ingleichen Vanille und Copaubäume an. Das Cumery oder sogenannte Rothholz kommt von sehr harzigen Bäumen, aus denen ein rother Saft fließet, der ein heilsamer Balsam für man-
Kalebassier. cherley Beschädigungen ist. Der Kalebassier gleicht unsern größten Aepfelbäumen und trägt eine Frucht, welche die Gestalt eines Kürbis hat. Diese höhlen die Negern aus und machen Flaschen, Schüsseln, Näpfe und andern Hausrath daraus.
Liane. Die Liane ist in Guiana eine gemeine Pflanze. Sie windet sich um die Bäume, und wenn sie bis auf den höchsten Gipfel gekommen ist, laufen ihre Zweige wieder auf die Erde herunter und schlagen Wurzel. Manche sind so dick wie ein Arm und ziehen den Baum, den sie umschlingen, dergestalt zusammen, daß er erstickt und verdorret. Aus diesen Lianen bereiten die Einwohner ihre

Stricke.

Stricke. Eine andere Art von Lianen geben, wenn sie zerschnitten werden, ein klares reines Wasser in Menge, welches den Jägern und Reisenden zur Erquickung dienet. Die Pflanze Pitte giebt einen sehr nützlichen Faden, der stärker und feiner als Seide ist, und woraus man Strümpfe macht. Die Indianer schälen diese Pflanze wie den Hanf und machen Stricke und Hamacken daraus. Der Manglier ist ein Strauch wie Weiden, und wächset sehr häufig an den Ufern der Flüsse und in den Sümpfen. Seine Aeste und Wurzeln laufen weit herum und flechten sich dergestalt in einander, daß sie eine Art von Damm machen, auf welchem man viele Stunden weit, wie auf festem Lande, gehen kann.

Pitte.

Manglier.

§. 32.

Von zahmen Vieh haben die Europäer Pferde, Ochsen, Schafe und Ziegen hieher gebracht, die auf den schönen Weiden in großer Menge gehalten werden, und sich noch weit mehr vermehren würden, wenn die Tyger nicht so großen Schaden darunter anrichteten. Die Menge des Wildes in den Wäldern ist ungemein groß. Man findet Hirsche, mancherley Arten Schweine, worunter besonders die Maypuris merkwürdig sind, die theils auf dem Lande, theils im Wasser leben; Paks eine Art von Kaninchen. Unter den Raubthieren sind die dunkelrothen Tyger die gefährlichsten, und sie schwimmen oft vom festen Lande nach der Insel Cayenne hinüber. Die Affen sind auch in großer Anzahl vor-

Zahmes Vieh.

Wilde Thiere.

vorhanden und verderben oft die mit Maiz besäeten Felder. Um sie zu fangen, setzt man töpferne, mit Maiz gefüllte Flaschen mit einem engen Halse auf die Felder. Die Affen stecken die Pfoten hinein, um den Maiz herauszunehmen, können sie aber nicht zurückziehen, und werden von den Indianern, welche sie durch ihr Geschrey herbeyziehen, todt geschlagen. Eine Art von kleinem Hunde ist wegen seiner besondern Gegenwehr merkwürdig. Wenn er einen Menschen, Tyger oder Löwen auf sich zukommen siehet, so erwartet er ihn unerschrocken, und sobald sein Feind in der erforderlichen Nähe ist, wendet er sich um und läßt einen so vergifteten Wind fahren, daß man die Flucht nehmen muß. Der Ante, ein Thier von der Größe eines Maulesels, hat zwischen beyden Augen ein Bein stehen, womit er alles, was er in den Wäldern antrifft, zerstößt. Eine Art von Katze, Cusicusi genannt, schläft den ganzen Tag, und die Nacht geht sie aus Vögel und Schlangen zu fangen. Außer den Gänsen und Hühnern, welche die Europäer hieher gebracht haben, findet man einen Ueberfluß von Vögeln, besonders Phasanen, Rebhühner, wilde Enten, Holz- und Turteltauben und den Narrenvogel, dessen Schmalz ein sicheres Mittel für den Schlag und die aus Verkältung entstehende Lähmung ist. Auf Cayenne werden viel Papagoyen gefangen, die stark gegessen werden und wohlschmeckend sind, zumal wenn sie in einer Suppe aufgetragen werden. Das Land ist

Vögel.

von

von einer unzählichen Menge von Flüssen durchschnitten, unter denen der Orinoko, Uyapok, Essequebe, Maroni, Cayenne und Cachipur die vornehmsten sind. Außer den Fischen, die diese Flüsse liefern, findet man an der Küste viele Schwertfische und eine unzählige Menge Schildkröten von verschiedener Art und Größe, deren Fleisch und Eyer eine sehr wohlschmeckende Speise sind. Man fängt hier auch die schöne Art Schildkröten, welche man Caret nennet und deren Schale stets ein Grund zu einer reichen Handlung gewesen ist. Die Schildkröten legen ihre Eyer am Ufer und auf den Sandbänken, die aus dem Wasser hervorragen. Die Zahl ist verschieden nach der Größe, indem einige nur 24, andere aber bis 64 Eyer legen. Sie machen das Loch, wohin sie sie legen wollen, mit vieler Mühe, und bedecken es hernach sorgfältig, daß man es nicht erkennen kann. Wenn die jungen Schildkröten aus den Eyern gekrochen sind, so warten sie bis zur Nachtzeit, um ihre Löcher zu verlassen und ins Wasser zu gehen, in welchem Element sie leben sollen, und da bemerkt man mit Verwunderung, daß sie durch einen Naturtrieb allezeit den kürzesten Weg erwählen und ihn niemals verfehlen. Schlangen und allerley kriechende und fliegende Ungeziefer sind hier, wie fast in ganz Amerika, sehr gemein. Unter den Schlangen ist vornehmlich der Bujo, ein ungeheures Thier, zu merken. Sie ist bis 16 Ellen lang und siehet dem Stamme eines alten Baumes gleich, indem sie

Flüsse.

Schildkröten.

Schlangen.

sie eine Art von Moos um sich herum hat. Wenn sie ein Geräusch höret, hebt sie den Kopf in die Höhe, macht ihn 3 bis 4 Fuß lang, kehrt sich wider den Löwen, Tyger oder Menschen, den sie anpacken will, und indem sie ihren Rachen aufsperret, giebt sie einen so vergifteten Hauch von sich, daß die Person oder das Thier taumelnd wird und selbst ihr in den Rachen läuft. Eine andere kleinere Schlange bekommt im Alter auf dem Kopfe Haare, die ein so grausames Gift sind, das kein Mittel in seiner Wirksamkeit aufzuhal-
Ungeziefer. ten vermögend ist. Die Menge des Ungeziefers, womit dieses Land geplagt wird, ist unbeschreiblich groß. Die Muskiten, Marangoinen und Maks, welches Arten von großen Mücken sind, füllen die Luft dergestalt an, daß sie rechte Wolken machen. Die Chiken kommen mit den bey Terra Firma beschriebenen Niguen überein. Die Holzläuse, deren Kopf mit einer schwarzen harten Spitze, wie mit einem Pfriem versehen ist, verderben damit alles, was ihnen vorkömmt, und in Zeit von 24 Stunden können sie einen Kleiderschrank, so voll er auch ist, in kleine Zäserchen verwandeln. Eine gewisse Gattung Ameisen tödten alles Ungeziefer, als Fliegen, Wespen, Käfer, Spinnen und sogar Ratten, aus denen sie ein völliges Gerippe machen. Die Kröten sind hier unter die Wohlthaten zu rechnen, weil sie die Ameisen fressen, die in den Häusern so viel Beschwerlichkeit verursachen. Gewisse Ameisen lassen sich auf ihrem Wege selbst durch einen Fluß

nicht

nicht aufhalten. Die erste setzt sich an den Rand des Wassers auf ein klein Stückchen Holz, das sie mit ihren Zähnen fest hält: die zweyte hält sich an die erste, und die dritte an die zweyte und so ferner, bis die letzte an den Rand des andern Ufers kommt, wo sie sich auch fest hält. Diese Kette dienet den übrigen allen zu einer Brücke. Endlich giebt es auch eine große Menge mannigfaltiger Raupen, Schmetterlinge und Insekten, unter welchen viele von ungemeiner Schönheit sind. Die berühmte Meriania, welche deswegen im Jahre 1699 eine ausdrückliche Reise nach Surinam anstellete, hat eine Sammlung von den dort befindlichen Insekten mit ungemeiner Zierlichkeit gezeichnet, welche auf 72 Kupferplatten ans Licht gestellet wurde, wovon die Abdrücke noch in den Kabinettern der Naturforscher angetroffen werden.

§. 33.

Einwohner im innern Lande.

Die Anzahl und Mannigfaltigkeit der Völker in Guiana ist groß. Diejenigen, welche in den innern Gegenden des Landes wohnen, sind uns noch nicht hinlänglich bekannt. Die Schwierigkeiten in einem so großen Lande voller Wüsteneyen und Wälder und über unschiffbare Flüsse fortzukommen, verstatten nicht, die gewünschten Nachrichten von ihnen einzuziehen. Hiezu kommt die Unwissenheit der Sprachen und die Wildheit der Einwohner, welche alle Menschenfresser seyn sollen. Es soll unter ihnen eine Nation geben, welche man Ohnköpfe nennet, und man giebt

Ohnköpfe.

vor, sie hätten die Augen auf den Schultern, den Mund auf der Brust und die Haare auf dem Rücken. Eine andre Nation hat die Kunst gefunden, den Kopf ihrer Kinder durch Drücken sehr lang und fast einem Hundskopfe gleich zu machen. Noch mehrere von diesen Völkerschaften befleißigen sich, den Kopf zu verunstalten, um sich entweder von andern zu unterscheiden, oder sich bey ihren Nachbarn furchtbar zu machen.

Hundsköpfe.

Einwohner an der Küste.

Die Indianer an der Küste bestehen aus 12 bis 15 Völkerschaften, welche aber nicht zahlreich sind und sich nicht über 15000 Mann belaufen, weil sie durch Kriege aufgerieben worden sind. Die vornehmsten sind die Galibier, welcher Land sich von Cayenne bis nach den Orinoko erstrecket. Alle Indianer in Guiana unterscheiden sich durch ihre natürliche Neigungen und Gewohnheiten von den Einwohnern ihrer Nachbarschaft sowohl, als von den nordlichen Völkern.

Ihre Gestalt.

Sie sind größtentheils klein von Statur, haben eine röthliche Farbe, schwarze gerade Haare und einen dicken Bauch. Die Karaiben haben wegen ihrer Gestalt den Vorzug vor den andern, indem sie alle groß und wohl gewachsen sind und

Charakter.

sehr gut aussehen. Es fehlt ihnen nicht an Witz und Geschicklichkeit, sie sind lebhaft, ob sie gleich kaltsinnig zu seyn scheinen, und in allen Leidenschaften bis zur Ausschweifung heftig, ob sie gleich dem Ansehen nach in allen Sachen unempfindlich scheinen. Sie sind sehr abergläubisch, verzagt und faul, dem Trunke und der Unkeuschheit

äußerst

äußerst ergeben, und wenn sie einen Haß auf jemanden werfen, ist er unauslöschlich. Sie haben insgesammt eine Neigung zur Satyre, und über die geringsten Vorfälle machen sie scherzhafte, auch wohl beißende Lieder. Bey dem geringsten Vorwurfe sind sie ungemein empfindlich, und gerathen wohl gar in Verzweiflung, daß sie sich das Leben nehmen. Die Galibier sind noch die besten; sie besitzen eine gewisse Billigkeit, eine Art von Höflichkeit, sind in der Unterredung bescheiden und vorsichtig, und wenn sie nüchtern sind, gerathen sie niemals an einander, schimpfen und schelten sich auch nicht, wenn sie gleich einander gehässig sind. Die Indianerinnen sind klein und zärtlich, haben auch eine röthliche Gesichtsfarbe, kleine Augen und schwarze Haare. Ihre Gesichtszüge haben eine gewisse Freundlichkeit, und sie sind zu Liebeshändeln sehr geneigt. Weil sie aber Sklavinnen der Männer sind, müssen sie darinn sehr behutsam verfahren, weil sie sonst ohne Barmherzigkeit umgebracht werden würden. Sie haben sehr dicke Waden, weil man den Mädchen gleich nach der Geburt unter die Knie und ein wenig über den Knöcheln breite und dicke Bänder bindet, wodurch die Waden stark werden, welches in ihren Augen eine ungemeine Schönheit ist. Sie gehen größtentheils nackend, doch bedecken die meisten Männer ihre Blöße mit einer Camiza oder Binde, die sie zwischen den Beinen durchziehen und vermittelst eines Stricks um den Leib binden. Ehe die

Weiber.

Kleidung und Putz.

Knaben diese Camiza bekommen, müssen sie harte Proben ausstehen. Sie müssen viele Tage fasten und in ihren Hängebetten bleiben, als ob sie krank wären; man peitscht sie auch öfters, in der Einbildung, sie durch diese kleine Ceremonien tapfer zu machen, und wenn solche vorüber sind, werden sie als Männer angesehen. Die Mädchen tragen, so lange sie ledig sind, eine Art Schürze, ohngefähr eines Fußes breit ins Gevierte, sobald sie aber verheirathet sind, gehen sie völlig nackend. Bey Festen und Tänzen binden sie einen Cuyu, eine Art von Schürze, um, die bis auf die Knie reicht und über und über mit Glaskorallen besetzt ist. Ueber die Schürzen binden sie Gürtel aus kleinen Muscheln und Perlenmutterschnecken, und die Arme schmücken sie mit Armbändern von blauen und weißen Glaskorallen. Die Männer tragen Hauptbinden von mannigfarbigen Federn, die an einander gebunden oder in gewisser Ordnung über einander befestiget sind. Sie tragen auch Halsbänder von Zähnen, welche man hier als ein Zeichen einer großen Tapferkeit ansieht. An Festtagen bekleben sie den Leib, vermittelst eines Harzes, mit kleinen Stücken dünner Strohmatten von verschiedener Farbe, nach ordentlich gewählten Mustern, so daß es von ferne scheinet, als wenn sie mit den schönsten Stoffen bekleidet wären. Der kostbarste Zierrath sind gewisse grüne Steine, die sie um den Hals hängen und auf die Brust herunterfallen lassen, auch an den Naseknorpeln tragen, die in ihrer Kindheit durchbohret

bohret werden. Um ihren Aufputz vollkommen zu machen, bemalen sie den ganzen Leib oder manche Orte desselben mit Rucu oder mit dem Harze aus einem Baume Sipo, worunter sie verbrannte Baumblätter mischen, um ihm eine schwarze Farbe zu geben.

§. 34.

Häuser.

Ihre Karbets oder Wohnungen sind elende länglich-viereckige Hütten. Die eine Art heißt Kubuya, das niedrige Haus, und ist mit der Erde gleich. Dieses besteht aus zween dicken Pfosten, worauf eine große Stange liegt, an welche zu beyden Seiten Baumzweige schräg angelegt werden, welche man mit Baumblättern bedeckt. Die andere Art ist Sura, das hohe Haus, besteht aus verschiedenen 8 bis 10 Fuß hohen eingerammten Pfählen. Auf diese werden Queerbalken gelegt, auf welchen man einen Fußboden von Latten legt. Denn wird ein Dach darauf gesetzt, welches mit Palmblättern bedeckt wird. In diese Häuser steigt man auf zween Balken, worinn einige Tritte befestigt sind, hinauf. In manchem dieser Häuser wohnen oft 20 bis 30 Familien beysammen. Sie sind insgemein auf einer Höhe, oder am Ufer eines Flusses, ohne die geringste Ordnung gebauet. Jede Nation hat ein Tabui oder großes Karbet, worinn sie ihre Zusammenkünfte halten, die Fremden empfangen, ihre Feste feyern und ihren Verstorbenen das Leichengepränge halten. Das vornehmste Nahrungsmittel der Wilden ist Mancok, wor-

Speisen und Getränke.

aus sie entweder ein Mehl oder Kassave, eine Art Teig, bereiten. Sie essen aber auch Pataten und andere Wurzeln, nebst dem Fleische der Vögel und wilden Thiere, auch wohl der Schlangen, und Fische und Schildkröten. Ihr Getränke Ouycou bereiten sie aus Kassaven, Pataten, Bananen und Syrop vom Zuckerrohr, worauf sie Wasser gießen und alles mit einander gähren lassen. Es gleicht einem starken Biere, ist kühlend und berauscht leicht. Ein anderes Getränke, Maby, verfertigen sie aus Wasser, Pataten, Syrop und sauern Orangen, welches, nachdem es gegohren hat, einen röthlichen Wein giebt, welcher so gut ist, als der beste Cyder. Die Männer bringen ihre meiste Zeit in Müßiggang zu, und nur allein der Hunger kann sie von ihrem Lager auf die Jagd und den Fischfang treiben. Diejenigen, die an der Musik ein Vergnügen finden, blasen auf großen Flöten, und machen damit ein solch Getöne, daß dem Brüllen eines Ochsen nicht ungleich ist. Die fleißigsten bauen Pyroguen oder Fahrzeuge und machen Körbe, Bogen und Pfeile und Hamaks oder Hangebetten von Baumwolle. Sie verfertigen auch Ballone und Ringe aus dem milchartigen Safte einer Liane, den sie kochen, wodurch er ein dichtes Wesen bekommt, worauf er in allerley Formen gethan und am Feuer getrocknet wird. Man kann diese Ringe dergestalt ausdehnen, daß sie Armbänder, ja gar Leibgürtel werden, und sich doch, wenn man sie wieder an den Finger steckt,

Beschäfftigung der Männer,

über

über denselben als ein Ring zusammenschließen. Die Weiber sind wahre Sklavinnen, indem die ganze Haushaltung auf ihnen beruhet und sie die beschwerlichsten Arbeiten verrichten. Sie bestellen das Feld, tragen Holz und Wasser ein, und holen Wurzeln und Maiz, um das Essen zu bereiten. Wenn sich die Männer satt gegessen und schlafen gelegt haben, so bringen sie fast die ganze Nacht zu, ihnen Getränke zu bereiten, wovon sie sich voll saufen, da sie denn die Weiber schlagen, bey den Haaren herumschleppen und mit Füßen treten. Manche Weiber halten es daher für die größte Wohlthat, welche eine Mutter ihrer Tochter erweisen kann, daß sie sie bald nach der Geburt tödte. Ihre Ergötzung ist das Ballspielen. Sie machen Parthien gegen einander und schlagen den Ball mit dem Racket mit solcher Gewalt und Stärke, daß kein Indianer sich getrauet ihn aufzuhalten, ohne Gefahr zu laufen, daß er sich die Achsel verrenke. Wenn die Männer spielen, nehmen sie kein Racket, sondern schicken den Ball bloß mit der rechten Achsel zurück, wobey sie eine bewundernswürdige Geschicklichkeit beweisen. Haben sie sich durch diese Uebung erhitzt, so machen sie sich Schnitte in die Schenkel, Beine und Arme, und gehen, nach genug vergossenem Blute, in den Fluß, wo sich sich in den Sand wälzen. Dabey nehmen sie Hände voll Erde, die sie mit ungemeinem Vergnügen aussaugen, weil diese Erde das Fett der Schildkröten an sich ziehet, wornach sie sehr begierig sind. Den

der Weiber.

Ergötzlichkeiten.

Abend bringen sie gemeiniglich mit Tanzen bis zum Schlafengehen zu. Die Mannspersonen fassen einander bey den Händen an und machen einen Kreis, die Weiber machen einen zweeten, und die Kinder schließen beyde erstere in einen dritten ein.

§. 35.

Heirathen. Die Vielweiberey ist bey diesen Völkern eingeführet, und wenn der Mann seiner ersten Frau satt ist, so steht es ihm frey eine andere zu nehmen. Wenn sie ihre Töchter verheirathen, so legen sie ihnen vorher ein 6wöchentliches strenges Fasten auf, da sie täglich nicht mehr als 3 Datteln, 3 Unzen Kassave und Wasser bekommen. Die Nacht vor der Hochzeit bemalt man ihre Leiber und bestreuet sie mit Federn. Bey Sonnenaufgang kommen Musikanten und Tänzer, welche spielen und um das Haus herumtanzen. Man giebt ihnen hernach eine Schüssel mit Fleisch, mit der sie ins Holz laufen, sie auf die Erde schmeißen und dabey schreyen: da Teufel, nimm dies und laß uns heute zufrieden. Denn erscheinet die Braut in erbarmenswürdiger Gestalt wegen des 40tägigen Fastens, und neben ihr gehn zwo alte Weiber, von denen die eine ihr mit Weinen die Leiden, und die andere mit Lachen die Freuden des Ehestandes erzählt. Hiebey machen die Musikanten ein abscheuliches Getöse und die Kinder schreyen aus Leibeskräften. Denn setzt man sich zu Tische, isset und betrinkt sich, singt, tanzet, wütet und tobet bis an den andern Morgen.

Einer

Einer der wunderlichsten Gebräuche bey einigen Völkerschaften ist der, welcher die jungen Mannspersonen verbindet die ältesten Wittwen, und die jungen Mädgen die abgelebtesten Greise zu heirathen. Viele dieser Indianer sehen es für eine Unehre an, wenn ihre Weiber zwey Kinder auf einmal auf die Welt bringen, indem sie das eine für das ihrige, das andere aber für die Frucht der Untreue ihrer Weiber ansehen. Daher schaffen die Mütter, welche, wenn sie ein Kind gebohren haben, noch eins erwarten, das erste sobald als möglich auf die Seite, um nicht dem Spotte ihrer Nachbarinnen ausgesetzt zu seyn und von den Männern öffentlich ausgescholten und mit Ruthen gestäupt zu werden. Die Väter geben ihren Kindern keine Unterweisung, und diese leisten ihnen keinen Gehorsam. So lange sie klein sind, werden sie außerordentlich geliebt; sobald sie aber heranwachsen, scheinen beyderseits einander nichts anzugehen, und es ist nichts seltenes, daß die Söhne sich an den Vätern vergreifen. Wenn die Kinder krank werden, so stechen sich die Mütter mit einer Fischgräte in die Zunge und benetzen mit dem aus der Wunde laufenden Blute alle Morgen den Leib ihrer Kinder, so lange bis sie gesund werden, oder sterben. Entstehet eine ansteckende Krankheit unter einer Völkerschaft, so muß das Oberhaupt jedem Einwohner eben die Linderung verschaffen. Er muß sich die Haut mit Lanzetten aufritzen und ihnen den Magen mit seinem Blute streichen. Diese Pflicht, die öfters

Kinderzucht.

den Tod verursacht, verhindert nicht, daß man sich um die traurige Ehre bemühet, das Oberhaupt einer Nation zu werden. Die Leichenbegängnisse sind nicht bey allen Völkern in Guiana einerley. Sobald ein Oberhaupt gestorben ist, legt man den Leichnam in ein Hängebette, um welches sich die Weiber des Verstorbenen herumsetzen und einander ablösen. Die Hitze macht, daß die Körper bald riechend werden und eine Menge Fliegen herbeyziehen. Die unglückseligen Weiber sind verbunden 40 Tage lang die Fliegen wegzujagen und nicht zu verstatten, daß eine einzige sich auf den Körper setzt. Denn wird er begraben und der älteste Sohn setzt sich in Besitz der väterlichen Erbschaft und heirathet alle dessen Weiber, seine eigne Mutter ausgenommen, die aus besonderm Vorrechte mit ihrem Manne begraben wird. Man pflegt hier Kranke, zu deren Genesung man keine Hoffnung hat, lebendig zu begraben, und alte abgelebte Leute lassen sich, um nicht sich selbst und andern zur Last zu seyn, diese Wohlthat von ihren Kindern erzeigen.

Begräbnisse.

§. 36.

Von der Religion dieser Völker weis man nichts, als daß sie Heyden sind und Sonne und Mond als Gottheiten anbeten sollen. Die Mondfinsternissen sehen sie als ein groß Unglück an, weil sie sich einbilden, daß der Mond sterben wolle, oder auf sie erzürnt sey, und sich wegbegebe, um sie nicht mehr zu erleuchten. Sie machen ein erbärmliches Geschrey und Getöse mit ihren Kriegs-

Religion.

Kriegsinstrumenten, stellen sich ins Gewehr und erbieten sich, ihn wider seine Feinde zu schützen, pflügen ein Stück Landes um und säen Maiz für den Mond, damit er sie nicht verlassen möge, peitschen ihre Kinder mit Riemen und nehmen tausend andere Thorheiten vor. Wenn nun der Mond seinen Schein verlieret, gehen sie in die Hütten, und schelten ihre Weiber aus, die über die Krankheit des Mondes wenig gerührt zu seyn scheinen. Diese stellen sich, als wenn sie es nicht verstünden, und die Männer fangen an zu bitten, daß sie den Mond ersuchen sollen, sich wieder zu erholen und nicht zu sterben. Die Weiber erpressen allerley Geschenke von ihnen und gehen endlich hinaus, begrüßen den Mond und sagen ihm eine Menge Gebeter mit kläglicher Stimme vor. Bekommt er endlich sein Licht wieder; so machen die Männer ihren Weibern deswegen tausend Danksagungen. Die katholischen Missionarien, welche unter diese Völker gegangen sind, haben viele Indianer zum Christenthum bekehret. Die größte Schwierigkeit dabey ist, ihre Sprache zu lernen, die sehr verschieden ist, indem einige Völker aus dem Halse, andere durch die Nase, wieder andere bloß mit den Lippen, und noch andere ganz außerordentlich geschwinde reden. Es ist kein Ameisenhaufen, der sich nicht mit mehrerer Ordnung erhält, als diese Völker; indessen beobachten sie doch gewisse Gesetze, besonders in Ansehung des Ehebruchs. Einige lassen die Verbrecher mitten auf einem öffentlichen Platze hinrichten; Gesetze.

richten; bey andern begnügt sich der beleidigte Mann, so ofte bey der Frau des Ehebrechers zu schlafen, als dieser bey der seinigen gewesen ist.

Regierung. Eine jede von den verschiedenen Völkerschaften in Guiana hat ihr besonderes Oberhaupt oder Caziken, der die Regierung führet und im Kriege ihr Anführer ist. Dieser muß viele strenge Proben aushalten, ehe er zu seiner Würde gelanget. Er muß erstlich 40 Tage ein strenges Fasten beobachten, während welcher Zeit er alle Tage viele Peitschenhiebe auf die Brust, den Leib und die Schenkel bekommt, und sich nicht im geringsten darf merken lassen, daß es ihm wehe thut. Nach dieser ersten Probe häufet man um ihn eine Menge übelriechender Kräuter, die angezündet werden, und deren Geruch ihn halb rasend macht und zu starken Ohnmachten bringt, welches öfters wiederholt wird. Endlich macht man ihm einen Halsband und einen Gürtel von Blättern, die voller Ameisen sind, um, und sucht ihn durch die heftigen Stiche dieser Thiere wieder lebendig zu machen. Hierauf muß er wieder, doch nicht mit so großer Strenge, fasten, worauf man ihn als Hauptmann ausruft und ihm die zu seiner Würde erforderlichen Waffen giebt. Diejenigen, die als

Prüfung der Aerzte. Aerzte aufgenommen seyn wollen, müssen eben so harte Prüfungen aushalten. Man läßt sie strenge fasten und unaufhörlich tanzen, bis sie in Ohnmacht fallen. Man bringt sie durch Ameisenhalsbänder und Gürtel wieder zu sich, und steckt ihnen zuletzt einen Trichter ins Maul,

wo-

wodurch man ihnen ein ganz Gefäß voll Tabacksbrühe in den Leib gießet, welches ihnen eine gewaltige Ausleerung verursacht. Hierauf werden sie zu Aerzten erklärt, müssen aber, um ihre Würde zu behalten, das Fasten noch 3 Jahre lang fortsetzen. Diese Völker führen viele Kriege mit einander, die gemeiniglich so lange mit großer Wuth fortgesetzt werden, bis eine von beyden Partheyen gänzlich vertilget ist. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, und der Butu, eine Keule aus hartem Holze, die in der Mitte etwa einen Zoll dick, an beyden sehr eckigen Enden aber 3 bis 4 Zoll breit ist. Ihre Pfeile versehen sie mit Spitzen von Holz oder Fischgräten, welche sie vergiften. Ihr stärkster Gift Cururu wird aus einer Wurzel gekocht, weil aber diese Arbeit gefährlich ist, so werden die alten Weiber dazu gebraucht, von denen gemeiniglich drey oder vier ihr Leben dabey verlieren. Wird ein Mensch mit einem Pfeil, der mit Cururu bestrichen ist, auch nur im geringsten verletzet, so gerinnet sein ganzes Blut und er stirbt in wenig Augenblicken.

Kriege und Waffen.

§. 37.

Die ersten holländischen Einrichtungen in Guiana wurden von einigen Einwohnern aus Seeland übernommen, welche sich am Flusse Surinam niederließen, von da sie ihre Pflanzungen am Berbice- und Essequebefluß ausgebreitet haben. Die Staaten überließen sie der westindischen Compagnie, welche aber ein Drittel davon an den Rath zu Amsterdam, und ein anderes

Besitzungen der Holländer.

res an eine Privatperson überließ. Durch diese Theilung hat die Kolonie den Namen der Gesellschaft von Surinam bekommen und sie ist seitdem beständig unter der Aufsicht dieser drey Eigenthümer geblieben. Am Flusse Surinam haben sie den ganz ansehnlichen Ort Parancaribo und das Fort Neuamsterdam, und am Berbicefluß das Fort Nassau. Die meisten Einwohner in Surinam sind Negern, welche als Sklaven aus Afrika hieher gebracht und zu den beschwerlichsten Arbeiten in den Pflanzungen gebraucht werden. Von diesen haben sich viele in die Gebirge geflüchtet, wo sie allmählig zu einem fürchterlichen Volke angewachsen sind. Man nennet sie Maronen, und ohngeachtet man sie oft bekriegt, auch einen Preis auf ihre Köpfe gesetzt hat; so hat man sie doch nicht überwältigen können. Sie verwüsten bey Nachtzeit die Pflanzungen, ermorden alle Weißen, die ihnen in die Hände fallen, und verleiten andere schwarze Sklaven, ihre Herren umzubringen und sich zu ihnen zu schlagen. Die hier befindlichen Holländer leben in größter Freyheit und führen ein sehr bequemes Leben. Sie dürfen nur allein mit den von der Gesellschaft abhängenden Kaufleuten handeln, die ihnen Wein, Bier, Butter, Käse, Gewürze, Manufakturen, Strümpfe, Hüte und andere Kleidungsstücke bringen, wofür sie ihnen Kaffee, Zucker und Indigo liefern. Die Gesellschaft unterhält hier 1200 Mann regulirter Soldaten unter Commando eines Obristen, der zugleich Statthalter

halter ist. Es sind aber auch alle Einwohner der Kolonien in Compagnien vertheilt, die sich bey dem ersten Lärmschusse auf ihren angewiesenen Plätzen einfinden müssen. Der Statthalter ist Präsident aller Rechtstribunale, worunter das Polizey- und peinliche Gericht und die bürgerliche Justiz die vornehmsten sind, von deren Entscheidung man an die Versammlung der Generalstaaten in Europa appelliren kann. Außer diesen giebt es noch eine kleine Gerichtsbank, welche die Sachen in der ersten Instanz und von geringer Erheblichkeit entscheidet. Die herrschende Religion ist die reformirte, und der Gottesdienst wird in holländischer und französischer Sprache gehalten, weil hier viele französische Flüchtlinge aufgenommen worden sind. Die Lutheraner haben auch eine Kirche, und die portugiesischen und deutschen Juden haben zwo Synagogen. Die Einkünfte der Gesellschaft bestehen aus den Abgaben, welche auf alle Theile der Handlung gelegt sind; aus der Kopfsteuer, welche jedermann, Weiße und Schwarze, vom 3ten bis zum 60sten Jahre erlegen muß, und aus Abgaben vom Kauf und Verkauf, vom Gewerbe und jährlichen Gewinnst, von Häusern, vom Vieh u. dergl. Hiezu werden die zur Bezahlung der Besatzung, der Geistlichen und anderer Bedienten benöthigte Gelder zuerst hinweggenommen und das übrige bekommt die Gesellschaft.

§. 38.

Besitzungen der Franzosen.

Die Besitzungen der Franzosen in Guiana bestehen aus der Stadt und Insel Cayenne und der

der davon benannten Statthalterschaft, welche sich außer der Insel auf mehr als 100 Meilen an der Küste des festen Landes erstrecket. Gegen Abend wird sie durch den Fluß Maroni eingeschränkt, der sie von den Holländern scheidet, und gegen Mittag macht der Amazonenfluß die Grenze zwischen ihr und den Portugiesen. Der Haupthandel der Kolonie besteht in Zucker und Rucu; doch aber legt sie sich seit einiger Zeit auf den Anbau des Kaffee. Für diese Waaren erhält sie aus Frankreich Wein, Branntewein, Mehl, allerley Manufakturen und Eisenwaaren, welche bey den Indianern abgesetzt werden. Der Statthalter von Cayenne hat eine Besatzung von ohngefähr 200 Mann unter sich, und er ist Präsident in dem höchsten Justizgerichte. Die Kolonie hat mancherley Veränderungen erfahren, wodurch sie wechselsweise ab- und zugenommen hat. Sie bedarf noch neuen Zuwachs aus Frankreich, und ist großer Verbesserungen und Erweiterungen fähig. Die Franzosen besitzen noch den Posten von Courou, 14 Stunden von Cayenne, und noch weiter hin den von Singmari. Beyde sind durch die Missionarien errichtet worden, welche nach vieler angewandten Bemühung, die Sprache der verschiedenen wilden Nationen in diesen Gegenden zu erlernen, ihrer eine ziemliche Menge zum Christenthum bekehret und sie auch dahin gebracht haben, daß sie, nach Erbauung eines Dorfs und einer Kirche, sich bey ihnen aufhalten. Sie lassen die Neubekehrten eine große

Menge

Menge geistlicher Uebungen beobachten, stiften Einigkeit und Frieden unter den Wilden, verschaffen ihnen viele Bequemlichkeiten, sichern sie vor Mangel und Krankheiten und befördern überhaupt ihre Glückseligkeit.

Das IIII. Hauptstück.

Von Peru.

§. 39.

Geschichte.

Peru, das reichste Land in der Welt, wurde ehemals von mächtigen Königen beherrscht, welche den Titel der Yncas führten. Dieses Wort bedeutet eigentlich einen Herrn oder König, und dieser Titel ward allen Nachkommen vom königlichen Geblüte beygelegt. Sie stammten nach der Meynung der Peruaner von der Sonne her, welche zwey ihrer Kinder, einen Sohn und eine Tochter, vom Himmel sandte, die Menschen dieser Gegenden, die wie das Vieh lebten, in der Erkenntniß der Sonne zu unterrichten und sie vernünftig und gesittet zu machen. Dieser erste Ynca hieß Manco Capac und seine Gemahlinn Coya Mama Oello Huaco. Sie versammelten die Menschen aus den Einöden, welche Gebüsche und Felsen fürchterlich machten, und lehrten sie den Feldbau und alles, was dem menschlichen Leben nützlich und bequem seyn konnte. Manco Capac erbauete die

Stadt Cuzco und andere Städte und Flecken, und breitete seine Herrschaft weit aus. Er machte seine Unterthanen gesittet, führte gute Ordnungen und Gesetze ein, und lehrte sie, nach Abschaffung ihres Götzendienstes, die Sonne, der er prächtige Tempel erbauete, als ihre Gottheit verehren. Sein Sohn und Nachfolger Sinchi Roca erweiterte die Grenzen seines Reiches ansehnlich, brachte die benachbarten wilden Völker durch bloße Ueberredung, ohne Waffen, zur Unterwerfung und zu einer gesitteten Lebensart. Die folgenden Yncas beobachteten eben diese Staatsmaxime, ihre Erweiterungen nur allmählich mit möglichster Gelindigkeit vorzunehmen, und erhielten ihre Unterthanen in der Meynung, daß sie von der Sonne auf die Erde gesendet wären, die Menschen aus ihrem barbarischen Aberglauben zu reißen und sie in einer anständigern Lebensart zu unterrichten. Die Waffen nur wurden gebraucht, diejenigen mit Gewalt unter den Gehorsam zu bringen, die mit Gelindigkeit nicht zu gewinnen waren. So oft sie neue Erweiterungen ihres Reichs vornehmen wollten, so beschönigten sie ihre ehrgeizigen Absichten mit dem Vorwande: daß es die Sonne verlange. Besonders machte sich der achte Ynca, Viracocha, durch seine Eroberungen berühmt, welcher auch, nach den peruanischen Nachrichten, die Ankunft der Spanier und den Untergang der Yncas vorher verkündigt haben soll. Der neunte Ynca, Pachacutec, dehnte sein Reich auf mehr denn 130 Meilen

Meilen in die Länge von Norden gegen Süden, und auf 60 Meilen in die Breite von Osten gegen Westen aus, und erneuerte es in Absicht auf die Religion, die Gesetze, die Gewohnheiten und Gebräuche gänzlich. Der zehnte Ynca Yupanki breitete seine Herrschaft bis nach Chili aus, und der eilfte, Tupak Yupanki, eroberte durch seinen Sohn das Reich Quito, welches seinen eigenen König hatte. Der zwölfte Ynca, Huayna Capac, veranlaßte große Unruhen und den Untergang des Reichs dadurch, daß er seinem ältesten Sohn Huascar das Reich Peru, und einem andern mit einer Beyschläferinn erzeugten Prinzen Athahuallpa das Reich Quito hinterließ. Der letztere, ein unruhiger und grausamer Prinz, faßte bald den Entschluß, den Huascar der Krone zu berauben, und hatte auch das Glück ihn in einer Schlacht zu schlagen und gefangen zu nehmen. Da er nach den Gesetzen die Krone nicht tragen konnte, weil er nicht der Sohn einer rechtmäßigen Gemahlinn seines Vaters war, so ließ er alle Personen vom königlichen Geblüte, die er in seine Gewalt bekommen konnte, aufs grausamste hinrichten und nur einige wenige entkamen seiner Wuth. Dieser bürgerliche Krieg erleichterte den Spaniern die Eroberung des Landes nicht wenig.

§. 40.

Eroberung des Landes durch die Spanier.

Nugnez von Balboa hatte im Jahre 1513 zuerst das Südmeer entdeckt, und Pascal von Andagoya hatte diese Entdeckung 1522

weiter getrieben und den Fluß Biru gefunden, nach welchem die Spanier das Land Biru nannten, woraus hernach der Name Peru entstanden. Dieses Land weiter zu entdecken und zu erobern verbanden sich Franz Pizarro, Diego von Almagro und Ferdinand von Lucca, ein reicher Priester. Pizarro segelte im Jahre 1524 nur mit einem Schiffe von Panama ab, gieng an der Küste hin, machte neue Entdeckungen und fand ungemeine Beschwerden und Hindernisse, die er nur durch den größten Muth und Standhaftigkeit besiegte. Er wurde dabey von allen seinen Leuten verlassen, bis auf 14, die sich anheischig machten, ihm allenthalben zu folgen. Sie schifften längst der Küste viele Meilen hin und stiegen in einem kleinen Meerbusen ans Land, wo Pizarro von einer indianischen Dame, Namens Capillana, liebreich aufgenommen wurde, welche die heftigste Liebe zu ihm faßte und in der Folge ihm viele Dienste leistete. Weil er zuschwach war, das entdeckte Land zu erobern, so kehrte er nach Panama zurück und gieng von da nach Spanien, wo ihm die Statthalterschaft über Peru, aber ohne einigen Beystand zu dessen Eroberung, gegeben wurde. Er kam wieder nach Panama und gieng im Jahre 1531 von da mit einer geringen Macht, die höchstens aus 200 Mann zu Fuß und 60 Reitern bestand, nach Peru ab. Als er in dem Hafen Payta kam, erhielt er Abgeordnete von dem Prinzen Huascar, der ihn wider seinen Bruder Athahuallpa

um

um Beystand ersuchte. Pizarro, der sogleich erkannte, wie wichtig dieses zu seiner Absicht seyn könnte, legte am Ufer des Flusses Payta die Stadt S. Michael an und begab sich darauf auf den Marsch, den Athahuallpa aufzusuchen. Dieser gieng ihm bis Caxamalca entgegen, sich mit ihm zu unterreden; es kam aber dabey zu Händeln zwischen den Spaniern und Peruanern, von welchen letztern eine große Menge niedergemetzelt und Athahuallpa selbst gefangen genommen wurde. Er erbot sich zu seinem Lösegelde einen Saal, so hoch als er mit seinem Arm reichen könnte, mit Golde anzufüllen und so viel Silber hinzuzuthun, daß die Spanier nicht alles sollten fortbringen können. Es wurde auch von den Indianern unglaublich viel Gold und Silber herzugebracht, welches Pizarro unter die Spanier vertheilte, die so reich wurden, daß man gemeine Soldaten nach Spanien zurückkommen sah, die 40000 Dukaten reich waren. Sein Bruder Huascar, der dieses erfuhr, erbot sich den ganzen Saal bis ans Gewölbe, welches noch dreymal so hoch war, mit Golde anzufüllen. Als Athahuallpa davon Nachricht bekam, gab er seinen Leuten Befehl, den gefangenen Huascar ums Leben zu bringen, welcher Befehl auch sogleich vollzogen wurde. Er hatte aber keinen Vortheil davon, indem er bald nachher auf Befehl des Pizarro, der ihm einen ordentlichen Proceß machen ließ, erdrosselt wurde. Die Generale dieses unglücklichen Fürsten wollten sich dem fremden Joche ent-

ziehen, und dies gab Gelegenheit zu einer Menge kleiner Kriege, die sich allezeit zum Vortheile der Spanier endigten. Diese vollendeten nun die Eroberung von Peru, wobey einige Millionen Peruaner aufgeopfert wurden. Sie geriethen aber hierauf selbst an einander, da Pizarro erst den Almagro hinrichten ließ und hernach von dessen Sohn wieder erstochen wurde. So rieben sich die spanischen Familien einander mit großer Wuth auf, daß zuletzt fast niemand mehr übrig blieb, der sich hätte rühmen können, daß er Peru hätte erobern helfen. Solchergestalt ereignete sich die Entdeckung von Peru, wodurch Spanien ungemein bereichert und das Gold und Silber in Europa gemeiner worden, als es vorher jemals gewesen.

§. 41.

Grenzen. Peru begreift den westlichen Theil von Südamerika und grenzt gegen Mitternacht an Terra Firma und Guiana; gegen Morgen an das Land der Amazonen und Paraguay; gegen Mittag an Chile, und gegen Abend an das stille Meer, welches hier das peruvianische Meer genannt wird.

Größe. Es erstreckt sich in der Länge von Norden gegen Süden auf 500 Meilen, in der Breite aber macht es nicht mehr als 120 Meilen aus, und in seinem völligen Umkreise beträgt es auf 1000

Klima. Meilen. Das Klima ist nach dem Unterschiede der Gegend auch verschieden, und es hat dieses Land eine besondre Eigenschaft, die sonst in Amerika nicht angetroffen wird. Denn es wehet hier

aller

aller Orten nur ein Wind, doch nicht der, den man sonst in dem heißen Erdstriche gemeiniglich empfindet, sondern dessen Gegenwind, der aus Süden und Südwest kommt. Durch diesen Wind wird die Hitze, die sonst unerträglich seyn würde, dergestalt gemäßigt, daß die Luft längst der Küste kühl, rein und gesund ist. In dem ganzen Landstriche an der Südsee, der 10 bis 12 Meilen breit ist, bemerket man das ganze Jahr hindurch weder Donner noch Blitz, weder Schnee, Hagel noch Regen, sondern das Land wird nur durch den Nebel und Thau angefeuchtet und bisweilen fällt eine Feuchtigkeit, die wie Schloßen zusammenläuft und von den Peruanern Garua genannt wird. Dieses ist um desto bewundernswürdiger, weil es nicht weit davon stark regnet, schneyet, donnert und blitzt. Ob schon das Gebirge in zwo Reihen vertheilt unter einer Himmelshöhe liegt; so ist dennoch die eine Reihe sehr kalt und kahl und hat das ganze Jahr hindurch wechselsweise Sommer und Winter, trocken und naß Wetter; da im Gegentheil die andere Reihe beständig beregnet und durch eine große Hitze wieder ausgetrocknet wird. Diese Hitze ist besonders in den Thälern zwischen den Gebirgen, welche die Spanier Sierras nennen, übermäßig und unerträglich groß, und wenn man auf den Gebirgen in Gefahr ist zu erfrieren, so weis man zwo Meilen davon in der Ebene sich vor Hitze nicht zu lassen. Anfänglich als die Spanier zuerst über die Gebirge reiseten, büßeten viele dar-

über ihr Leben ein, indem sie von dem penetranten Winde, der hier wehet, im Augenblick erstarreten und gleichsam zu Bildsäulen wurden. Man fand einmal einen ganzen Trupp Reiter, welche dieser Wind mit den Pferden in Bildsäulen verwandelt hatte. Itzt sind sie der Luft besser gewohnt, und wenn sie merken, daß ein heftiger Wind auf den Gebirgen gehet, so warten sie, bis sich die Wuth des Windes gelegt hat und die Witterung leidlicher wird.

§. 42.

Beschaffenheit.

Das hohe Gebirge Andes, welches sich in Neuspanien nach Mitternacht zu anhebet, und durch ganz Südamerika bis an die magellanische Meerenge gehet, machet den östlichen Theil von Peru aus, ist fast beständig mit Schnee bedecket und wird daher von den Peruanern Schneegürtel genannt. Es zertheilet sich in verschiedene Aeste oder Cordilleras und ist das höchste Gebirge; besonders wird der Chimborazo in der Audiencia Quito für den höchsten Berg in der ganzen Welt gehalten. Diese Berge sind größtentheils rauh, dürre und unfruchtbar, und manche sind wegen des beständigen Schnees und Eises so kalt, daß man weder Pflanzen noch Thiere darauf antrifft. Zwischen den Bergen giebt es fruchtbare Thäler und besonders ist das Thalland an der Seeküste so angenehm, lieblich und fruchtbar, daß es ein irdisches Paradies seyn würde, wenn es nicht so viel von den Erdbeben auszustehen

Produkte.

hätte. Die Felder bringen Getreyde, vornehmlich

lich Maiz oder türkischen Weizen und eine Frucht Quinua, welches eine Art von kleinem Reis ist, mancherley Hülsenfrüchte, Pataten, Melonen, Kürbisse, Taback, Kakao, woraus die Chokolade verfertigt wird, Orangen, Zuckerrohr und Baumwolle. Man findet auch viele Weinstöcke und Oelbäume, und die spanischen Obstfrüchte sind hier sehr gut fortgekommen. Dem Lande eigene Früchte sind: Cachan eine sehr gute Frucht, die einer Gurke ähnlich siehet; Savintu eine runde Frucht von der Größe eines mittelmäßigen Apfels, auswendig gelb und inwendig roth, oder auch auswendig grün und inwendig roth, von lieblichem Geschmack; Pacay, eine liebliche Frucht, wächset in grünen und einer Viertelelle langen Röhren; Ussun eine Art Pflaumen, die roth und sehr schmackhaft sind. Ein dem Palmbaum gleichender Ahornbaum trägt eine Art von Trauben, welche in einer Haut oft bis 300 Früchte enthält, die sehr zart und lieblich sind. Noch eine andere Frucht, die die Spanier Fichtenäpfel nennen, hat einen angenehmen Geschmack und eine den Appetit erweckende Kraft. Der Baum Mulli trägt eine Art Trauben, die äußerlich sehr süße, inwendig aber ungemein bitter schmecken. Die Peruaner ziehen die Süßigkeit heraus und machen einen sehr angenehmen Trank daraus. Cuca eine Staude von der Dicke eines Weinstocks ist ihrer Blätter wegen merkwürdig, welche die Peruaner dem Golde und allen Edelsteinen vorziehen. Man kauet diese Blätter, ohne

sie hinunterzuschlucken, und sie stärken den Leib dergestalt, daß die Arbeitsleute, die dergleichen im Munde haben, einen ganzen Tag, ohne das geringste zu essen, arbeiten können. Die gewöhnlichste Frucht bey allen schmackhaften Gerichten ist die Huchu oder Axi, welche die Spanier indianischen Pfeffer nennen. Sie ist lang, Fingers dicke und hat eine rothe Farbe, wenn sie reif ist. Von heilsamen Kräutern findet man in Peru mancherley Arten, von denen den Europäern vornehmlich die Sassaparille und China China oder peruvianische Rinde bekannt sind. Der Baum, von welchem die letztere kommt, ist von verschiedener Art und man trifft große und dichte Wälder davon an. Man hauet den Baum um, schneidet die Rinde auf, schälet sie vom Stamme ab und läßt sie trocken werden. Die Scharlachbeere oder Cochenille wird auch häufig angetroffen; itzt weis man, daß es keine Frucht, sondern ein Wurm ist, der auf den Blättern einer Pflanze, die Nopal genannt wird, wächset. Man legt den von diesen Thierchen gesammelten Saamen im May oder Junius mit vieler Sorgfalt auf die Blätter der Nopalen. Hier zieht er den Saft an sich und verwandelt ihn unvermerkt in sein eignes Wesen, so daß er eine schöne carmoisinrothe Farbe bekömmt. In zween Monaten wächst er in Gestalt eines runden Kügelchens zu der Größe einer Kichererbse, da man sie sammelt und sie mit warmen Wasser, oder am Feuer, oder an der Sonne mit gehöriger Behutsamkeit

samkeit tödtet, daß man sie nicht zusehr ausdorren lasse. Der Baum Maguey oder Chuchau hat sehr dicke, einer halben Elle lange Blätter, aus denen eine Art sehr starken Hanfs verfertigt wird. Die Vijahuablätter sind so groß, daß sie statt der Bettücher dienen könnten. Sie sind fünf Fuß lang, zwey und einen halben breit, und außer dem Stengel, der in der Mitte durch gehet, glatt und gerade. Man braucht sie, Häuser damit zu decken und Waaren, die man wegschickt, hineinzupacken. Der Leibo, ein hoher buschiger Baum, trägt eine Art Wolle, die weicher und feiner ist, als Baumwolle, und zu Ausstopfung der Matratzen gebraucht wird.

§. 43.

Zahme Thiere.

Ehe die Spanier nach Peru kamen, gab es hier nur zwo Arten zahmer Thiere. Die eine heißt Huanacullama, hat viel Gleichheit mit den Kameelen, nur daß sie keinen Höcker hat und ein Drittheil kleiner ist. Es wird zum Lasttragen gebraucht und kann bis 200 Pfund tragen; wird aber auch gegessen und hat ein schmackhaftes gesundes Fleisch. Die Spanier nennen sie peruanische Schafe, obgleich ein großer Unterschied dazwischen befindlich ist. Die andere Art der zahmen Thiere heißen Pacollama, sind kleiner, werden nicht groß geachtet, und sind bloß ihrer feinen Wolle wegen brauchbar. Die Spanier haben Pferde und Rindvieh nach Peru gebracht, welche sich sehr vermehret haben; die Pferde aber, die hier gezogen werden, sind nicht dauerhaft.

Von

Wilde Thiere.

Von wilden Thieren findet man in den Gebirgen Löwen, die aber nicht so groß und grausam als die afrikanischen sind, Bären, Tyger, Affen und Meerkatzen, Huanacu, die den zahmen Huanacullama an Gestalt und Größe gleichen, Vicunna, eine Art Schafe, die wenig Fleisch, aber viele und feine Wolle haben, eine Art kleiner Hirsche, Gemsen, Wölfe, Füchse, wilde Katzen, welche Muskus haben, und Kaninchen. Unter den Affen ist besonders eine Art merkwürdig, die man Cerignons nennt, welche am Bauch eine wie ein Sack gestaltete Haut haben, worein sie ihre Jungen stecken und forttragen. Hier findet man auch die große Schlange Aruma, die 25 bis 30 Fuß lang und dicker als eines Mannes Hüfte ist, auch noch andere kleinere Schlangen.

Vögel.

Von Federvieh haben die Peruaner nichts in ihren Häusern, als eine gewisse Art kleiner Gänse, Nunnuma, welche den europäischen ziemlich gleichen. Man findet aber Rebhühner, Tauben, verschiedene Arten Papagoyen, Adler, Falken und mancherley Erd- und Wasservögel in großer Menge. Unter diesen sind vornehmlich zween merkwürdig, nämlich: der Cuntur oder Contor, der von einem ausgespannten Flügel bis zum andern 16 Fuß, keine Klauen, aber einen starken und harten Schnabel hat, womit er eine Ochsenhaut durchhacken kann, so daß, wenn zwey auf einen Ochsen fallen, sie im Stande sind, ihn niederzureißen und zu verzehren; und der Quenti, welcher von einer glänzenden Lasurfarbe und nicht

größer

größer als eine Biene ist, sich auch wie Bienen nähret, indem er den Honig aus den Blumen mit seinem ziemlich langen Schnabel sauget. Unter den Flüssen in Peru sind der Maragnon oder Amazonenfluß, welcher ohnweit Cuzco entspringt und auf 800 Meilen weit läuft, und der Rio de la Plata die ansehnlichsten. Man trifft aber in diesen sowohl als in den andern kleinen Flüssen wenig Fische an, wovon man ihrem allzuschnellen Strome die Schuld giebt. Der Fisch, so darinn gefangen wird, ist wohlschmeckend und scheinet von einerley Art zu seyn; denn fast alle haben breite und platte Köpfe und keine Schuppen. Perlenmuscheln giebt es an der Küste, die Peruaner aber bedienten sich der Perlen nicht, ob sie ihnen gleich bekannt waren; es hatten auch die Yncas wegen der vielen Mühe und Gefahr, womit sie aus dem Meere herausgebracht werden müssen, ihren Gebrauch verboten. Nachher aber sind sie in solchem Ueberflusse gefischt worden, daß sie ganz gemein worden. Fische.

§. 44.

An edlen Metallen ist Peru das reichste Land in der Welt. Das Gold wird mit leichter Mühe erhalten, indem man es auf der Erde in Flüssen und Bächen antrifft; wohin es von dem Regen gespület wird. Dieses nennen die Europäer Goldstaub, weil es wie Feilspäne aussiehet; man findet aber auch ziemliche Körner darunter, die den Melonen- oder Kürbiskernen gleichen. In den verschiedenen Landschaften von Peru giebt es Metalle.

Silber-

Silberbergwerke in Ueberfluß, dergleichen aber hat man nirgends angetroffen, als zu Potosi im Jahre 1545 entdeckt worden. Die Witterung auf dem Berge Potosi ist sehr kalt und trocken, daher auch die Gegend um die Stadt ganz unfruchtbar ist und weder Getreyde, Früchte, noch Gras hervorbringt. Man hat, außer verschiedenen kleinern, vier Hauptsilberadern gefunden, in denen das Silber im größten Ueberflusse, und öfters in großen Klumpen gediegen, angetroffen wird. Von der ersten Entdeckung bis zum Jahre 1638, also in 93 Jahren hat man beynahe 396 Millionen Pesos Ausbeute bekommen, und ohngeachtet sie itzt so reich nicht mehr ist, so ist sie doch noch immer sehr ansehnlich. Man findet auch Kupfer, Eisen, Zinn, Bley, Zinnober und Queckſilber, wovon aber nur die Gruben bey Guanca Belica bearbeitet werden dürfen, welche auch so reich sind, daß sie alles dasjenige Queckſilber liefern, was man in ganz Peru zu Schmelzung des Silbers braucht. Von Schwefel, Salpeter, Vitriol und Salz sind eine große Menge Gruben und Adern vorhanden. Von Edelgesteinen trifft man hin und wieder sehr schöne Smaragden, Türkisse und eine Menge von feinem Kristall an, auch Lapis Lazuli, woraus die schöne himmelblaue Farbe Ultramarin bereitet wird.

Edelsteine.

§. 45.

Plagen in Peru.

Unter die Plagen, welche die Einwohner in Peru auszustehen haben, gehören sonderlich die Flöhen und Wanzen, von denen die Häuser niemals

mals befreyet werden, wozu noch die Mücken kommen, welche aber bey weitem nicht so beschwerlich sind. Die größte und gefährlichste Plage aber sind die Erdbeben, wozu das Land so geneigt ist, daß die Einwohner wegen der Wuth derselben beständig in Furcht und Sorgen seyn müssen. Sie geschehen so plötzlich und so ofte hinter einander, daß die Erschütterung, mit welcher sich die Erde bewegt, die Einwohner überrumpelt, und sie mit Schrecken und der Furcht, unter dem Schutt ihrer Wohnungen begraben zu werden, erfüllet. Das Erdbeben hört niemals so lange auf, daß das Gemüth Zeit hätte, sich zu beruhigen: die Sorge wird vielmehr noch größer, wenn die Erschütterung einige Zeit lang aufgehört gehabt hat; denn man befürchtet alsdenn, daß das nächste Erdbeben viel stärker seyn und länger dauern werde, als das vorhergehende. Verschiedene Vorbothen verkündigen die nahe bevorstehende Erschütterung. Man vernimmt ein anhaltendes starkes Geräusch, welches immer unter der Erde fortläuft: die Hunde, die es zuerst spüren, fangen ein abscheuliches Gebelle und Geheul an, und die Lastthiere auf den Gassen bleiben stehen und sperren aus einem natürlichen Triebe die Beine aus einander, damit sie bey der folgenden Erschütterung nicht fallen mögen. So bald die Einwohner von diesen Vorbothen gewarnt werden, verlassen sie alle voller Schrecken ihre Häuser und suchen auf der Gasse Sicherheit. Des Nachts springen sie ordentlich nackend aus

Erdbeben.

den

den Betten auf die Gasse, und die Furcht und Eilfertigkeit gestatten ihnen nicht, ein Kleid anzulegen. Die Stadt Lima vornehmlich hat von den Erdbeben öftern Schaden erlitten, besonders im Jahre 1687, da sie größtentheils verwüstet wurde, und noch neuerlich im Jahre 1746, wo fast alle Gebäude in nicht viel mehr als 3 Minuten über den Haufen geworfen wurden. Man verspürte damals in den ersten 24 Stunden 200 Stöße, und vom 28sten Oktober 1746 bis den 24sten Februar 1747 wurden 451 solcher Erschütterungen gezählet. Die Stadt Callao wurde damals gänzlich zernichtet, indem das Meer, welches, wie sonst beym Erdbeben geschehen war, ziemlich weit zurücktrat, mit seinen wüthenden Wellen, welche schäumende Berge vorstellten, auf die Stadt zurückstürzte und dasjenige in ein Meer verwandelte, was zuvor Callao und festes Land gewesen war. Die vielen feuerspeyenden Berge, die sich auf den Cordilleras befinden, tragen viel zu den öftern Erdbeben bey; denn wenn einer davon das erstemal berstet und tobet, so verursacht solches eine gewaltige Erschütterung der Erde, so daß zuweilen ganze Flecken, die davon getroffen werden, zu Grunde gehen.

Vulkane.

§. 46.

Anzahl der Einwohner.

Vor Ankunft der Spanier war Peru eins der volkreichsten Länder in Amerika, und die Anzahl seiner Einwohner belief sich auf viele Millionen, welche aber durch die Tyranney der Spanier ungemein verringert worden, so daß das Land in vielen

vielen Gegenden von Einwohnern sehr entblößt ist. Denn der Millionen, welche bey Eroberung des Landes ausgerottet wurden, zu geschweigen, so reibet die harte Arbeit in den Erzgruben noch beständig eine große Menge Menschen auf. Besonders versichert man, daß wenn sie nur eine kurze Zeit in den Queckſilbergruben gewesen, daß Queckſilber sie dermaßen durchdringe, daß die meisten ganz zitternd werden und an der Lähmung gar sterben. Da die Negern in den Bergwerken nicht ausdauern, sondern bald umkommen, so zwinget man die Landeseingebohrnen, die stärker von Leibe und abgehärteter sind, zu dieser Arbeit. Durch diese Tyranney und durch die Härte der Geistlichen werden viele bewogen, sich zu den benachbarten indianischen Völkerschaften zu begeben, die den Spaniern nicht unterworfen sind, und andere flüchten sich in die Gebirge, um daselbst unter den Thieren ruhiger und ungeplagter zu leben. Die Peruaner sind nicht groß von Statur, aber ziemlich wohl gestaltet, ob sie gleich starke Glieder haben. Sie haben eine Habichtsnase, eine schmale Stirn, eine olivenrothe Gesichtsfarbe, schwarzes Haar und schwarze Augenbraunen. Es wächset ihnen nie ein Bart, denn man kann einigen kurzen dünnen Härchen, die ihnen im Alter hin und wieder wachsen, diesen Namen nicht geben. Beyde Geschlechter bekommen nicht das Milchhaar, welches sie nach Erreichung ihres reifen Alters haben sollten. Sie geriethen daher bey den ersten An- Leibesgestalt.

blick der Europäer in große Verwunderung; denn die langen Bärte, woraus diese damals eine Zierde machten, kamen ihnen ungemein häßlich vor. Man findet unter ihnen viele ungestaltete und gebrechliche Menschen, woran wahrscheinlich die übermäßigen Arbeiten Schuld sind, womit die Spanier sie überlästigen.

§. 47.

Wildheit der alten Peruaner.

Die alten Einwohner vor den Zeiten der Yncas waren in ihrer Lebensart wilde und viehische Leute. Sie wohnten in Höhlen, tiefen Graben und hohlen Bäumen, hatten wenige Gemeinschaft mit einander, nährten sich von Kräutern, Wurzeln und wilden Früchten, waren begierig nach Menschenfleisch und brachten ihre Lebenszeit mit unaufhörlichem Rauben, Morden und unmenschlichen Kriegen zu. Jede Nation, jede Landschaft, ja fast jeder Flecken hatte seine besondere Sprache; diejenigen aber, die eine andere Mundart redeten, wurden als Feinde angesehen.

Ihre Besserung.

Nachdem die Yncas allmählig die Oberherrschaft über diese Landschaften bekommen; so bewogen sie ihre Unterthanen zu einer andern Lebensart, lehrten sie mit einander umgehen, das Erdreich bauen, sich kleiden, öffentliche und Privathäuser erbauen, höflich und gesittet werden, ihre Kinder gut erziehen und sich auf die Wissenschaften und andere lobenswürdige Dinge legen, und sie brachten es endlich so weit, daß sie den Gesetzen, die ihnen nach dem bloßen Licht der Vernunft gegeben wurden, freywillig gehorchten. Sie bewiesen

wiesen dagegen den Yncas alle Kennzeichen eines wahrhaften Gehorsams und einer aufrichtigen Liebe, und bemüheten sich um die Wette, sie mit Lobsprüchen und Ehrentiteln zu belegen. Die Spanier fanden daher die Peruaner viel gesitteter als andere amerikanische Völker. Sie trafen bey ihnen einen guten natürlichen Verstand, viel Witz und Klugheit und eine große natürliche Güte an. Sie waren tapfer, höflich, dienstfertig und in Künsten und Wissenschaften nach ihrer Art geschickt. Die Gestalt ihrer Kleidung war von der heutigen Tracht der Peruaner nicht sehr unterschieden. Sie hatten ihre besondere Kleiderordnung und niemand als die Prinzen durfte Gold, Silber, Edelgesteine und Federn von verschiedener Farbe und Kleider von wilder Ziegenwolle tragen. Alle 2 Jahre wurde an alle Unterthanen von den unendlichen Heerden, die dem Ynca eigenthümlich gehörten, Wolle ausgetheilt, sich und ihre Kinder zu kleiden. Sie machten dreyerley Arten Kleidung von Wolle, davon die erste Avasca hieß und bloß für gemeine Leute war: die andere Art ward Cacupi genannt, bestand aus feiner verschiedentlich gefärbter Wolle, und war für die Edelleute, des Ynca Bedienten. In den warmen Ländern wurde den Einwohnern Baumwolle zur Kleidung gereicht. Die Schuhe und Stiefeln wurden mehrentheils in den Landschaften verfertiget, wo der Hanf, der aus den Zweigen und Wurzeln der Magueybäume verfertigt wurde, im Ueberfluß angetroffen ward. Die

Charakter.

Kleidung.

Ohren durchbohrten sie mit großen Löchern und trugen nach Verschiedenheit der Völker und Landschaften verschiedene Ohrgehenke von Holz, von weißer Wolle, von Schilfrohr, von Baumrinden, welches ihnen als eine Gnade und Ehrenzeichen vom Ynca gestattet wurde. Ein Zeichen der Gnade war es auch, daß sie die Haare stuffenweise verschneiden durften, doch mit einigem Unterschiede, nachdem sie vornehm oder geringe waren. So war auch der Kopfputz bey ihnen verschieden; doch durften sie insgesammt eine Hauptbinde eines Fingers dicke von schwarzer Farbe um den Kopf tragen.

§. 48.

Häuser. Sie hatten bessere Wohnungen als andere Völker in Amerika, indem sie von Steinen aufgebauet waren, und man auch bey ihnen ordentliche Städte antraf: ihre Häuser waren aber doch klein und es war weder Pracht, noch Kunst, noch sonderliche Bequemlichkeit darinn anzutreffen. In jedem Hause war statt des Heerdes ein Ofen, der oben einige Löcher hatte, worein sie, zu Ersparung des Holzes, ihre irdene Töpfe setzten, worinn sie ihre Speisen kocheten. Jede Gemeine war gehalten, das Haus neuverehlichter Personen einzurichten; und die nächsten Verwandten mußten das Hausgeräthe und alles, was zur Hauswirthschaft nöthig war, herbeybringen.

Speisen und Getränke. Im Essen und Trinken waren sie sehr mäßig. Bey ihren ordentlichen Mahlzeiten genossen sie nichts als allerley Feldkräuter, welche sie im Wasser kochten, auch wohl manchmal roh aßen;

hiezu

hiezu aßen sie Maiz geröstet oder im Wasser gekocht. Sie zermalmeten ihn auch mit Steinen zu Mehl, wovon sie Brot buken. Wollten sie sich etwas zu gute thun, so kochten sie ein Stück von dem Fleische, so ihnen nach gehaltener allgemeinen Jagd des Ynca ausgetheilt wurde; denn Fleisch von zahmen Thieren bekamen sie sehr selten zu essen, weil alle Heerden den Yncas eigenthümlich gehörten. Zum Getränke gebrauchten sie mehrentheils einen gewissen Trank, den sie Aca nannten, wozu sie trübes Wasser nahmen, in welchem sie einige Kräuter kochen ließen. Sie vermischten auch Wasser mit bloßem Maizmehle und kochten aus Maiz ein starkes Getränk Vinnapu genannt, welches aber die Yncas verboten hatten, weil es sehr berauschte. So mäßig ihre gewöhnliche Lebensart war, so liebten sie dennoch zu gewissen Zeiten die öffentlichen Zusammenkünfte und sogenannten Trinkfeste, welche sonderlich unter den Vornehmen sehr gebräuchlich waren. Ein jeder hatte zu dem Ende zwey Gefäße von gleicher Gestalt und Größe von Gold oder Silber, bey gemeinen Leuten auch von Holz. Derjenige, der einen andern zum Trinken aufforderte, hielt in jeder Hand ein solches Geschirr: war nun derjenige, den er aufforderte, geringer als er, so reichte er ihm dasjenige, so er in der linken Hand hielt; war er aber vornehmer oder seines gleichen, so reichte er ihm das in der rechten Hand, mit wenig oder viel Komplimenten, und nun wurde es ausgetrunken. Der Ynca selbst stellete bisweilen

Gastereyen.

Trinkfest. dergleichen Fest an, so sie Raymi nannten. Er ließ durch die andern Yncas seine Verwandten, die Feldobersten, die sich im Kriege wohl gehalten hatten, und die Curacas der Nachbarschaft von Cuzco zum Trinkfest einladen. Er setzte sich an einem solchen Tage auf seinen goldenen Stuhl und ließ durch die andern Yncas die Gäste zum Trinken auffordern. Wenn herumgetrunken war, so wurde er selbst von einigen Curacas aufgefordert. Dabey erschien ein Haufe Gaukler, welche nach dem Gesange einen Tanz anstelleten, und eine Menge verlarvter Personen, die nach ihrer Landesart verschiedene Wahlsprüche und Wappen führten. Unterdessen daß diese tanzten und sungen, hörten die Zuschauer nicht auf zu trinken, sondern brachten sich einander allerley Privatgesundheiten zu. Ein solches Fest dauerte 9 Tage, welche in Wohlleben und Ergötzlichkeit zugebracht wurden. Zwey oder dreymal des Monats versammelten sich die Einwohner jeder Stadt, um in Gesellschaft mit einander zu essen, worauf sie sich in Kriegsspielen und andern anständigen Zeitvertreiben übten. Sonst war ihre Arbeitsamkeit. Lebensart sehr ordentlich, und Männer und Weiber waren gleich arbeitsam. Da es weder Schneider noch Schuster unter ihnen gab, so machte man alles selbst. Die Männer machten die Schuhe und die Waffen, und die Weiber, welche nach ihrer Verheirathung fast nicht mehr aus dem Hause kamen, spannen Wolle und Baumwolle und verfertigten die Kleider für sich und die ganze Familie.

Familie. Sie spannen überall, wo sie hingiengen, und selbst Frauenzimmer vom königlichen Geblüte ließen sich die Spindel nachtragen, wenn sie Besuche gaben. Bey der Bestellung des Feldes arbeiteten Männer und Weiber gemeinschaftlich. Das sogenannte Brudergesetz legte allen Einwohnern der Städte auf, einander gegenseitig zu helfen, wenn etwas zu machen und zu arbeiten war, und ein anderes Gesetz verordnete, daß bey öffentlichen Arbeiten die Landschaften, Städte, Familien und Personen sich einander ablösen mußten, damit ein jeder Zeit hätte sich zu erholen. Noch ein ander Gesetz verordnete, daß niemand müßig seyn sollte, daher auch schon die Kinder von 5 Jahren zur Arbeit angehalten wurden, und selbst die Lahmen, Blinden und andere Gebrechlichen mußten nach Vermögen noch etwas arbeiten, ob sie gleich aus den öffentlichen Vorrathshäusern unterhalten wurden. Es warer auch gewisse Richter bestellet, welche die Privathäuser oft besuchten und untersuchen mußten, ob Mann und Frau die nöthige Sorgfalt auf ihre Haushaltung und die Kinderzucht wendeten und alles sauber und ordentlich gehalten würde. Diese Richter lobten diejenigen öffentlich, welche sie als die fleißigsten und besten Haushälter fanden: die nachläßigen aber wurden nach den Gesetzen bestraft, welches einen solchen Wetteifer hervorbrachte, daß alles, was nur konnte, nach Vermögen arbeitete, um nicht die Schande zu haben, ein Müßiggänger zu heißen.

§. 49.

Heirathen. Damit ein jeder seine Haushaltung desto besser führen könnte, so mußten die Mädchen wenigstens 18 bis 20, und die Mannspersonen 24 Jahr alt seyn, wenn sie heirathen wollten. Mit der Verheirathung selbst gieng es so zu. Der Ynca ließ alle Jahr oder alle 2 Jahr zu einer gewissen Zeit alle diejenigen von seinem Geblüte, männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich verheirathen wollten, in der Stadt Cuzco zusammen kommen. Er stellte sich mitten unter sie, da jedes Paar neben einander stund, und rief sie bey ihren Namen. Sie traten vor ihn, er nahm sie bey der Hand und ließ sie einander gegenseitige Liebe und Treue versprechen, worauf die Neuvermählten in das Haus des Bräutigams Vaters giengen, wo die Hochzeit einige Tage unter ihren nächsten Verwandten gefeyert wurde. Nachdem der Ynca die Personen von seinem Stamme also vermählt hatte; so verheiratheten den andern Morgen die dazu verordneten Staatsbedienten die Kinder der andern Einwohner in Cuzco auf eben die Art. Die Statthalter und Curacas waren verbunden, auf eben die Art die Jünglinge und Jungfrauen in ihrer Provinz zu verheirathen. Andere Ceremonien und Opfer giengen bey den Heirathen in Peru nicht vor. Die aus einer Landschaft oder Stadt konnten sich nicht in einer andern verheirathen, sondern sie mußten sich alle in ihren Städten und unter ihren Verwandten, wie bey den Stämmen Israel, verheirathen.

heirathen. Dies geschah ausdrücklich deswegen, damit die Völkerschaften und Familien nicht durch die Vermischung unter einander vermenget würden. Die Curacas, Hauptleute und andere hohe Bediente, welche der Ynca ihrer Verdienste wegen belohnen wollte, erhielten ihre Gemahlinnen von seinen Händen. Er suchte dazu Töchter anderer großen Herren aus, und der Vater, den er so um seine Tochter ansprach, hielt sich dadurch eben so geehrt, als derjenige, dem er sie zur Gemahlinn gab. Wenn eine Frau niederkam, so wusch sie sich selbst und ihr Kind mit kaltem Wasser und bedurfte keiner weitern Wartung, sondern gieng bald wieder an ihre Arbeit. Niemand stund ihr bey dieser Gelegenheit bey, und hätte ihr eine andere Frau bey ihrer Geburt hülfliche Hand leisten wollen, so würde man sie für eine Hexe gehalten haben. Kam eine Frau mit Zwillingen nieder, so hielten sie solches für ein Wunder und nannten Mutter und Kinder Huaca, kröneten sie mit Blumen, trugen sie öffentlich durch die Straßen, tanzten um sie her und stimmten zum Lobe der Mutter und ihrer Fruchtbarkeit Lieder an. Die Kinder der Armen und Reichen, Vornehmen und Geringen wurden gleich hart erzogen. Man wusch sie täglich mit kaltem Wasser, ihre Glieder zu stärken und sie zur Kälte und zur Beschwerlichkeit zu gewöhnen. Man hielt sie fast beständig in der Wiege, welches eine Art von Bank war, auf welchem statt des Bettes ein ziemlich grobes Netz lag. Die Mütter nahmen das Kind

Leichte Niederkunft der Weiber.

Kinderzucht.

niemals auf die Arme, auch nicht, wenn sie es säugen wollten, und wenn sie es aus der Wiege ja herausnahmen, so setzten sie es in ein Loch in der Erde und stopften Lumpen herum. Sie säugeten es des Tages nur dreymal, nämlich des Morgens, Mittags und Abends, und ließen es lieber schreyen, als daß sie es gewöhnen wollten, den ganzen Tag zu saugen. Hatte die Mutter Milch genug, das Kind zu ernähren, so gab sie ihm nie eher etwas zu essen, als bis es entwöhnt war. Dies geschah gemeiniglich, nachdem das Kind 2 Jahre alt war, und wenn es der erstgebohrne Sohn war, so wurde dabey ein Fest und Lustbarkeiten angestellet, weil das Recht der Erstgeburt bey ihnen in großer Achtung stand. An diesem Tage schnitt man auch den Kindern die Haare ab und gab ihnen den Namen, den sie führen sollten, wobey die Verwandten zusammenkamen und ihnen Geschenke machten. Denn wurde übermäßig getrunken und bis in die Nacht getanzt und gesungen, und dieses Fest dauerte 3 bis 4 Tage. Wuchsen die Kinder heran, so unterrichteten die Mütter ihre Töchter in den häuslichen Geschäfften, und der Vater erzog die Söhne zu dem, was er selbst trieb. Weil die Rottmeister und Hauptleute ein wachsames Auge auf die Erziehung hatten, und die Knaben sowohl als die Väter bey begangenen Fehlern bestraften, so erzogen die Väter ihre Kinder mit vieler Sorgfalt und hielten sie ab, etwas unanständiges in der Stadt und auf dem Felde zu begehen. Die

Lebens-

Lebensart der Wittwen war sehr eingezogen. Im ersten Jahre der Wittwenschaft kamen sie nicht aus dem Hause, und wenn sie Kinder hatten, heiratheten sie nie wieder, so jung sie auch waren; hatten sie aber keine Kinder, so geschah es, jedoch sehr selten, daß sie sich wieder und zwar gemeiniglich an Wittwer verheiratheten. Sie hatten große Vorrechte und die Gesetze verordneten, daß ihre Felder eher bestellt werden sollten, als der Curacas und selbst der Yncas ihre. Ohngeachtet der guten Zucht, duldeten die Yncas, zur Vermeidung größerer Uebel, öffentliche Huren; sie durften aber nicht in die Städte kommen, sondern wohnten auf dem Felde, jede besonders, in elenden Hütten. Jedermann begegnete ihnen verächtlich und man nannte sie Pampauruna, welches so viel als eine allgemeine Landhure hieß. Die Peruaner begruben ihre Todten, und das Leichenbegängniß der Yncas und anderer großen Herren wurde mit vieler Pracht begangen. Man balsamirte ihre Körper auf eine so künstliche Art, daß sie von aller Verwesung frey blieben, setzte sie auf prächtige Stühle und brachte sie unter einem großen Gefolge von Leidtragenden zu Grabe. Die Bedienten trugen Speise und Getränke hinterher und einer von den Anverwandten gab dem Verstorbenen von Zeit zu Zeit etwas davon in den Mund. Man verscharrete mit ihnen ihre goldene und silberne Gefäße, ihre Kleider und kostbarsten Kleinodien und alles Geräthe aus ihren Häusern, damit sie sich derselben in der andern

Lebensart der Wittwen.

Oeffentliche Huren.

Leichenbegängnisse.

dern Welt bedienen könnten. Ihre Hausgenossen und liebsten Weiber ließen sich lebendig mit ihnen begraben und zwar freywillig, ohne dazu verpflichtet zu seyn, um ihren lieben Herren auch in der andern Welt zu dienen. Denn sie glaubten eine Unsterblichkeit der Seele und etwas von der Auferstehung der Todten und einem andern Leben, wiewohl sie solches für sehr körperlich hielten. Ihre Amautas oder Weltweisen theilten das Weltgebäude in 3 Welten, wovon sie die erste Hanan Pacha oder die Oberwelt nenneten, wo die Tugendhaften den Lohn für ihre Tugend erhielten. Die zwote hieß Hurin Pacha oder die Niederwelt, worinn Menschen und Thiere gebohren würden und stürben und alles der Vergänglichkeit unterworfen wäre. Die dritte nannten sie Ucu Pacha oder die Unterwelt, wodurch sie das Innere der Erde verstanden, welches sie den Gottlosen zur Wohnung bestimmten. Weil die Peruaner glaubten, daß sie bey der Auferstehung mit allem, was zum Leibe gehörte, wieder sollten auferwecket werden; so trugen sie eine außerordentliche Sorgfalt, ihre Nägel und Haare, die sie sich abschnitten oder auskämmeten, an einen sichern Ort zu legen und sie in die Ritzen und Löcher der Mauern zu stecken, damit sie solche bey der Auferstehung desto leichter wieder finden könnten.

§. 50.

Gelehrsamkeit. Es fehlte den alten Peruanern nicht an Fähigkeit, Künste und Wissenschaften zu lernen; doch

doch durften nur eigentlich die Kinder der Vornehmen dazu angeführt werden. Es waren Schulen zu Cuzco, wo die königlichen Prinzen und Söhne der andern Yncas und Großen von den Amautas unterrichtet wurden. Diese waren selbst alte und erfahrne Yncas, welche ihrer Einsicht und Klugheit wegen in größter Hochachtung standen. Sie lehrten ihre Schüler die Ceremonien und Grundsätze der Religion, erklärten ihnen den Grund und den wahren Sinn ihrer Gesetze, unterrichteten sie in der Staatskunst und Kriegswesen, besserten ihre Sitten und machten sie artig, lehrten sie ordentlich und zierlich reden, brachten ihnen die Geschichte und Zeitrechnung vermittelst der Quipue bey, und zeigten ihnen das wenige, was sie von der Dichtkunst, Musik, Weltweisheit, Sternseherkunst und Mathematik wußten. Die Könige hörten selbst bisweilen ihre Vorlesungen an, und schämten sich nicht, Lehrerstelle zu vertreten. Der Ynca Pachacutec verordnete, daß alle seine Unterthanen ohne Unterschied die cuzcoische oder Hofsprache lernen sollten. Diese war nicht reich an Worten, man half aber dieser Armuth durch eine vielfältig veränderte Aussprache der Wörter ab, mit der sie auch die Bedeutung änderten. Sonst war sie nachdrücklich und der Zierlichkeit fähig. Die Yncas hatten noch eine besondre Sprache, die sie unter sich redeten, und welche niemand verstand, weil sie ihre eigene Wörter und Redensarten hatte. Ihre Dichter, welche den Namen Hararec oder Erfinder

Schulen.

Sprache.

Dichtkunst.

finder führten, waren in Verfertigung der Lust- und Trauerspiele geübt, die vor den Königen und Großen von ihren Hofbedienten aufgeführt wurden. Sie verfertigten auch Liebesliederchen, worinn sie das Sylbenmaaß beobachteten, und verfaßten die merkwürdigen Thaten ihrer Könige und andrer berühmten Personen in Versen.

Sittenlehre. Unter allen Wissenschaften beschäfftigten sich die Amautas hauptsächlich mit der Sittenlehre, deren Sätze sie nicht nur vortrugen, sondern deren Lehren sie auch in Ausübung brachten. Die abstrakten Speculationen waren ihr Werk nicht, und sie waren mehr beflissen, nichts böses zu thun, als etwas gutes auszudenken. Von der

Naturlehre und Arzneykunst. Naturlehre wußten sie sehr wenig, indem sie sich allein begnügten mit dem, was das Leben betraf, ohne sich die Mühe zu geben, die Geheimnisse der Natur aufzusuchen. Sie hatten einige Kenntniß von den Eigenschaften und Tugenden gewisser Pflanzen, deren sie sich zu Heilung verschiedener Krankheiten bedienten. Die gemeinen Leute heilten sich unter einander selbst, durch den Gebrauch solcher Hausmittel, die sie von ihren Aeltern erlernt hatten. Bey Erwachsenen kam die ganze Kur auf Purgiren und Aderlassen an, welches mit einem spitzigen Kieselstein geschah, auf Verordnung gewisser alter Weiber, und zwar allezeit vorher, ehe sie krank wurden. Denn wenn sie schon wirklich krank waren, beobachteten sie nur eine gute Diät im Essen und Trinken, und überließen das andere der Natur, ohne viel Arzeneyen

zu gebrauchen. Die eigentlichen Aerzte, die eine Kenntniß der Arzeneykräuter und Wurzeln hatten, gaben sich nur mit der Kur der Könige und Yncas und andrer Großen ab. In die Sternseherkunst besaßen die Amautas mehr Einsicht als in die Naturlehre; ihre Wahrnehmungen aber giengen nicht weiter, als auf das, was sie sahen. Sonnen- und Mondfinsterniße waren für die Peruaner schreckhafte und fürchterliche Begebenheiten. Verfinsterte sich die Sonne, so glaubten sie, daß sie zornig auf sie wäre, und sie weissagten dem Volk ein großes Unglück daraus. Wurde der Mond verfinstert, so hielten sie ihn für krank, und besorgten, er werde sterben und vom Himmel fallen und sie alle erschlagen. Sie machten daher ein erschreckliches Getöse mit musikalischen Instrumenten, und banden ihre Hunde an und prügelten sie weidlich, damit sie brav bellen und heulen mußten, in Hoffnung, der Mond würde aus Mitleiden mit diesen Thieren sich wieder erholen. Sie ließen auch die jungen Kinder brav schreyen, wobey Männer und Weiber mit einstimmten, und den Mond mit Seufzen bathen, daß er doch nicht sterben möchte. Bekam nun der Mond sein Licht wieder, so freuete sich alles über seine Genesung und dankte ihm, daß er nicht heruntergefallen wäre. Von der Feldmeßkunst verstunden sie nicht mehr, als sie brauchten, ihre Felder auszumessen und zu vertheilen, welches sie ohne Aufnehmung derselben durch gewisse Maaßstäbe verrichteten. Ihre geographische Kenntniß er-

Sternseherkunst.

Feldmeßkunst und Geographie.

erstreckte sich nicht über die Grenzen ihres Landes; jedoch wußten sie bewundernswürdige Grundrisse von ihren Städten und Provinzen von Erde, Kieselsteinen und kleinen Stäben zu machen.

Rechnung durch Knoten. Ihre Rechnungen verrichteten sie durch die Quipu oder Knoten, welche sie in Fäden von verschiedenen Farben knüpften, und damit rechneten sie zusammen, zogen ab, vermehrten und theilten ihre Summen mit bewundernswürdiger Fertigkeit. Vermittelst dieser Knoten hielten sie Rechnung von allen Steuern und Abgaben im ganzen Königreiche; durch sie erhielten sie ihre Geschichte, die Verordnungen der Yncas, ihre Gebräuche und Ceremonien. Sie hatten eigene Leute, welche die Quipu oder Knotenschnüre verwahreten, und diese hießen Quipucamayu, welche den wesentlichen Inhalt derselben auswendig lernten und ihn einander durch die mündliche Sage lehrten, welche vom Vater auf den Sohn kam. Sie mußten diese Knoten unaufhörlich studiren und waren daher von der Schatzung und allen andern

Musik. Diensten befreyet. Sie waren in der Tonkunst wenig geübt, wovon sie nur einige Accorde wußten. Ihre musikalischen Instrumente waren Pfeifen, worauf sie ihre Liebesliederchen bliesen, Trompeten, Hörner, Cimbeln, Pauken und Trommeln, womit sie ein rauhes Getöse machten. Man lehrte große Herren auf Instrumenten spielen, um bey dem Könige Musik zu machen; und so grob auch ihr Gesang war, so war er doch unter ihnen nicht gemein, und sie hatten Mühe genug ihn zu lernen. §. 51.

§. 51.

In den meisten gemeinen Künsten und Handarbeiten war die Geschicklichkeit der Peruaner sehr geringe, ob man gleich einige ihrer Werke sehr bewundern muß. Sie verstunden sich nur schlecht darauf, wie sie das Eisen und die andern Metalle recht bearbeiten und brauchbar machen sollten. Wollten sie einiges Metall schmelzen, so mußten ihrer viele lange Zeit das Feuer mit dem Munde durch kupferne Röhren anblasen. Sie hatten weder Zangen, noch Feilen, noch Grabstichel, noch ordentliche Hammer, und dennoch machten sie wundersame Arbeiten, vornehmlich in Gold, wovon einige Stücke so fein und andere so künstlich zusammengelötet waren, daß auch europäische Künstler das Geheimniß, wie solche hätten können verfertigt werden, nicht anzuzeigen vermochten. Ihre Zimmerleute hatten bloß eine Art und Hobel von Anta oder Kupfer, woraus auch Hacken, Messer und Schlägel verfertigt wurden. Hatten sie das Holz gefället und zugehauen, so machten sie es durch Schaben glatt und eben, damit sie es zu den Gebäuden oder andern Sachen brauchen konnten. Sie wußten nichts von Nägeln oder Klammern, sondern banden das Holz mit gewissen Seilen aus Binsen zusammen. Die Mäurer hatten zu Behauung der Steine nur gewisse schwarze Kiesel, Hiuhana genannt, womit sie solche mehr zerschlugen, als behaueten. Wenn sie Steine in die Höhe bringen wollten, so hatten sie weder Krahne noch Gerüste,

Handwerker.

Schmiede.

Zimmerleute.

Mäurer.

rüste, noch andere Werkzeuge, sondern mußten alles mit den Armen thun. Ohngeachtet dieser Beschwerlichkeiten führten sie doch so schöne Gebäude auf, daß es unmöglich seyn würde, solches zu glauben, wenn nicht die ersten Berichte der Spanier hierinn einstimmig wären, und die Ueberbleibsel noch davon zeugeten. Außer diesen hatten sie noch andere Handwerker, als Schuster, Schneider, Weber, obwohl ein jeder Kriegsmann, ja gar der Ynca, seine Schuhe selbst mußte verfertigen können, und jede Frau für ihr Haus schneiderte und webete. Alle Handwerksleute hatten ihren Obermeister und stunden immer einer unter dem andern, mußten auch ihre Kinder eben das Handwerk lehren, das sie trieben. Statt der Pfriemen und Nadeln bedienten sie sich gewisser langer Dornstacheln, welche ihnen auch dienten, Kämme daraus zu machen. Das Frauenzimmer hatte auch Spiegel, und zwar die vom königlichen Geblüte welche von geschliffenem Silber, die andern aber nur von Kupfer und Messing. Das vornehmste Geschäffte der Peruaner war der Feldbau. Weil es im ganzen Lande wenig Ackerfelder, das ist, solche, die Maiz tragen konnten, gab, so vervielfältigte man sie mit unglaublicher Arbeit, indem man Grabens zog, sie zu wässern, und die Erdhügel ebnete. Alle Felder in jeder Provinz wurden ausgemessen und in 3 Theile abgetheilt, davon der erste für die Sonne, der zweyte für den König, und der dritte für die Einwohner war. So wurden auch die andern

Feldbau.

Abtheilung der Felder.

andern Felder, die keiner Wässerung bedurften und worauf sie andern Saamen und Früchte säeten, ausgetheilt. Zuerst wurden die Felder der Sonne, der Wittwen und Waisen und der unvermögenden Personen bestellet, und wann diese keinen Saamen hatten, so wurde er aus den öffentlichen Vorrathshäusern gegeben. Darauf arbeiteten sie an ihren eigenen Feldern nach der Reihe, und hernach an den Feldern der Curacas und des Ynca. Die Arbeit auf den Feldern des Ynca und der Sonne verrichteten sie mit großen Freuden. Sie zogen ihre besten Kleider an, putzten den Kopf mit schönen bunten Federn und sangen dabey Lieder zum Lobe ihrer Yncas und der Sonne. Jeder Peruaner bekam sein Tupu oder abgemessenes Stück Land, seinen Maiz darauf zu säen, und sobald er Kinder bekam, gab man ihm für jeden Knaben auch ein Tupu und für ein Mädchen ein halbes. Die Curacas und Großen bekamen nach der Zahl der Weiber, Kinder, Knechte und Mägde, die sie hatten, mehr oder weniger, und eben dieses Verhältniß wurde auch in Ansehung der Yncas vom königlichen Geblüte beobachtet, nur daß ihr Antheil beträchtlicher war. Sie düngeten die Felder mit Menschenmist, den sie mit unglaublichem Fleiße sammelten, trockneten und zu Staube machten. An der Seeküste düngeten sie mit dem Miste gewisser Vögel, die sie Seesperlinge nannten, der ebenfalls ausgetheilt wurde. So wurde auch das Wasser zur Befeuchtung der Felder ausgetheilt,

und jeder Einwohner hatte gewisse Stunden sein Feld zu begießen, welches nach der Reihe herumgieng. Wenn die Aerntezeit kam, so ärnteten sie zuerst für sich, für die Wittwen, Waisen und Armen, und hernach für den Ynca und die Sonne, deren Früchte in große Vorrathshäuser gebracht wurden. Vieh hielten die alten Peruaner eigentlich für sich nicht, und selbst die Curacas hatten sehr wenig, weil die Viehweiden nicht häufig waren. Der Ynca hingegen und die Sonne hatten dessen eine ungeheure Menge, welches überhaupt Llama genannt und in das große und kleine getheilt wurde, wovon jenes zum Lasttragen gebraucht wurde, dieses aber mit seiner Wolle diente. Die Milch von beyden wußten sie auf keinerley Art zu nutzen, das Fleisch aber wurde bisweilen ausgetheilt. Die Einwohner an der Seeküste giengen zuweilen auf den Fischfang, wozu sie sich kleiner Netze und Angeln bedienten. Sie schossen die Fische auch mit Pfeilen, woran sie eine Schnur gebunden hatten, mit der sie sie nach sich zogen. Niemand durfte für sich einiges Wild fällen oder Flügelwerk schießen. Damit aber das Wild sich nicht zusehr mehrete, so wurde jährlich in jeder Provinz ein Chacu oder allgemeine Jagd angestellet. Hiezu wurden 20 bis 30000 Mann aufgeboten, die einen großen Bezirk umstelleten und die Thiere zusammentrieben. Auf die Art wurden oft 40000 Stück Wildprett an Rehen, Damhirschen, Gemsen und wilden Ziegen oder Vicunas

Viehzucht.

Fischfang.

Allgemeine Jagd.

nas gefangen. Von diesen letztern tödtete man wenige, sondern man schnitt ihnen nur die Haare ab und ließ sie wieder laufen. Die besten Böcke und alle Weibchen ließ man laufen, die andern alle aber tödteten sie und theilten das Fleisch unter sich. Damit das Wild Zeit hatte sich zu vermehren, so waren alle Provinzen in vier Gehege abgetheilt, in welchen man nach der Reihe herum jagete, so daß ein jedes nur alle 4 Jahre einmal daran kam.

§. 52.

Denkmaale der Baukunst.

Man trifft noch hin und wieder in Peru Ueberbleibsel von Gebäuden, woraus man auf die Baukunst der alten Peruaner einen Schluß machen kann. Dergleichen bewundernswürdiges Denkmaal ist am See Chucuytu, wo man ein großes Gebäude in einem großen Felsen gehauen antrifft, dessen Mauern, Fußboden, Dach und Thüren alle aus einem einzigen Stück gemacht sind. Die Schlösser der Yncakönige, wovon man noch hin und wieder einiges Mauerwerk antrifft, waren wegen ihrer Größe und innerlichen Pracht ansehnlich. Es waren Säle darinn von 200 Schritten lang und 50 bis 60 breit, so daß sie 3000 Menschen bequem fassen konnten. Die Wände waren mit Gold- und Silberblechen überzogen und mit Bildern von Menschen, Vögeln und Thieren geschmückt, die nach dem Leben von Gold und Silber gemacht und in Bilderblenden gesetzt waren. In den Gärten der Yncas fand man nicht nur die schönsten Bäume und wohlrie-

Palläste der Yncas.

chendsten Kräuter und Blumen, sondern auch Bäume und Pflanzen und allerley Vögel und Thiere von Gold und Silber, die mit großer Kunst und sehr natürlich gemacht waren. Das ansehnlichste und prächtigste Gebäude in ganz Peru war der Sonnentempel zu Kuzco, dessen Wände ganz mit Golde überzogen waren und wo man das Bild der Sonne von Gold auf die Art sah, wie es die Maler vorstellen, in solcher Größe, daß es fast die ganze Seite der Wand einnahm. Um den Tempel standen in einem viereckigen Verschlusse fünf große viereckige Nebengebäude. Das erste war dem Monde gewidmet, mit Silberplatten inwendig überzogen und mit einem großen silbernen Bilde des Mondes geschmückt. Das andere war auch mit Silberplatten bedeckt und der Venus und den übrigen Gestirnen gewidmet. Das dritte war dem Yllapa, das ist, dem Blitze, Donner und Wetterstrale geweihet. Das vierte Gebäude war dem Regenbogen gewidmet, ganz mit Golde bedeckt und an der einen Seite mit einem sehr großen Regenbogen mit seinen natürlichen Farben geschmückt. Das letzte Gebäude war auch mit Golde ganz überzogen und diente den Priestern zum Versammlungsort, sich über die Opfer und andere den Gottesdienst betreffende Sachen zu berathschlagen. In dem Hause der Sonne waren noch viele andere Gemächer für die Priester, und bey demselben war ein eben so prächtiger Garten, als bey den Pallästen der Könige. Alle andere

Sonnentempel.

Sonnen-

Sonnentempel im ganzen Reiche waren nach diesem Muster gemacht, nur daß sie mehr oder weniger prächtig waren. Die großen Wege der Ynca werden von den ersten spanischen Geschichtschreibern den so berühmten Wegen der Römer weit vorgezogen, und noch itzt sieht man an verschiedenen Spuren davon, daß es Meisterstücke gewesen sind. Es waren vornehmlich zween, wovon der eine längst der Küste und der andere über die Gebirge tiefer ins Land hineingieng. Beyde waren über 500 Meilen lang und der erste 40, der andere wenigstens 15 Fuß breit. Bey dem letzten hatte man oftmals Berge und Felsen abtragen, und Thäler und Abgründe ausfüllen müssen. Bey dem Wege durchs flache Land waren in den Thälern Dämme aufgeworfen, die auf beyden Seiten durch eine Mauer gehalten wurden, und wo er durch sandigte Gegenden gieng, waren zu beyden Seiten Pallisaden eingerammt, daß man nicht befürchten durfte, sich auf der einen oder andern Seite zu verirren. Auf diesen Heerstraßen waren von einer Tagereise zur andern große weitläuftige Gebäude mit vielen Zimmern, Tampu genannt, worinn der Ynca mit seiner Hofstaat und ganzem Heer herbergen konnte. Die benachbarten Völker mußten diese Tampuen mit Lebensmitteln und Vorrath an Kleidung und Waffen für die Kriegsheere versehen, so daß man im Nothfalle aus jedem Tampu 30000 Mann kleiden und bewaffnen könnte. Nicht weniger Bewunderung verdienen die vielen Wasserlei-

Große Wege.

Wasserleitungen.

leitungen der Yncas, von denen man noch merkwürdige Spuren antrifft, woraus zu ersehen ist, daß sie die Kunst des Wasserwägens gut müssen verstanden haben. Sie waren durch Felsen und unter Bächen und Flüssen hingeleitet und giengen oft über 100 Meilen weit. Ihre Fahrzeuge, deren sie sich zur Schiffahrt und über die Flüsse zu kommen bedienten, sind ebenfalls nicht zu vergessen. Sie banden fünf oder sieben Bäume von einem sehr leichten Holze zusammen, so daß der längste in der Mitte war und die andern auf beyden Seiten nach und nach an Länge abnahmen. Diese bedeckten sie mit gespaltenen Röhren und trieben sie durch Ruder fort; bisweilen aber setzten sie auch eine Art von Segel drauf. Sie machten auch eine Art Flöße aus großen Kalebassen, ja gar aus Binsen. Sie binden ein Bündel Binsen, so dick wie ein Ochs, fest zusammen, so daß es von der Mitte bis ans Ende eine Spitze macht, als wenn es ein Schiffsschnabel wäre. Denn erweitern sie es und machen es so breit, daß sie einen Menschen oder eine andere Last hineinsetzen können. Ein Indianer setzt sich vorn auf die Spitze, legt sich auf die Brust und rudert mit Händen und Füßen. Bey schnellen Flüssen haben sie ein anderes Mittel zum hinüberkommen. Sie lassen von einem Ufer zum andern ein starkes Seil ziehen, welches queer durch einen Korb von geflochtenen Weiden gehet, worinn 3 bis 4 Personen sitzen können. An jeder Seite des Korbes ist ein Strick, womit man ihn

Fahrzeuge.

an

an das eine oder an das andere Ufer zieht, wozu bey jeder Ueberfahrt Leute bestellt sind. Auch die sonderbaren Brücken in Peru gehören zu den alten Denkmaalen des Reichs. Man macht Flechten von Bejuquen oder Bindweiden, so lang als die Brücke seyn soll, und befestiget so viele auf einander, bis sie zusammen so dick als ein Mensch im Leibe sind. Diese Flechten werden über den Fluß gezogen und an beyden Ufern auf hohen steinernen Pfeilern festgemacht. Die Brücke ist ohngefähr zwo Ellen breit, mit Stücken Holz und in einander geflochtenen Baumzweigen bedeckt, und auf beyden Seiten mit andern Flechten statt der Lehnen versehen. Diese Brücken schweben gleichsam in der Luft, da hingegen eine andere Art gleich auf dem Wasser schwimmen. Sie werden von einem, durch ganz Peru wachsenden, biegsamen Stroh, von Binsen und Schilf verfertiget. Man macht vier Seile von Stroh so dick als ein Schenkel. Zwey davon werden über das Wasser von einem Ufer zum andern gezogen und in gehöriger Weite von einander befestiget. Auf diese Strohseile legt und befestigt man dicke Bündel Schilf und Binsen, über welche die beyden andern Strohseile gezogen und befestigt werden. Um sie zu verstärken wirft man noch andere Binsen- und Strohbunde drüber, die an einander gebunden und an den Seilen befestigt werden. Man hat über dem Desaguadero oder dem Kanal, der aus dem See Titicaca kömmt, eine solche Brücke, die 14 Fuß breit und 150 Brücken.

Schritte lang ist; sie muß aber alle halbe Jahre ausgebessert oder vielmehr ganz neu gemacht werden.

§. 53.

Religion. Vor der Regierung der Yncas beteten die Peruaner eine unbeschreibliche Menge Götter oder Geister an, die sie sich bey allen, auch den geringsten Dingen zu seyn einbildeten. Jede Provinz, jede Nation, jede Familie und jedes Haus hatte seinen besondern Gott; daher wurden alle Arten von Pflanzen, Blumen, Bäumen, Thieren, hohe Gebirge, Steine, Höhlen ꝛc. angebetet. Diejenigen, die an der Küste wohnten, beteten das Meer an und nannten es Mamacocha, ihre Mutter, welchen Namen diejenigen, die tiefer im Lande wohnten, der Erde beylegten, beyde aus der Ursach, weil ihnen das Meer und die Erde Nahrung verschaffte. Sie opferten diesen selbsterwählten Göttern Thiere, Korn, Früchte, aber auch Menschen, wozu sie die Gefangenen und im Nothfall ihre eigene Kinder nahmen.

Verehrung der Sonne. Manco Capac, der erste Ynca, beredete seine Unterthanen, die Sonne anzubeten, der man hernach prächtige Tempel bauete. Den Mond beteten sie zwar nicht an, verehrten ihn aber doch als die Schwester und Frau der Sonne sehr, und nannten ihn die allgemeine Mutter aller Dinge. Bliz und Donner nannten sie die Vollstrecker der Gerechtigkeit der Sonne und hatten deswegen Furcht und Abscheu vor ihnen. Die Sterne hielten sie für die Hoffräulein der Sonne.

Die

Die Klügern verehrten noch einen unsichtbaren Gott, den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, den sie Pachacamac, Weltbeseelender, nannten, und dessen Namen sie nicht ohne Noth und mit den Merkmaalen der größten Ehrerbietung und Unterthänigkeit aussprachen. Den Teufel nannten sie Cupay, und wenn sie diesen Namen aussprachen, spuckten sie zum Zeichen der Verfluchung und Verabscheuung dabey auf die Erde. Sie verehrten die Berge nicht als Götzen, wie die Spanier sie beschuldigten, sahen sie aber mit Hochachtung und Ehrerbietung an, und nannten sie Huaca, d. i. vortrefflich, wundersam, welchen Namen sie auch der Stadt Cuzco beylegten, für die sie auch große Ehrerbietung hatten, weil sie von ihrem ersten Ynca erbauet war. Ihren Königen, als den vorgegebnen Söhnen der Sonne, bewiesen sie beynahe eben so große Verehrung als der Sonne selbst, aus Erkenntlichkeit für das viele Gute, was sie von ihnen erhalten hatten. Sie hielten sie fast für unfehlbar und menschlicher Vergehungen und Laster unfähig; sie sahen sie für ganz andere Menschen als sich selbst an, die wegen ihrer Abstammung vom Himmel für sich selbst schon weise und tugendhaft seyn müßten. Die Opfer, welche sie der Sonne brachten, waren große und kleine Hausthiere, auch zahme Kaninchen, eßbares Geflügel, Kornähren, etwas vom Kraute Cuca, auch die feinsten Kleider, welches sie zur Ehre der Sonne verbrannten und ihr dankten, daß sie es zum Gebrauch

Höchstes Wesen Pachacamac.

Ehrfurcht gegen die Yncas.

Opfer.

brauch der Menschen erschaffen hätte. Das Hauptopfer waren Lämmer, Schafe und Hammel, aber niemals opferten sie Menschen. Bey den größten Angelegenheiten zu Kriegs- und Friedenszeiten opferten sie ein Lamm, welchem sie lebendig Herz und Lunge aus dem Leibe rissen, um daraus zu urtheilen, ob ihr Opfer der Sonne angenehm seyn, ob der Krieg einen guten Ausgang haben, oder ob die Aernte gut ausfallen werde. Sie opferten auf gewissen freyen Plätzen, am Vorhause der Tempel und in den Tempeln selbst. Zur Darbringung der Opfer bedienten sie sich der Priester, welche in dem Tempel der Sonne zu Cuzco insgesammt Yncas aus königlichem Geblüte waren, die einen von den Brüdern oder Oheimen des Königs zum Oberpriester hatten. In den andern Landschaften bekleideten die Anverwandten des Herrn einer jeden Provinz das Priesterthum; ihr Hauptpriester aber mußte ein Ynca seyn. Sie hatten keine unterscheidende Kleidung, sie dienten wochenweise im Tempel, da sie ihn weder Tag noch Nacht verließen. Während ihrer Amtsverrichtung wurden sie von den Einkünften der Sonne unterhalten, sonst aber lebten sie, so wie alles Volk, von ihren angewiesenen Ländereyen. Zu ihrer Bedienung hatten sie im Tempel eben dergleichen Bedienten und aus eben den Städten, als im königlichen Hause waren; nur daß keine Frauensperson in die Tempel kommen durfte. Indessen gab es doch der Sonne gewidmete Jungfrauen, welche

Priester.

Jungfrauen der Sonne.

Aus-

Auserwählten hießen, deren 1500 zu Cuzco waren, alle aus dem Geschlecht der Yncas. Sie lebten beständig eingeschlossen in einem besondern Hause und in einer steten Jungfrauschaft, und nur die Königinn und ihre Prinzessinnen konnten zu ihnen gehen. Sie hatten 500 vornehme Fräulein zur Bedienung, und alle Gefäße ihres Hauses, welches man das Sternenhaus hieß, waren von Gold und Silber. Ihre Verrichtung war spinnen, weben und die Kleider machen, welche der Ynca und seine rechtmäßige Gemahlinn trugen. Sie verfertigten auch kleine Verbrämungen, Paycha genannt, die an einer ellenlangen Schnur von den nächsten Anverwandten des Königs getragen wurden. Sie bereiteten auch das Brot zu den Opfern, die man der Sonne an ihren größten Festen brachte. In den vornehmsten Provinzen des Königreichs waren nach diesem Muster mehrere Häuser, in welchen schöne Jungfrauen waren, die aber nicht als Frauen der Sonne angesehen wurden, sondern dem regierenden Ynca gewidmet waren, der sie zu Beyschläferinnen nahm. Das Hauptfest der Sonne hieß Raymi, welchem der Ynca, alle Hauptleute und Curacas beywohnten. Sie bereiteten sich insgesammt durch ein strenges dreytägiges Fasten dazu. Am Festtage selbst gieng der Ynca mit allen seinen Verwandten auf den großen Marktplatz und wandten ihr Gesicht gegen Morgen. Sobald sie die Sonne erblickten, fielen sie auf die Kniee und warfen Küsse in die Luft. Der

Fest Raymi

König

König nahm zwey goldene Gefäße in die Hand und lud die Sonne zum Trinken ein; denn gieng man nach dem Hause der Sonne, wohinein der Ynca und alle Prinzen vom Geblüte mit bloßen Füßen giengen und das Bild der Sonne anbeteten. Sie opferten die Trinkgeschirre und allerley aus Gold nach der Natur verfertigte Dinge. Denn opferte man zuerst ein schwarzes Lamm, gute oder böse Anzeigen daraus zu erkennen, und hernach eine Menge Schöpse und Schafe, von denen man das Herz und das Blut der Sonne darbrachte und zu Asche verbrannte, und zwar mit dem Feuer, das man vermittelst einer Art von Brennspiegel bey der Sonne selbst anzündete. Das Fleisch wurde gebraten und unter diejenigen vertheilt, die bey der Feyerlichkeit zugegen waren. Man gab ihnen auch Brot und viele andere Gerichte. Hernach fieng man an, einander zuzutrinken, und so gieng es an ein unmäßiges Saufen. Zugleich erschienen Banden von Gauklern und vermummten Leuten, die nach Liedern tanzten. Dies Fest Raymi dauerte neun Tage. Ein andres Fest hieß Huaraca, an welchem die jungen Yncas wehrhaft gemacht und zu Rittern geschlagen wurden. Das dritte Fest Cuscuieraymi wurde nach der Saatzeit gefeyert, wenn der Maiz anfieng hervorzukeimen. Das vierte Fest hieß Citu, welches mit vielen seltsamen Ceremonien begangen wurde, wenn sie alle Krankheiten, Schwachheiten und Beschwerden, welche die Menschen martern, aus der Stadt und umliegen-

liegenden Gegend verbannen wollten. Außer diesen Festen wurden noch andere begangen, besonders das Aerntefest, welches jeder Peruaner für sich in seinem Hause begieng, wenn er seine Früchte in die Scheuren gebracht hatte, und da opferten sie der Sonne ein wenig Talg, welches sie ihr zu Ehren verbrannten. Da die Peruaner aus der Vernunft erkannten, daß die Sünden der Menschen die Uebel und göttliche Rache nach sich zögen; so glaubten sie, sie müßten ihre Missethat durch Buße aussöhnen. Es waren daher im ganzen Reiche Beichtiger bestellet, denen man seine Sünden beichtete, und welche den Sünden gemäße Züchtigungen auflegten, die in Fasten, Opfern, Geißelungen, im eingezogenen Leben in den Wüsten der Gebirge bestanden. Beichte.

§. 54.

Die Regierungsform in Peru war monarchisch und vollkommen souverain, obgleich die Yncas sich ihrer unumschränkten Gewalt mit großer Mäßigung bedienten und sie nur zur Beförderung der Glückseligkeit ihrer Unterthanen anwandten. Sie hatten ihr großes Reich in vier Theile nach den Weltgegenden getheilt, und die Stadt Cuzco, wo sie ihren Sitz hatten, lag fast im Mittel desselben. Alle Einwohner des Reichs waren in Decurien von 10 Mann getheilt, von denen einer das Haupt oder Decurio war. Fünf Decurien hatten wieder ein Oberhaupt, der also Hauptmann über 50 war. Ein anderer Hauptmann hatte zwo Abtheilungen von funfzigen und Regierungsform.

Abtheilung des Volks in Decurien.

also hundert Mann unter sich. Fünf Abtheilungen von hundert Mann waren unter Aufsicht eines andern Hauptmanns, der also 500 Bürger unter sich hatte, und zwo solche Abtheilungen hatten einen General, der folglich über 1000 Mann zu befehlen hatte. Diese Hauptleute hiengen vom untern bis zum obern einer von dem andern ab. Ihre Pflicht war, daß sie ihre Untergebene vertreten und für ihr Bestes sorgen, aber zugleich auch sich zum Ankläger machen mußten, wenn einer von ihrer Rotte den geringsten Fehler begangen hatte. Verabsäumten sie eine von diesen Pflichten, so wurden sie dafür gestraft; und weil jeder Hauptmann unter einem andern stand, der auf ihn Acht hatte, so verband ihn dies, sein Amt so gut als möglich zu verrichten. Sie mußten auch alle Monate ihren Obern die Anzahl der Gebohrnen und Verstorbenen beyderley Geschlechts unter ihren Leuten melden; daher konnte der König die Anzahl seiner Unterthanen allemal genau wissen. Eben diese Ordnung wurde auch beym Kriegsheere unter den Befehlshabern der Soldaten beobachtet, da immer einer unter dem andern stand, bis zu dem obersten Feldhauptmann, der allezeit ein Ynca vom königlichen Geblüt war und Ynca Apa hieß. Wegen dieser Ordnung und der natürlichen Güte der Einwohner gab es sehr wenig Streithändel unter ihnen. Erhuben sich ja einige, so wurden sie ohne Verzug von dem Richter abgethan, der in jeder Stadt bestellt war; und fiel ein sehr großes

Richter.

und

und abscheuliches Verbrechen vor, so wurde es an den Oberaufseher der Gerechtigkeit gebracht, der in der Hauptstadt jeder Provinz bestellt war, und sogleich das Endurtheil sprach. Die Richter durften die in den Gesetzen enthaltene Strafe nicht übergehen, sondern mußten bey Lebensstrafe die Gesetze pünktlich vollstrecken. Diese waren lediglich dem Eingeben der Natur gemäß. Das vornehmste enthielt, daß die Menschen einander lieben sollen, und bestrafte nach Verhältniß diejenigen, die dawider handelten. Mord, Diebstahl und Ehebruch wurden ohne Gnade mit dem Tode bestraft, und eben diese Strafe war auch auf andere geringere Verbrechen gesetzt. Die Furcht vor einer so harten Strafe machte also einen großen Abscheu vor dem Laster, und ofte fand man in dem großen Reiche kaum im ganzen Jahre einen, der einen strafbaren Fehler begangen hatte. Die Richter mußten alle Monate von allen gefälleten Urtheilen ihren Obern Rechenschaft geben, und diese statteten wieder andern, unter denen sie stunden, Bericht ab. In allen Staatshandlungen gieng alles stuffenweise von den geringern zu den höhern bis auf die Unterkönige in den vier Hauptheilen des Reichs. Diese mußten allemal Yncas seyn, waren die Oberherren in ihren Provinzen und erstatteten dem Könige Bericht, unter welchem sie unmittelbar stunden und dessen Staatsrath sie allein ausmachten. Damit aber die Statthalter, die Richter und die Bedienten, welche die Güter der Sonne und der Yncas

Unterkönige.

verwalteten, ihre Aemter nicht misbrauchten; so wurden insgeheim Commissarien in die Provinzen gesandt, sich nach dem Verhalten und den Mishandlungen der Bedienten zu erkundigen. Auf die Art fand sich im ganzen Staate kein Beamter, der nicht von einem andern abhieng und also nicht genöthigt war, die Pflicht seines Amtes wohl zu vollbringen, zumal da sie im Vergehungsfall weit schärfer bestraft wurden, als der gemeine Mann. In den vielen Landschaften, welche die Yncas ihrer Herrschaft unterwarfen, setzten sie gemeiniglich die alten Curacas oder Oberhäupter, nachdem sie sie zu Cuzco in den Gesetzen, Sitten, Sprachen und Gottesdienst hatten unterrichten lassen, wieder ein, und ließen ihnen ihre erste Würde und Regierung, doch unter ihrer Oberherrschaft. Damit die Befehle des Ynca so hurtig als möglich überbracht würden, und er von allem geschwinde Nachricht bekäme; so waren an den Heerstraßen jeder Viertelmeile Chasqui oder Bothen bestellet, die sich einander die in wenig Worten abgefaßten Bothschaften überlieferten und sie in vollem Laufe weiter brachten. Die Yncas hatten eben die Bedienten, wie an andern königlichen Höfen, bis auf die geringsten Aemter, nur mit dem Unterschiede, daß drey von den nächsten Städten bey Cuzco geschickte und treue Leute zu solchen Bedienungen stellen mußten, deren einige alle Tage, andere alle Wochen und noch andere alle Monate abgelöset wurden. Weil der König sich niemals anders, als in seinem gol-

Bothenläufer.

Hofbediente.

denen

denen Lehnstuhle öffentlich sehen ließ, da er von 25 Mann getragen wurde; so mußten zwo benachbarte Provinzen die Leute dazu stellen, die auch abgewechselt wurden und es für eine große Gnade hielten, den Ynca zu tragen. Der Aufwand zur Speisung war im Hause des Königs sehr groß, weil allen Prinzen vom Geblüte, die am Hofe lebten, die Lebensmittel ausgetheilt und alles Hofgesinde gespeiset wurde. Man mußte auch allezeit überflüssig Speisen haben, für die Yncas, welche mit zur königlichen Tafel gehen wollten. Die Hauptmahlzeit wurde des Morgens von 8 bis 10 Uhr gehalten, und ehe es Nacht wurde, speisete man noch ein wenig. An Getränke gieng ungemein viel drauf, weil allen, die den Ynca besuchten, ein Ehrentrunk gereicht wurde. Die Kleidung des Königs war gemeiniglich schwarz, und in der Trauer mäusegrau. Ob sie gleich kein Kleid mehr als zweymal anzogen, so kostete doch ihre Kleidung nicht viel, weil die Frauen der Sonne sie, bis auf die Schuhe, verfertigten. Sie bestand aus einem Uncu oder Wamse, das bis an die Knie gieng, und aus einer Yacolla oder Art von Casaque, unter welcher er eine Chuspa oder viereckige Tasche trug, die an einem über der Schulter gehenden schönen Bande hing und welche dazu diente, das Kraut Cuca hineinzustecken. Um den Knöchel der linken Hand trug er eine starke goldene Kette und auf dem Kopfe eine vielfärbige Schnur, die vier bis fünfmal herumgewunden und das eigentliche

Tafel.

Kleidung.

Kennzeichen seiner königlichen Würde war. Auf dieser Binde trug er noch die zwo Eckfedern aus den Flügeln des Vogels Coráquenque, dessen Federn weiß und schwarz gefleckt sind.

§. 55.

Gemahlinnen des Ynca.

Es war von dem ersten Ynca her ein unverbrüchliches Gesetz, daß sich der König mit seiner ältesten, in rechtmäßiger Ehe erzeugten Schwester vermählte. Bekam er mit der ältesten Schwester keine Kinder, so nahm er die zwote, oder auch wohl die dritte, und wenn er keine Schwester hatte, seine nächste Verwandtinn aus königlichem Stamme. Diese war seine rechtmäßige Gemahlinn und wurde Coya d. i. Kaiserinn oder Königinn genannt. Außer derselben hatte er noch viele Kebsweiber, theils von seinen Anverwandtinnen, theils von den Jungfrauen, die in allen Provinzen für ihn ausgesucht und unterhalten wurden. Die Kinder, welche er mit Verwandtinnen zeugete, wurden für rechtmäßig gehalten, die mit Fremden erzeugte aber nur für natürliche. Der älteste Sohn von der rechtmäßigen Gemahlinn war allezeit Erbe des Reichs, und in Ermangelung desselben gelangten die andern Söhne derselben nach einander dazu. In dem Falle, wenn kein rechtmäßiger Erbe vorhanden war, gebührte die Thronfolge dem nächsten rechtmäßig erzeugten Anverwandten. Die Kinder des Königs sowohl als der andern Yncas wurden hart erzogen, und sie konnten ehe nicht zu wichtigen Angelegenheiten gebraucht werden, als bis sie zu Rittern geschlagen

Coyá.

Thronfolge.

Prüfung und Ritterschlag der jungen Yncas.

gen worden. Vor dieser Ceremonie giengen strenge Prüfungen vorher. Man ließ sie mit großer Strenge fasten; sie mußten einen Weg von anderthalb Meilen hin und her laufen, ohne sich auszuruhen; sie wurden im Ringen, Springen, Steinwerfen, Bogen schießen und allen Kriegsübungen geübt, zum Wachen und andern Beschwerlichkeiten abgehärtet, und ihre Herzhaftigkeit und Standhaftigkeit wurde auf mancherley Art geprüft. Sie mußten auch ihre Schuhe und ihre Waffen, welche in Bogen und Pfeilen, einer Keule, einem Wurfspieß, einer Lanze, einer Schleuder und einem Schilde bestunden, selbst verfertigen. Man lehrte sie dabey alle Grundsätze ihrer Sittenlehre und alles, was sie thun müßten, da sie sich einer himmlischen Abkunft zu erfreuen hätten. Diejenigen nun, welche bey allen den Prüfungen sich wohl hielten, wurden auf folgende Art gleichsam zu Rittern geschlagen. Der Yncakönig durchbohrte ihnen die Ohren mit einer goldenen Nadel, welches ihr vornehmstes Ehrenzeichen war; der Bruder oder Oheim des Königs legte ihnen schöne saubere Schuhe an; die andern ältesten Yncas gaben ihnen die Binde, eine Art von baumwollenen Tuche, das sie um den Leib wunden und wodurch sie zu allen Würden und Bedienungen tüchtig erklärt wurden. Endlich steckte man ihnen Blumen auf den Kopf und gab ihnen einen Wurfspieß und eine Streitart. Zu so kriegerischen Uebungen aber auch die jungen Yncas angewöhnt wurden, so war doch die

Kriege und Kriegsheere.

die peruanische Regierung am wenigsten kriegerisch und blutvergießend. Die Könige machten zwar große Eroberungen und unternahmen häufige Kriege, entweder um die Barbarn in den angrenzenden Ländern gesittet zu machen, oder der Verheerung zuvorzukommen, womit diese ihren Grenzen droheten. Sie wußten aber diese Völker mehrentheils durch Liebkosungen, Geschenke und Wohlthaten zu gewinnen, daß sie sich freywillig unterwarfen, und es wurde wenig Blut dabey vergossen. Sie hielten keine beständige Kriegsheere auf den Beinen, sondern wenn die Errichtung eines Heeres nöthig war, so wurden von der jungen Mannschaft im Reiche so viele aufgeboten, als zur Vollzähligmachung des verlangten Heeres erforderlich waren. Die vornehmsten Einkünfte der Yncakönige bestanden in den Einkünften von ihrem Drittel der Ländereyen, wovon das königliche Haus und alle ihre Verweser und Beamten unterhalten wurden, das übrige aber, in die öffentlichen Vorrathshäuser einer jeden Stadt kam. Was von dem der Sonne gehörigen Drittel der Ländereyen einkam, das wurde zum Unterhalt der Priester und Bedienten der Sonnentempel angewendet, und von dem Uebrigen bekamen die Armen und Unvermögenden ihren Unterhalt. Sie forderten einen sehr geringen Tribut von ihren Unterthanen und der bestand eigentlich in Frohndiensten, welche aber dem Ynca viel kosteten, weil er den Fröhnern Unterhalt, Kleidung und Werkzeuge gab. Die Bestellung

Einkünfte des Königs.

Frohndienste der Unterthanen.

stellung der Felder der Sonne und des Ynca, und die Einärntung der Früchte von denselben war der hauptsächlichste und allgemeinste Dienst. Andere Frohndienste waren die Darstellung der jungen Mannschaft zum Kriege, die Ausbesserung der Wege, die Erbauung der Tempel und Palläste, die Anlegung der Wasserleitungen und Gräben und die Räumung derselben. Dieser Dienste wegen waren weise Gesetze gegeben, welche alle Unterthanen darinn gleich machten und nur die Yncas, Curacas, Feldherren und andere königliche Bediente und die Priester davon ausnahmen. Das Land war damals auch so bevölkert, daß man diese Arbeiten kaum merkte, indem jeder ordentlich die Reihe herum dienete. Außer diesen Diensten mußte jede Provinz und Völkerschaft von demjenigen etwas liefern, was in ihrem Lande erzeuget wurde, welche Lieferungen in Kleidern, Schuhen und Waffen bestanden. Ein sonderbarer Tribut der Armen war, daß sie dem Statthalter ihres Orts von Zeit zu Zeit gewisse Becher voller Läuse liefern mußten, wodurch man sie zur Reinlichkeit anhalten wollte. Ohngeachtet der ungeheuren Menge des Goldes und Silbers im Lande, forderten die Könige doch dergleichen nicht von ihren Unterthanen, und diese gaben sich auch wenig Mühe, es aufzusuchen, weil sie es weder essen, noch dafür etwas einkaufen konnten. Da sie aber sahen, daß man sich desselben bediente, die Palläste und Sonnentempel zu schmücken, so wandten sie ihre müßigen

Stunden zu dessen Aufsuchung an. So oft nun die Curacas und Statthalter zum Könige kamen, brachten sie ihm alles, was ihre Unterthanen von Gold, Silber und Edelgesteinen gesammelt hatten, zum Geschenke mit. Sie beschenkten ihn auch mit vielerley Arten von hochgeschätztem Holze, auch mit mancherley wilden Thieren und mit allem, was nur seltsames, wunderbares und schönes in ihrem Lande war, damit anzuzeigen, daß der Ynca unumschränkter Herr über alles sey.

Geschenke für den Ynca.

§. 56.

Die Tyranney der Spanier, die harte Sklaverey, in welcher sie das Land seit der Eroberung gehalten haben, besonders die Bedrückungen und Plackereyen der Geistlichen, haben eine solche Veränderung in der Gemüthsart und den Sitten der Peruaner hervorgebracht, daß die Abschilderungen der neuen Schriftsteller den Beschreibungen, welche die alten von ihnen machen, gänzlich widersprechen. Sie arten von Tage zu Tage immer mehr aus, sind völlig unwissend, ganz ungesittet und von einer rohen Barbarey wenig entfernt, so daß man sie für Thiere in Menschengestalt halten sollte. Sie sind höchst gleichgültig, werden durch kein Glück gerührt, verachten den Reichthum und die Ehre, und man spüret an ihnen so wenig Begierden, daß das schlechteste und armseligste für sie das beste ist. Sie haben eine sehr boßhafte und unbiegsame Gemüthsart, die sich durch nichts bewegen läßt. Der Eigennutz hat über sie keine Gewalt; die Ehrerbietung reizt sie nicht;

Sitten der heutigen Peruaner.

Ihr Charakter.

nicht; Strafen und Züchtigungen zwingen sie nicht. Sie sind ungemein langsam und können außerordentlich lange über einer Arbeit zubringen. Mit dieser Langsamkeit ist eine große Trägheit und Faulheit unzertrennlich verbunden. Ist etwas für sie selbst zu arbeiten, so überlassen sie es ihren Weibern, da sie indessen zusehen und trinken: arbeiten sie für ihre Herren oder für Bezahlung, so muß man beständig ein wachsames Auge auf sie haben, indem sie sonst gleich die Arbeit liegen lassen. Das einzige, wozu man sie hurtig findet, sind Lustbarkeiten, dabey man schmauset, singet und tanzt. Sie sind der Trunkenheit ungemein ergeben, und hören nicht eher auf zu trinken, als bis sie den Verstand verlohren haben. Weil sie im Steinwerfen mit der Hand und der Schleuder sehr geschickt sind, so ist derjenige übel dran, der ihnen, wenn sie besoffen sind, in den Wurf kommt, und alsdenn sind auch die sonst von ihnen so sehr gefürchteten Spanier nicht sicher. Sie sind ungemein abergläubisch, wollen alle Wahrsager seyn, und haben tausend abergläubische Künste, dasjenige zu erlangen, was sie sich wünschen und einbilden. Von der natürlichen Furcht vor dem Tode ist bey ihnen wenig zu spüren; sie stellen sich mit kühner Herzhaftigkeit dem wildesten Stier entgegen, und ein einziger Indianer besieget einen Bären, ohne weitere Waffen als eine Schlinge und ein Pferd. Er reitet auf den Bären los, wirft ihm die Schlinge, die er am Sattel befestiget hat, um

den Hals, giebt dem Pferde die Sporen und erwürget den Bären. Sie haben einen unversöhnlichen Haß gegen die Spanier, weil diese unbarmherzig mit ihnen verfahren; daher sie viele Schätze und reiche Erzadern, die sie sich nur unter einander vertrauen, sorgfältig vor ihnen verbergen, ob sie sie gleich selbst nicht nutzen, sondern sich mit ihrer Arbeit und zwar recht kümmerlich behelfen. Die Negern, deren die Spanier eine große Menge halten, sind den Peruanern eben so sehr verhaßt, weil die Spanier ihnen noch verächtlicher als den Negern begegnen, daher diese der Aufführung ihrer Herren gegen die Peruaner nachahmen und sich auch eine Gewalt über sie anmaßen, welches einen unversöhnlichen Haß unter diesen beyden Völkerschaften erhält. Ihre Kleidung ist schlecht und armselig. Sie besteht in einem Paar Beinkleidern von weißem Kattun oder Leinwand, die bis auf die halben Waden gehen. Die meisten tragen keine Hemden, sondern ein Kamisol von schwarzem Kattun, welches die Gestalt eines Sackes und oben drey Löcher hat, eins in der Mitte, wodurch sie den Kopf stecken, und die beyden übrigen an den Seiten für die Arme, welche bloß bleiben. Denn nehmen sie einen Mantel von grobem Tuche um, der in der Mitte auch ein Loch hat, wodurch der Kopf gesteckt wird, den sie mit einem Hut bedecken. Ihre dunkelschwarzen Haare, die fast so dick als Pferdehaare sind, schneiden sie niemals ab und lassen sie allezeit fliegen, ohne sie zu binden. Die

Haß gegen die Spanier und Negern.

Kleidung.

Füße

Füße bleiben beständig bloß; doch tragen die Bemittelten und Vornehmen Schuhe, auch wohl Strümpfe. Die gemeinen Weiber tragen einen Sack, der den Kamisölern der Männer gleich ist, nur daß er bis auf die Waden heruntergeht. Auf den Schultern heften sie ihn mit Nadeln zusammen; denn gürten sie sich um den Leib und binden ein schwarzes Tuch um den Hals. Die Haare fassen sie in ein Band und werfen sie von der Mitte des Kopfs gegen die Stirne hervor, und beschneiden sie von einem Ohr zum andern bis an die Augenbraunen. Die Vornehmen tragen ein Colla oder weißes Tuch auf dem Kopf, das in Falten gelegt ist, und wovon das eine Ende hinten herunterhängt. Sie wohnen in sehr kleinen armseligen Hütten, in welche bloß durch ein Loch in der Thüre etwas Licht hineinfällt, und in deren Mitte der Feuerheerd ist. Hier wohnen nicht nur die Menschen, sondern auch die Thiere, welche in einigen Hunden, die sie sehr lieben, etwa einem Schwein und einigen Hühnern bestehen. Außerdem findet man nichts darinn, als einige irdene Gefäße und die Baumwolle, welche die Weiber spinnen. Die Betten bestehen aus einem oder zwey Schaffellen, auf welchen sie in ihren Kleidern schlafen, die sie niemals ausziehen. Ihre Speise ist schlecht und besteht in geröstetem Maiz und Gerste, welche sie zu Mehl stoßen. Hievon essen sie ohne weitere Zubereitung zwey oder drey Löffel und wälgern es eine Zeitlang im Munde herum, bis sie es hinunterschlingen können.

Wohnungen.

Speisen und Getränke.

nen. Sie kochen auch den Maiz in Wasser, bis die Körner aufspringen, und denn heißt es Mote und dienet ihnen auch zur Nahrung. Ihr Getränke ist Wasser, oder wenn sie es haben können, Chicha, das aus Maiz gebrauet wird, einen guten Geschmack hat und sehr stark ist. Diejenigen Peruaner, die in den Städten wohnen, treiben Handwerker; die auf dem Lande, bauen kleine Ländereyen, wo sie Maiz, Kräuter und Gartenfrüchte säen, welche sie zum Verkauf in die Städte bringen. Sie haben, ohngeachtet sie zum Christenthum gebracht sind, noch immer eine starke Neigung zu ihrer alten Abgötterey, und man erfährt öfters, daß hier und da einer ist, der die Sonne, als die Gottheit seiner Vorältern, anbetet. Selbst in den großen Städten, wo man vermuthen sollte, sie hätten noch mehr Ergebenheit für das Christenthum, haben sie gewisse Tage, an welchen ihre Verehrung der Sonne, nebst ihrer Liebe gegen ihre alten Yncakönige wieder aufwacht. So begehen sie am Fest der Geburt Mariä die Erinnerung des am Athualipa vollstreckten Todesurtheils, durch eine Art von Trauerspiele, die sie auf den Gassen aufführen. Sie kleiden sich alsdenn nach der alten Weise und tragen die Bildnisse der Sonne und des Mondes, auch Mützen wie Adlers- und Condorsköpfe, Kleider von Federn und mit Flügeln, die so künstlich gemacht sind, daß sie von fern diesen Vögeln ganz ähnlich sehen. Man darf ihnen aus Furcht der Empörung diese Freyheit nicht untersagen, ob

Religion.

sie

sie gleich viele Ausschweifungen dabey begehen. Die vornehmste Hinderniß ihrer vollkommenen Bekehrung ist der schlechte Unterricht in der christlichen Religion, und das böse Beyspiel, was ihnen die Geistlichen geben, die ohne Scheu die Gebote übertreten, welche sie den Indianern geben. Dabey beweiset sich der Pfarrer nicht als ein geistlicher Hirte, sondern er ist ein Tyrann, der ihnen alles, was er nur kann, abnimmt, sie ohne Lohn für sich arbeiten läßt und bey dem geringsten Versehen halb zu Tode prügelt. Die Bettelmönche nehmen, wenn sie auf dem Lande Allmosen für ihre Klöster sammeln, auch alles, was ihnen anständig ist, mit Gewalt. Die Corregidoren oder Amtleute gehen, ohngeachtet des königlichen Verbots, auch aufs unbarmherzigste mit ihnen um. Sie lassen sie für sich arbeiten, ohne ihnen das geringste dafür zu geben, und da sie das Recht haben, die europäischen Waaren in ihrem Gebiete allein zu verkaufen; so setzen sie den Indianern unmäßige Preise, und zwingen sie, Waaren zu nehmen, sie mögen sie brauchen oder nicht. Auch die gemeinen Spanier und reisenden Kaufleute bezwacken sie, und nehmen aus ihren Hütten weg alles, was ihnen anständig ist; daher diese von allen Seiten geplagte und geplünderte Leute nichts im Hause behalten, und ihren Maiz und andere Sachen in unterirdischen Höhlen verbergen müssen. Diese Bedrückungen bringen die armen Leute oftmals in Verzweiflung und reizen sie an Versuche zu machen, das harte Joch abzuschütteln.

Plackereyen der Geistlichen und Statthalter.

schütteln. Weil ihnen aber verboten ist, ohne besondre Erlaubniß Gewehr zu tragen und sie auch über dies wenig Herz haben; so wissen die Spanier sie bald wieder mit Drohworten zu stillen oder ihnen mit schönen Verheißungen ein Blendwerk zu machen. Zu diesen Blendwerken gehört eine Ceremonie, die zu Lima beobachtet wird. Ohngeachtet der Ausrottung der Yncas, ist dennoch eine Linie derselben annoch übrig geblieben, welche eines besondern Vorzugs zu Lima genießet. Das Haupt derselben, das den Namen Ampuero führet, wird nicht nur für einen Abkömmling der peruanischen Kaiser erkannt, sondern es huldiget ihm auch ein jeder neuer Unterkönig bey seinem Einzuge in Lima gleichsam öffentlich. Der Ampuero setzt sich mit seiner Gemahlinn auf einem Erker unter einem Thronhimmel, und der Unterkönig läßt sein Pferd, welches zu dieser Ceremonie abgerichtet ist, drey Kniebeugungen vor ihm machen, und ehrt, obgleich nur durch Geberden, das Andenken der Oberherrschaft dieses Kaisers, den man so unrechtmäßig seiner Länder beraubet hat.

§. 57.

Kreolen in Peru.

Die hiesigen spanischen Kreolen sind von stärkerer Leibesbeschaffenheit und befinden sich viel gesünder als die Spanier, die aus Europa kommen und sich erst nach und nach an die Luft in Peru gewöhnen. Sie haben einen guten Verstand und sind zu allerhand Wissenschaften munter und aufgeweckt genug. Sie halten sich für

weit

weit klüger als die europäischen Spanier, die sie unter sich nur Cavallos oder dumme Ochsen nennen. Sie sehen sich alle als Edelleute an, sind sehr ruhmräthig und aus Ruhmbegierde oft großmüthig, dienstfertig und gastfrey. Sie lieben die Gemächlichkeit und den Müßiggang, und daher bereichern sich die europäischen Spanier durch die Handlung weit eher als die Kreolen, obgleich diese dabey sehr schlau sind. Sie sind von gesetztem Wesen und allezeit ernsthaft, machen aus dem Trinken nicht viel, essen aber sehr begierig und ungemein unreinlich. Des Krauts Paraguay bedienen sie sich sehr häufig, statt des Thees. Sie sind der Wollust und Unzucht äußerst ergeben, daher auch die venerischen Krankheiten hier sehr gemein sind. Das gewöhnlichste Mittel, welches man dawider braucht, sind die Fontenellen, und dieser schämt man sich so wenig als der Krankheit selbst, so daß die Frauenzimmer bey Besuchen sich gleich um den Zustand ihrer Fuentes befragen, auch dieselben einander verbinden. Sie verheirathen sich selten förmlich, sondern verehelichen sich insgemein, nach ihrer Art zu reden, hinter der Kirche, und dieses giebt bey ihnen nicht nur kein Aergerniß, sondern es ist vielmehr eine Schande, kein Amancebada zu seyn, d. i. keine Liebste zu unterhalten. Das kreolische Frauenzimmer ist fast durchgängig hübsch, verdirbt aber seine schöne Gesichtsfarbe bald durch den garzustarken Gebrauch der Schminke. Es ist witzig und aufgeweckt, liebkosend und schmeichelhaft, aber

Kreolinnen.

aber von einer unbändigen Frechheit. Sie hören nichts lieber als unverschämte Zoten, und ein junger Mensch, der dergleichen nicht vorzubringen weis, gilt nichts. Unzucht und Eigennutz sind die Gottheiten, die sie verehren; sie haben darauf ausgelernt, die Mannspersonen zu albernen Geldverschwendungen zu verleiten, und sie machen sich eine Ehre daraus, sie zu Grunde zu richten. Sie sind nicht so gebunden als die Spanierinnen in Europa. Den ganzen Tag sitzen sie auf der Estrada, welches eine mit türkischen Teppichen und Küssen bedeckte Erhöhung ist, die 5 bis 6 Zoll hoch und 5 bis 6 Fuß breit ist und an der einen ganzen Seite des Putzzimmers heruntergehet. Hier vertreiben sie die lange Weile mit Spielen auf der Harfe und der Gultarre, worinn sie zugleich singen. Bey einbrechender Nacht verhüllen sie das Gesicht mit dem Rebos oder Mantel, laufen ganz frey herum und suchen ihre Buhlschaften im Dunkeln auf, denen sie oft mit ihrem Antrage zuvorkommen. Die Mannspersonen kleiden sich gemeiniglich in Seide auf französische Art, und führen sich sowohl als das Frauenzimmer in der Kleidung sehr prächtig auf. Das Frauenzimmer ist fast allezeit in den Rebos oder Mantel eingehüllet, welches ein Stück Zeug ist, ohne den geringsten Schnitt, ein Drittel länger als breit, davon die Zipfel bis auf die Fersen herabhängen. Ihr Ceremonienkleid ist ein schwarzes taffendes Regentuch, welches von den Fußsohlen an bis über den Kopf gehet. Unter dem

Ihre Kleidung.

demselben haben sie einen Saya oder engen Rock von Muskusfarbe mit kleinen Blümchen, unter welchem sie noch eine Pollera oder andern engen buntfarbigen Rock tragen. Außer Lima, wo es sehr schöne Häuser giebt, kommen die Wohnungen der Kreolen mit ihrer Kleiderpracht nicht überein. Es sind armselige, dunkele und melancholische Hütten, die von großen Backsteinen oder auch nur von leimigter Erde aufgeführt sind. Sie sind inwendig mit einem Haufen elender Gemälde, welche die Indianer von Cuzco verfertigen, gezieret, übrigens aber mit schlechtem Hausrathe versehen. Häuser.

§. 58.

Die Negern machen itzt einen großen Theil der Einwohner von Peru aus. Die Spanier, denen es ausdrücklich untersagt ist, die Peruaner zu Leibeigenen zu machen, lassen ihrer jährlich eine große Menge aus Afrika über Portobello und Panama kommen, um sie in den Bergwerken und zu andern Verrichtungen und Diensten in den Häusern zu gebrauchen. Viele von ihnen sind frey; die meisten aber Sklaven. Weil sie den Spaniern sehr hoch zu stehen kommen und den größten Theil ihres Reichthums ausmachen, so begegnen sie ihnen mit mehr Achtung als den Indianern, und gestatten ihnen sich über diese eine Gewalt anzumaßen. Daraus ist zwischen beyden Nationen ein tödtlicher Haß entstanden, welchen die Spanier geflissentlich unterhalten, weil er zu ihrer Sicherheit dienet. Es sind also die schwar- Negern.

zen Sklaven, welche in andern Pflanzstädten Feinde der Weißen sind, hier die eifrigsten Anhänger und Freunde ihrer Herren. Hierzu trägt das besondere Vorrecht auch wohl etwas bey, welches man ihnen in Lima zugesteht. Denn da ihrer eine große Menge ist, so hat man sie in Zünfte vertheilet, deren jede ihren eignen König hat, welchen die Stadt unterhält. Dieser König hält Gericht über die von seiner Zunft und beleget sie nach Beschaffenheit der Verbrechen mit Strafen; doch kann er keinen Missethäter zum Tode verdammen. Stirbt einer von diesen Königen, so hält ihm die Stadt ein prächtiges Leichenbegängniß. Die Sklaven von seiner Zunft versammeln sich, tanzen und saufen, da indessen ihre Weiber den Verstorbenen beweinen und Trauertänze halten. Dies dauert die ganze Nacht hindurch und endet sich mit der Wahl eines neuen Königs, dem die Stadt die Freyheit erkauft und das Bürgerrecht ertheilet. Diese Sklaven sind zwar Christen, sie behalten aber dennoch stets einigen Aberglauben aus ihrem Lande bey, und man darf ihnen gewisse Gebräuche nicht untersagen, aus Furcht sie zu erzürnen.

Sklavenkönige.

§. 59.

Künste und Wissenschaften.

Die Künste und Wissenschaften sind itzt in Peru in nicht viel besserm Zustande als ehemals. Die Spanier haben zwar in ihren Pflanzstädten viele Schulen, auch zwo Universitäten in Lima und Quito. Die Vornehmen lassen auch ihre Kinder studiren, und es fehlt ihnen nicht an Geschick-

schicklichkeit, sie besitzen vielmehr eine leichte Fassungskraft. Indessen haben sie doch keinen grossen Fortgang in den Wissenschaften, weil es an guten Lehrern häufig mangelt. Die Wissenschaften, auf welche sie sich hauptsächlich legen, sind die Weltweisheit und Gottesgelahrtheit, wozu einige noch die Rechte fügen. Wenn sie die Schulen verlassen und nicht den geistlichen Stand erwählen, ist ihre einzige Verrichtung, daß sie ihre Landhäuser besuchen und den in ganz Indien eingeführten Fandangen oder Tänzen beywohnen, bey welchen Ungezogenheit und Frechheit aufs äußerste getrieben, und wobey so viel Zuckerbranntwein und Chicha gesoffen wird, daß daraus eine völlige Verrückung des Verstandes entsteht.

Manufakturen.

Von Fabrikwaaren und Manufakturen wird im Lande wenig oder gar nichts verfertigt, sondern es muß fast alles aus Europa zugeführt werden. Nur in der Provinz Quito wird grobes Tuch, Fries, Sarsche, Kattun, Hüte, Strümpfe und andere Wollenwaaren verfertigt, und zwar alle von Indianern.

Handlung.

Nur sehr wenige Kreolen legen sich auf die Handlung. Ordentlicher Weise thun dieses die Chapetonen oder europäischen Spanier, welche im Lande herumreisen und Handlung treiben, daher sie auch gemeiniglich bald ein gutes Vermögen erwerben. Die größte Handlung wird in der Hauptstadt Lima oder Los Reyes getrieben. Alle Güter und Schätze aus den südlichen Provinzen werden hieher geführt und hernach auf die Flotte gebracht, welche um die Zeit, wenn

die Gallionen aus Spanien nach Portobello kommen, aus dem Hafen Kallao nach Panama abgesegelt. Nach ihrer Zurückkunft langet die Flotte in dem Hafen Payta an, wo die europäischen Waaren ausgeschifft und auf Mauleseln zu Lande nach Lima fortgeschafft werden. Von hieraus gehen die Waaren in alle innere Provinzen, wo man sie gegen Silberklumpen oder Kuchen umsetzt, welche hernach in dieser Stadt gemünzt werden. Die Kaufleute ziehen dabey doppelten Vortheil, aus dem Verkauf ihrer Waare und auch vom Silber, weil sie die Mark davon um einen geringern Preis annehmen. Mit der Provinz Quito wird auch ein starker Handel getrieben, woher man innländische Zeuge kommen läßt, deren sich Personen von geringerm Stande und Vermögen bedienen. Außerdem treibt Lima auch einen starken Handel mit Neuspanien, woher es Schnupftaback, Theer, Pech, Eisen und Indigo zieht, und mit Terra Firma, woher es Rauchtaback und Perlen in großer Menge, auch Negersklaven bekommt. Ohngeachtet dieser großen Handlung und des ansehnlichen Gewinnstes dabey, sind die Einwohner von Lima doch so reich nicht, als man vermuthen sollte, welches von dem unmäßigen Aufwande herrührt, den sie in ihren Häusern machen. Die Stadt Guayaquil treibt auch einen ansehnlichen Handel und führt Kakao, Holz, Salz, Reiß und Fische aus. Sie dienet auch den Provinzen Peru, Terra Firma und Guatimala zum Handlungsplatze und Hafen,

wo

wo alle Güter ausgeschifft werden, die über das Meer kommen und nach dem Gebirge sollen; dagegen diejenigen, welche von den gebirgigten Landschaften herunterkommen, hier eingeschifft werden. Die Stadt Quito treibt mit den Fabrikwaaren ihrer Provinz einen ansehnlichen Handel nach Lima, und wenn die spanischen Galleonen vor Karthagena liegen, so gehen die Kaufleute mit ihren Gütern nach Popayan oder Santa Fe, wo sie europäische Waaren dafür eintauschen.

§. 60.

Religion.

Die hiesigen Spanier sind in ihrer katholischen Religion ungemein eifrig, und halten sich für die besten Christen in der ganzen Welt. Sie nehmen äußerlich ein ungemein andächtiges Wesen an, und die Bemittelten haben alle eigene Kapellen in ihren Häusern, wo sie Messe lesen lassen. Ihre Unempfindlichkeit und Sinnlichkeit giebt den Geistlichen und Mönchen Anlaß, sich unzähliger lächerlicher und kindischer Spielwerke zu bedienen, ihnen die Andacht beliebt zu machen. Daher wird ein übermäßiger Aufwand auf lächerliche Schauspiele und Mummereyen, auf Feuerwerke und auf Umgänge gemacht, wobey die Heiligen von Gold, Silber und Edelsteinen blitzen, worinn es denn der eine Orden immer dem andern zuvorzuthun sucht. Man läßt mit großen Feyerlichkeiten die Bilder der Heiligen einander besuchen, wobey von den Mönchen die abgeschmacktesten Spaße und ärgerlichsten Narrenpossen getrieben werden, und dennoch glaubt nicht

nur der gemeine Mann, sondern auch wohl die angesehensten Leute, sehr fromm gewesen zu seyn, wenn sie solchen Umgängen mit beygewohnt haben. Hauptsächlich läuft ihre Andacht auf ihren Rosenkranz hinaus, worauf sie nicht nur ihre Seligkeit gründen, sondern dessen Herbetung sie auch zum guten Erfolg ihrer Geschäffte, ja gar zu ihren verliebten Gängen, beförderlich achten. Sie setzen überdies ein großes Vertrauen auf die Bullen des Pabstes, welche Befreyungen und Ablasse enthalten, und womit die Geistlichen einen großen und sehr einträglichen Handel treiben. Die Verehrung der Bilder treiben sie bis zur Abgötterey; die Bettelmönche tragen sie häufig auf den Gassen herum, und geben sie den Vorbeygehenden gegen eine Erkenntlichkeit zu küssen. Die Geistlichkeit ist ungemein zahlreich, und die Kirchen und Klöster besitzen große Reichthümer; die Geistlichen aber und Mönche sind größtentheils höchst unwissend und führen ein unordentliches Leben. Sie treiben Gewerbe und Kaufmanschaft und üben allerhand Ränke aus, damit sie so viel erübrigen, daß ein jeder eine Liebste unterhalten kann, und dieses schämen sie sich nicht in öffentlichen Gesellschaften zu gestehen. Das Kirchenregiment wird von den Erzbischöfen von Lima und La Plata und von vielen Bischöfen verwaltet. Die Justiz wird von den Corregidoren in den Provinzen und von Alkaden und Regidoren in den Städten verwaltet. Von diesen kommen die Apellationen an die Audiencias zu Lima,

Justizwesen.

La

La Plata oder Charcas und Quito, von denen man sich auf den höchsten Rath von Indien zu Madrid berufen kann, aber nur bey offenbaren Ungerechtigkeiten. Peinliche Sachen werden von den Alkalden des Hofes oder Hofrichtern und von einem Fiskal abgethan. Hiezu kommen noch Handelsgerichte oder Consultados, wo alle Handlungsstreitigkeiten geschlichtet werden, und Kassen der Güter der Verstorbenen, wohin ein das Vermögen derjenigen in Verwahrung kommt, die ohne Testament sterben, oder keinen rechtmäßigen Erben in Indien hinterlassen, und wo auch die Streitigkeiten über Testamente abgethan werden.

§. 61.

Regierung.

Der höchste Regent in Peru ist der Unterkönig, der zu Lima seinen beständigen Sitz hat und dessen Regierung eigentlich 3 Jahre dauert, welche Zeit nach Gutbefinden des Königs von Spanien verlängert wird. Er hat die höchste Gewalt im ganzen Königreiche und man erzeiget ihm eben so viel Ehrerbietung als dem eigentlichen Landesherrn. In allen Sachen, welche den Staat, das Kriegswesen, die bürgerlichen und peinlichen Sachen betreffen, ist seine Macht uneingeschränkt. Er hat den Vorsitz bey den Acuerdos oder geheimen Berathschlagungen und ist das Oberhaupt der verschiedenen Gerichte. Er muß täglich allen Gattungen von Leuten öffentlich Gehör ertheilen. Sein Gebiete erstreckt sich über die weiten Landschaften, die zu den Audien-

cien, Lima, Charcas und Chile gehören. Hierunter sind die Statthalterschaften Santa Cruz de la Sierra, Paraguay, Tucuman und Buenos Ayres mit begriffen. Die drey letzten Provinzen haben sowohl als das Königreich Chile eigene Statthalter, die in demjenigen, was das Polizeywesen, die bürgerliche Regierung und die Kriegssachen betrifft, uneingeschränkt sind, aber doch in einigen Dingen den Unterkönig für ihren Obern erkennen. Er kann auch nach dem Tode eines dieser Statthalter eine Person ernennen, die indessen die Stelle bekleidet, bis sie völlig besetzt ist. Sein Gebiete erstreckt sich also in der Länge fast auf tausend Meilen. Bey seiner Ankunft wird er von allen geistlichen und weltlichen Collegien empfangen und gehuldiget, und er hält unter einem prächtigen Thronhimmel mit großem Pompe seinen öffentlichen Einzug in Lima, wobey mancherley Feyerlichkeiten viele Tage lang angestellet werden. Er wohnet in einem prächtigen Pallast und hat zur Bewachung seiner Person und zur Erhaltung des Ansehens seiner Würde eine Wache von zwo Compagnien Soldaten, die eine von 160 Reitern und die andere von 50 Hellebardierern, welche letztere ihn, so oft er ausgehet, begleiten. Ehemals stand auch der Statthalter und die Audiencia Quito unter ihm; diese aber ist seit einiger Zeit davon getrennet und dem Unterkönige von Neugranada unterworfen worden. Sein ordentlicher Gehalt ist 40000 Piasters, welches aber das wenigste ist von dem, was ihm dieser einträgliche

trägliche Posten einbringt. Die Einkünfte, welche der König von Spanien aus Peru ziehet, sind ungemein wichtig, ohngeachtet des großen Unterschleifs, der dabey gemacht wird. Sie fließen aus dem Tribut, den alle Indianer erlegen müssen, aus den Alcavalen oder Zöllen, aus dem fünften Theile aller Bergwerke, aus dem Verkaufe des Queckſilbers und andern Quellen. Sie stehen unter der Aufsicht des Gerichts der königlichen Kassen zu Lima, wohin alle Gelder aus dem ganzen Königreiche, nach Abzug der Besoldungen, geschickt werden. Hier ist auch eine Rechnungskammer, in welcher die Rechnungen aller Corregidoren, welche die Einnahme der Steuern und Abgaben zu besorgen haben, durchgesehen und geschlossen werden, und wo ihre Eintheilungen und ihre ganze Einrichtung angeordnet wird.

Das V. Hauptstück.

Vom Amazonenlande.

§. 62.

Das Amazonenland begreift die innern Gegenden von Südamerika, ist uns aber größtentheils noch unbekannt. Die Mündung des großen Amazonenflusses wurde zuerst im Jahre 1500 entdeckt, und erhielt damals den Namen Maragnon. Franz Orellana, der zu- Entdekkung.

erst diesen Fluß von Peru aus bis zu seiner Mündung im Jahre 1538 hinunter fuhr, daher der Fluß auch nach seinem Namen Orellana genannt wurde, gab ihm den Namen des Amazonenflusses, von einer Nation kriegerischer Weiber, von denen er aus der Erzählung der Indianer gehört, die er aber nicht selbst gesehen hatte, und aus eben der Ursache gab man dem Lande, welches er durchstrichen hatte, den Namen des Amazonenlandes. Einige Jahre nachher erhielt er die Statthalterschaft darüber, nebst der Vollmacht es zu erobern, hatte aber eine unglückliche Schiffahrt und starb unterwegens durch Krankheit oder vor Verdruß. Andere Versuche, welche angestellt wurden, die Entdeckung dieses Flusses und Landes zu vollführen, waren ebenfalls fruchtlos, bis es im Jahre 1635 dem Dominikus Brito und Andreas von Toledo, zween Franciskanern aus Quito gelung, den Fluß wieder hinunterzukommen bis an seine Mündung. Dies gab Anlaß, daß Pedro Texeira 1637 von Para aus mit einer Flotte von Kanoten den Fluß hinauf geschickt wurde, der auch nach vielen Beschwerlichkeiten endlich glücklich zu Quito ankam. Er wurde 1639 in Begleitung zweener Jesuiten, Acunja und Artieda, wieder zurückgeschickt, und kam auch 1640 in Para glücklich wieder an. Die Absicht des spanischen Hofes bey diesen Versuchen war, die Schiffahrt auf dem Flusse von der Mündung an bis zu seiner Quelle zu eröffnen, um alle Reichthümer aus Peru, aus Neugre-

nada,

nada, aus Terra Firma und sogar aus Chili auf demselben nach Para und von da desto sicherer nach Europa zu bringen. Diese Anschläge aber verschwanden, sobald die Portugiesen sich der spanischen Herrschaft entzogen und 1640 den Herzog von Braganza auf dem Thron setzten, da zugleich Brasilien und Para der Krone Spanien entrissen wurden. Von der Zeit an sind die Unternehmungen der Spanier auf dem Amazonenflusse nur dahin gegangen, die Indianer desjenigen großen Stücks des Flusses unters Joch zu bringen, welches in der Statthalterschaft Maynas eingeschlossen ist. Die Reise, welche der Herr de la Condamine, ein Mitglied der parisischen Akademie der Wissenschaften, welcher nebst andern abgeschickt war, einige Grade des Mittagszirkels unter dem Aequator zur richtigen Bestimmung der Erde abzumessen, im Jahre 1743 auf diesem Flusse, von seiner Quelle an bis zu seiner Mündung vornahm, hat ein neues Licht über den Lauf desselben und die daran liegenden Länder verbreitet.

§. 63.

Das Amazonenland grenzet gegen Mitternacht an Terra Firma und Guiana, gegen Morgen an Brasilien, gegen Mittag an Peru und Paraguay, und gegen Abend ebenfalls an Peru. Es ist ein ungemein großes Land, dessen Größe nicht eigentlich bestimmt werden kann. Da die meisten Flüsse, die sich an der Nord- und Südseite in den Amazonenfluß ergießen, von 200 Mei-

Grenzen.

Größe.

Meilen, und viele von mehr als 400 Meilen herkommen, ohne daß sie sich irgend einem von Spaniern besetzten Lande nähern; so muß man daraus schließen, daß diese Strecke Landes in seinem schmalen Theile wenigstens 400 Meilen breit sey. Rechnet man nun die Länge des Flusses auf 1350, oder gar, wie andere wollen, auf 1800 Seemeilen, so muß das Land wenigstens 4000 Seemeilen oder 3000 deutsche Meilen im Umfange haben. Es ist sehr schwer, den Ursprung des Amazonenflusses eigentlich zu bestimmen, und seine Quellen sind so zahlreich, daß man eine jede Quelle, welche von der östlichen Cordillera des Andengebirges herunterfließt, von der Statthalterschaft Popayan an bis auf 30 Meilen von Lima, seinen Geburtsort nennen kann. Denn alles Wasser, was von den Gebirgen herunterkommt, wird, je weiter es sich von seinem Ursprunge entfernt, durch viele andre Bäche verstärkt, woraus große Flüsse entstehen, die endlich zusammenfließen und den Amazonenfluß ausmachen. Gemeiniglich setzt man den eigentlichen Ursprung desselben am See Lauricocha, bey der Stadt Guamuco in Peru, im 11ten Grad der südlichen Breite. Von hier geht er gegen Süden bis zum 12ten Grad und kommt nach mancherley Wendungen und einem Lauf von 200 Meilen zur Stadt Jaen, von da er seinen Lauf gerade gegen Osten, einen Weg von 30 Graden in der Länge mit vielen Krümmungen, bis zum Nordmeer fortsetzt. Er nimmt eine unzählige

Amazonenfluß.

zählige Menge von großen und kleinen Flüssen auf, und man spüret schon, in einer Entfernung von 200 Seemeilen vom Meere, Ebbe und Fluth in demselben. Seine Tiefe ist an vielen Orten über 100 Klafter, und seine größte Mündung, wodurch er sich ins Meer ergießt, nachdem er viele Inseln gebildet hat, ist 45 Meilen breit. Seine Größe giebt ihm den Vorzug vor allen übrigen Strömen in der ganzen bekannten Welt.

§. 64.

Klima. Obgleich das Land unter der Linie und also im hitzigen Erdstriche lieget, so bezeugen doch diejenigen, welche den Fluß beschiffet haben, daß die Hitze hier sehr gemäßigt, und die Luft rein, angenehm und gesund sey. Die Länder, wodurch er geht, werden als ein irdisches Paradies beschrieben; und wenn ihre Einwohner der Natur ein wenig zu Hülfe kämen, so würden alle Ufer dieses großen Flusses weitläuftige Gärten seyn, die ohne Aufhören mit Blumen und Früchten angefüllet wären. Das Austreten seines Wassers macht alle Felder fruchtbar, die er befeuchtet, und das nicht nur auf ein Jahr, sondern auf viele Jahre, so daß sie keiner andern Düngung brauchen. Diese fruchtbaren Felder bringen eine Menge nützlicher Kräuter, Maiz und anderes Getreyde und allerley Wurzeln hervor, woraus Brot und Getränke bereitet wird. Taback und Zuckerrohr findet man häufig, und die Bäume hängen beständig voll schöner Früchte, die mit denen in den andern Ländern des südlichen

Beschaffenheit.

Produkte.

Amerika

Amerika übereinkommen. Die Ufer des Amazonenflusses und der übrigen Flüsse, welche in denselben fallen, sind mit dichten und hohen Wäldern besetzt, worinn man Holz von allerley Farben, großer Stärke und besonderer Schönheit antrifft, als Cedern- Eben- Brasilienholz, Kokosbäume und Kakao, der hier durch die bloße natürliche Geilheit des Erdbodens wild und zwar in großer Menge und Güte wächset. Man erbauet hier auch viel Sassaparille, sehr gute Vanille und eine gewisse Rinde, welche man Clavo nennet, die in der Gestalt der Zimmtrinde fast gleich, und deren Geschmack und Geruch wie bey den ostindischen Gewürznelken ist. Eine Art von Bindeweiden oder Riede ist merkwürdig, weil man daraus ein sehr starkes Gift zieht, das von höchst kalter Beschaffenheit ist. Sobald ein Mensch oder Thier von einem mit diesem Gift bestrichenen Pfeile verwundet wird, treibt es alles Blut in dem Leibe mit Gewalt nach dem Herzen, und da es in den Gefäßen des Herzens nicht Raum hat, so müssen sie zerspringen und das Blut gerinnet. Das besonderste hierbey ist, daß das Fleisch eines damit getödteten Thieres, ja nicht einmal das dadurch geronnene Blut, wenn es genossen wird, der Gesundheit im geringsten nicht schädlich ist. Die großen schönen Wiesen ernähren eine unzählige Menge von Thieren, und in den Wäldern werden viele Tyger, Löwen, Bären, Antas, Affen, Faulthiere, Tatu oder Armadillo, Eber, Kaninchen und andre wilde Thiere ge-

Thiere.

gefunden. Hier wimmelt auch alles von mancherley Arten der Vögel, worunter besonders die Papagoyen und der Colibri, der hier Quinde heißt, durch ihre schönen Farben sich unterscheiden; aber auch von kriechenden Thieren und Ungeziefer. Unter den kriechenden Thieren ist die große Schlange Bujo, die hier Yacu Mama heißt, häufig, und man soll sie hier von solcher Größe finden, daß ihr Rachen und Schlund groß genug sey, ein jegliches Thier und auch einen Menschen zu verschlingen. Eine andere Schlange, welche die Indianer Curi Mullinvo nennen, hat eine mit Gold gesprengte und fleckigte Haut, wie die Tyger, und einen ungeheuer großen Körper und Kopf, dessen Rachen mit zwo Reihen scharfer und spitziger Zähne besetzt ist. Ihr Biß verursacht den Tod, weil man sie nicht leichtlich abbringen kann, wenn sie einmal angebissen haben. Die größte Plage am Amazonenflusse sind die Fledermäuse von der Art, welche das Blut der Menschen und Thiere aussaugen, und die an manchen Orten das Rindvieh aufgerieben haben, welches die Missionarien eingeführt hatten und sich schon zu vermehren anfieng. Die Flüsse haben eine große Menge von Fischen, auch Caymanen und Schildkröten, deren Fleisch so wohlschmeckend ist, daß man es den Meerschildkröten vorzieht. Unter den Fischen ist besonders die Seekuh, Manati, zu merken, welche die Spanier Pexe buey oder Ochsenfisch, und die Franzosen Lamentin nennen, und welche auch

Seekuh.

auch im Orinoko und andern Flüssen von Guiana gefunden wird. Man findet sie von 8 Fuß lang und drüber, und von verhältnißmäßiger Dicke. Sie frißt das Gras, welches am Ufer wächst, steigt aber nicht aus dem Wasser heraus; denn sie hat keine Füße, sondern nur zwo Floßfedern, die zum Schwimmen dienen und womit sie sich am Ufer anhält. Das Weibchen hat Euter, womit es seine Jungen nähret. Ihr Fleisch und Fett ist sehr schmackhaft und nicht viel vom Rindfleische unterschieden, deswegen man ihr auch den Namen beygelegt hat.

Metalle. Das Innere der Erde ist hier ungemein reich an Gold und Silber; der Amazonenfluß und die andern Ströme führen viel Goldsand bey sich, und indem sie ihre Ufer von Tage zu Tage aushöhlen, entdecken sie nach und nach die Gold- und Silberadern, welche im Schooße der Erde verborgen sind. Bergwerke werden hier gar nicht gebauet, sondern die Indianer lesen die Goldkörner aus dem Flußsande, wenn die Flüsse stark angelaufen gewesen sind. Sie könnten dessen sehr viel sammeln, wenn sie immerfort den Sand wüschen; allein sie geben sich die Mühe nicht, weil sie das Gold nicht achten.

§. 65.

Einwohner. Dieses große Land ist mit einer unendlichen Menge Wilden bevölkert, welche in sehr viele Völkerschaften abgetheilt sind, die zwar ähnliche Gewohnheiten unter einander haben, aber doch hierinn einander nicht völlig gleich und in der

Sprache

Sprache noch mehr verschieden sind. Ueberhaupt sind sie wohl gebildete Leute, von einem geraden und ansehnlichen Wuchs. Einige Völkerschaften, besonders die Omaguas, halten es für etwas prächtiges und vorzügliches die Stirne platt zu drücken, daß sie wie Misgeburten aussehen. Sie zwingen die Köpfe ihrer Kinder zwischen kleine Bretter und drücken die Stirne ein. Diese wächst hernach in die Höhe und wird endlich länger als der Theil des Gesichtes vom Anfange der Nase bis auf das Kinn. Das Hintertheil des Kopfes hat eben die Gestalt, die Seiten aber sind überaus schmal. Eine andere Nation sucht etwas besonderes darinn, daß sie die Ober- und Unterlippe, die Nase, das Kinn und die Backen voller Nadeln stecken und daran Federn und dünne Pfeile hangen, die 8 bis 10 Zoll lang sind. Dieses macht das Gesicht einem Stachelschweine gleich und giebt ihnen ein fürchterliches Ansehen. Andere thun sich durch ihre ungeheure Ohren hervor, welche sie so lang herunterzerren, daß der untere Ohrlappen fast auf der Schulter aufliegt, daher man sie auch zum Unterschiede Großohren nennet. Sie stechen erstlich ein kleines Loch in das Ohr, hängen nach und nach immer etwas schwereres daran und dehnen es also dergestalt aus, bis es die gemeldte Länge erreicht; und im gleichen Verhältnisse wird auch der Ohrlappen um und um immer dicker. Ihr größter Schmuck ist, daß sie das Loch mit einem Kraut- und Blumenbüschel anfüllen, der

ihnen zum Ohrringe dienet. Sie tragen alle sehr langes Haar; doch die Männer raufen das Haar aus ihrem Wirbel aus. In ihrem Umgange und den Kräften ihres Verstandes bemerkt man auch einen Unterschied, und daß eine Nation darinn vor der andern immer etwas voraus hat. Indessen sind sie größtentheils sehr unwissend, wild und barbarisch, von frechen und unordentlichen Sitten, und man findet welche unter ihnen, die eine fast völlig viehische Lebensart führen. Daß sie alle Menschenfresser sind, ist eine falsche Beschuldigung, welche die Portugiesen erfunden haben, ihre eigene Grausamkeiten wider diese Völker zu rechtfertigen. Nach diesen Beschuldigungen sollen sie die Gefangenen ordentlich mästen und fett machen, sie hernach schlachten und das Fleisch in den Fleischbänken verkaufen. So falsch diese Beschuldigung aber auch ist, so sollen doch einige Wilden in den nordlichen Gegenden sich finden, welche keinen Abscheu haben, das Fleisch der Gefangenen zu fressen, sie sind aber nur in geringer Anzahl. In ihren Kriegen, die sie unter einander führen, beweisen sie viel Muth und Tapferkeit, wider die Europäer aber halten sie nicht Stand; wiewohl sie doch öfters die Spanier in ihren Besitzungen, und die Indianer, welche von den Missionarien bekehrt sind, angreifen und überfallen.

Charakter.

§. 66.

Sie gehen nackend.

Obgleich das Land von Natur verschiedene Arten von Baumwolle hervorbringt, so bedienen sie

sie sich doch derselben sehr wenig zur Kleidung, sondern sie gehen fast alle und ohne Unterschied des Geschlechts mit eben so weniger Scham nackend, als die ersten Aeltern im Stande der Unschuld. Ihre vornehmste Speise sind Fische und das Fleisch der wilden Thiere, welches sie ohne Brot und Salz essen. Sie wissen mit vieler Geschicklichkeit die Fische mit ihren Lanzen zu schießen, sie sollen sie aber auch mit den Händen fangen können, wenn sie ein gewisses Holz, Anjou genannt, in das Wasser werfen. Sie bedienen sich häufig eines Krauts, welches die Spanier Floripendio nennen, dessen Blume die Gestalt einer umgekehrten Glocke hat, und einer andern Pflanze Curupa. Beyde reinigen den Leib und verschaffen ihnen eine Trunkenheit von 24 Stunden, in der sie seltsame Erscheinungen haben sollen. Das Curupa wird gepülvert und durch eine Röhre von Schilf, die die Gestalt eines Y hat, wovon sie jedes Ende in eins von den Naselöchern stecken, in die Nase gezogen. Viele von diesen Völkern haben keine ordentliche Wohnsitze, sondern ziehen im Lande herum und schlafen unter freyen Himmel, da sie ihre Netze von Baumwolle, worinn sie liegen, an den Bäumen befestigen. Andere aber wohnen in Hütten und bey einigen findet man Stühle, Tische und Schränke, die mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit gemacht werden. Ihre Werkzeuge dazu sind Aexte von den härtesten Schildkrötenschalen, welche sie in Blätter von 4 bis 5 Fingerbreit thei-

Ihre Speisen.

Wohnungen.

Werkzeuge.

len, im Rauche trocknen und auf einem Steine wetzen. Sie stecken sie in einen hölzernen Griff, um sich ihrer zu bedienen, das zarte und leichte Holz zu behauen, woraus sie ihre Kanote und ihr Hausgeräthe machen. Das härtere Holz zu hauen, haben sie Aexte von sehr hartem Steine, welche sie durch starkes an einander Reiben wetzen. Ihre Scheeren, Hobel und Bohrer sind von Eberzähnen und Thierhörnern, welche in hölzerne Hefte eingefasset sind, und deren sie sich bedienen, als ob sie vom besten Staale wären. Mit diesen Werkzeugen werden von einigen Stühle in Gestalt der Thiere, Menschenbildsäulen und andere Bilder so gut verfertigt, daß man darüber erstaunen muß. Waffen.

Ihre Waffen sind Wurfspieße von mittelmäßiger Länge, von einem sehr harten Holze, deren Spitze sehr scharf ist, und die sie mit vieler Stärke und Geschicklichkeit werfen. Sie haben auch eine Art Lanzen, eine halbe Ruthe lang und drey Finger breit, an deren Ende sich ein Knochen in Gestalt eines Zahns befindet, welcher einen Pfeil von 6 Fuß lang hält, dessen Spitze mit einem andern Knochen oder einem spitzigen Stück Holz bewaffnet ist. Sie nehmen dieses Instrument in die rechte Hand, richten ihren Pfeil mit der linken Hand oben in dem Knochen, und schießen ihn mit so vieler Heftigkeit und Richtigkeit, daß sie ihr Ziel auf 50 Schritte weit nicht verfehlen. Ihre Vertheidigungswaffen sind Schilde von gespaltenem Rohre und so dicht geflochten, daß sie ohngeachtet

achtet ihrer Leichtigkeit doch stark sind. Einige Völkerschaften bedienen sich auch der Bogen und Pfeile, deren Spitzen sie mit so giftigen Säften vergiften, daß die Wunde davon allezeit tödtlich ist. Andere haben lange Blasröhre, in welche sie kleine Pfeile von Palmenholze stecken, die anstatt der Federn mit einem Büschel Baumwolle versehen sind. Sie schießen solche mit ihrem bloßen Athem auf 40 Schritte weit und verfehlen selten ihres Schusses. Die Spitze dieser kleinen Pfeile ist mit einem so kräftigen Gift bestrichen, daß es das Thier, welches davon getroffen worden, in weniger als einer Minute tödtet; doch ohne Gefahr für diejenigen, die das Fleisch essen, weil es nicht wirket, wenn es nicht unmittelbar mit dem Blute vermenget wird. Ihre Kanote oder Fahrzeuge sind aus einem einigen Baumstamme gehauen, 40 Fuß und drüber lang und nur 3 Fuß breit. Die Ruderer sitzen darinn vom Vordertheile bis in die Mitte; das Hintertheil ist mit einem langen Dache von einem Gewebe zusammen geflochtener Palmblätter bedeckt. Dieses Dach ist in der Mitte unterbrochen und zerschnitten, damit das Licht in das Kanot falle und man hineinsteigen könne, welche Oeffnung durch ein fliegendes Dach von eben der Materie bedeckt ist. Man findet aber bey einigen Völkern auch Kanote, wo der Stamm des Baumes nur den Boden ausmacht, auf welchem Borde gesetzt sind, die man durch Krumhölzer verbindet. Diese Fahrzeuge haben bis 60 Fuß in der Länge,

Kanote.

7 in der Breite und viertehalb in der Tiefe, und man setzet auch Masten und Segel darauf.

§. 67.

Religion. Die Religion von allen diesen Völkern ist fast einerley. Sie haben Götzen, die von ihren Händen gemacht sind, denen sie verschiedene Verrichtungen zuschreiben. Einige stehen dem Wasser, andere dem Getreyde und den Früchten vor. Sie rühmen sich, diese Gottheiten wären vom Himmel gekommen, um bey ihnen zu wohnen und ihnen gutes zu thun; sie erweisen ihnen aber nicht den geringsten Dienst. Sie werden in einem Winkel oder in einem Futterale verwahret, bis die Gelegenheit kommt, wo man ihren Beystand braucht. Wenn sie also in den Krieg ziehen wollen, so setzen sie den Götzen, von dem sie den Sieg erwarten, vorn auf ihre Kanote; oder wenn sie zum Fischen ausfahren, so stellen sie denjenigen auf, welcher den Wassern vorstehet. Indessen erkennen sie doch, daß es wohl mächtigere Götter geben könne, als die ihrigen. So hat sich ein Indianer vom Pater Acunja zur Gefälligkeit aus, er möchte ihm doch einen von den Göttern lassen, der ihm geholfen hätte, die Schwierigkeiten des großen Flusses zu übersteigen, und welcher vermögend wäre, ihm mit eben so vieler Macht und Güte in allen seinen Unternehmungen zu dienen. Alle diese Indianer haben eben so viel Vertrauen, als Ehrerbietung gegen ihre Wahrsager, die ihnen zugleich auch als Aerzte und Priester dienen. Was die Todten

und

und ihre Begräbnisse anbetrifft, so sind sie nicht bey allen Völkerschaften gleich. Einige lassen die Körper durch ein langsames Feuer trocknen, und verwahren sie hernach in ihren Hütten, damit sie stets das Andenken desjenigen, was ihnen lieb gewesen ist, vor Augen hätten. Andere machen eine große Grube und verbrennen die Leichname mit allem, was die Verstorbenen im Leben besessen haben. Die Leichenbegängnisse dauern viele Tage, welche unter Saufen und Weinen getheilt werden. Die Regierungsform ist verschieden. Die meisten von diesen Völkerschaften haben ihre Oberherren, Curaken oder Caciquen, denen sie große Ehrerbietung und Gehorsam erweisen. Die Zierrathen, die diese Fürsten von andern unterscheiden, sind eine Krone von Papagoyenfedern und eine Kette von Löwenzähnen oder Klauen, die sie um den Hals und um den Leib tragen. Andere Völkerschaften stellen eine Art von einem freyen Staate vor und werden nach einigen Gesetzen regiert, und bey noch andern verwaltet der älteste der Familie die Regierung. Sie leben selten im Frieden mit einander, sondern führen fast beständig Krieg, tödten sich unter einander, oder führen einander als Sklaven fort. Wenn sie unter ihren Feinden einige Gefangene machen, die einen großen Ruf der Tapferkeit haben; so tödten sie solche bey ihren Festen oder Versammlungen, um sich von einer Ursach der Furcht zu befreyen, und nachdem sie ihnen den Kopf abgehauen, hängen sie denselben

Begräbnisse.

Regierungsform.

Kriege.

in ihren Hütten als ein Siegeszeichen auf; doch giebt es auch einige, die ihre Gefangene fressen.

§. 68.

Ob es Amazonen in Amerika gebe?

Das Daseyn der Amazonen in Amerika ist von einigen behauptet, von andern verworfen worden. Orellana, der den Amazonenfluß zuerst befahren, gab ihm diesen Namen, weil unter einer von den Nationen, die ihm den Weg verwehren wollten und ihm an dem Ufer bewaffnet entgegen kamen, sich Weiber befanden, welche mit Bogen und Pfeilen so fertig wider ihn stritten, als die erfahrensten Indianer, und sich in der Hitze des Streits so tapfer bezeigten, daß er genöthigt wurde, sich vom Ufer hinwegzuziehen, ohne an das Land zu steigen, und mitten auf dem Flusse fortzufahren, um sich von der Bestreitung dieser Weiber zu befreyen. Der Pater Acunja aber versichert aus dem einstimmigen Zeugniß der Indianer in vielen Wohnplätzen am Strome, daß eine von den benachbarten Provinzen des Flusses von kriegerischen Frauen bewohnt wäre, welche allein ohne Mannspersonen lebten und sich regierten. Es wurde ihm berichtet, diese Provinz läge am Flusse Cumuris, der in $2\frac{1}{2}$ Grad südlicher Breite in den Amazonenfluß fällt. Hier lebten die Amazonen in Flecken, wo sie das Land baueten, und durch ihrer Hände Arbeit alles verschafften, was ihnen zur Erhaltung des Lebens nöthig ist. Zu einer gewissen von ihnen bestimmten Zeit würden sie von den Guacarern, einer benachbarten Nation, besucht. Aus Furcht vor einem

einem Ueberfall empfiengen sie sie mit Bogen und Pfeilen in der Hand, sobald sie sie aber erkannt hätten, so begäben sie sich haufenweise in ihre Kanote, wo eine jede das erste Hamak oder Hängebette nimmt, welches sie da findet, und es in ihrem Hause aufhänget, um denjenigen darinn aufzunehmen, welchem das Hamak zugehört. Nach einigen Tagen, in welchen sie mit einander vertraulich lebeten, kehrten die Gäste wieder nach Hause zurück und kämen im folgenden Jahre zu eben der Zeit wieder. Die Mädchen, welche aus diesem verliebten Umgange gebohren würden, würden von ihren Müttern erzogen, zur Arbeit und zur Führung der Waffen gewöhnet. Die Knaben brächten sie den Augenblick, da sie zur Welt kämen, ums Leben, oder stellten sie, nach anderer Bericht, das Jahr darauf ihren Vätern zu. Im Obergericht zu Quito und in dem königlichen Sitz zu Pasto in Neugrenada hätte man bey angestellten ernstlichen Untersuchungen eben diese Nachrichten bekommen. Acunja hält diese Beweise für so stark, daß er sagt, man könne sie nicht verwerfen, wofern man nicht allem menschlichen Glauben entsagen will. De la Condamine, der bey seiner Schiffahrt auf den Amazonenflusse sich bey allen daran wohnenden Indianern erkundigt, ob sie einige Kenntniß von den kriegerischen Weibern hätten, versichert, es sey diese Sage durchgängig bey allen Völkerschaften in einer Strecke von 12 bis 1500 Seemeilen. Sie gäben alle einstimmig einerley Ge-

gend zum Orte des Aufenthalts der Amazonen an, welche sie in ihren verschiedenen Sprachen Weiber ohne Mann, vortreffliche Weiber u. s. w. heißen. Er ist also nicht abgeneigt zu glauben, daß es wirklich amerikanische Amazonen gegeben, es kommt ihm aber wahrscheinlich vor, daß sie nicht mehr da sind.

§. 69.

Besitzungen der Europäer.

Nach der Entdeckung dieses Landes thaten die Spanier von Quito aus viele Versuche, sich darinn festzusetzen, die aber anfänglich einen schlechten Erfolg hatten. Endlich gelung es dem Diego Baca de Vega in dem Lande Maynas, worüber er die Statthalterschaft erhielt, 1634 die Stadt S. Francisco de Borja anzulegen. Sein reifer und fähiger Verstand gab ihm zu erkennen, daß die Gemüthsart dieser Völker mehr Klugheit und Sanftmuth, welche mit einigem Ansehen, um sich furchtbar zu machen, vergesellschaftet wäre, als Strenge erforderte. Er stellte dieses der Audiencia und den Jesuiten zu Quito vor, und bewog sie im Jahre 1637 ihm einige Missionarien zu schicken, die auch durch ihre Predigten eine so große Menge Indianer bekehrten, daß man noch mehrere Gehülfen mußte kommen lassen. Die wilden Nationen verließen ihr wildes Wesen und kamen mit der größten Gelehrigkeit herzu, das Licht des Evangelii anzunehmen und sich unter den Gehorsam der Könige in Spanien zu begeben. Da man mit diesen Indianern gut umgieng und die Jesuiten sie unterrich-

richteten, nach gerechten Gesetzen in einer ihnen bisher noch unbekannten Staatsverfassung zu leben und ihre Sitten zu bessern; so verlangte auch die Nation der Omaguas Missionarien und bekehrte sich zum Christenthum, welchem Beyspiel andere Nationen folgten. Itzt haben die Spanier in der Landschaft Maynas, außer der Hauptstadt Borja, verschiedene Flecken und 24 Missionen am Amazonenflusse, nebst 12 Missionen am Flusse Napo, welche im Geistlichen unter dem Bischofe zu Quito stehen und itzt, nach Aufhebung des Jesuiterordens, von Dominikanermönchen besorgt werden. Auch die Portugiesen haben von Brasilien aus sich im Amazonenlande festzusetzen gesucht, und verschiedene Pflanzstädte und Missionen angelegt. Ihre erste Mission ist S. Paul, welche 6 bis 7 Tagereisen von der letzten spanischen Mission Pevas entfernt ist. Sie haben noch 5 andere Missionen am südlichen Ufer des Amazonenflusses und viele andere am Rio Negro, welche von Karmelitern besorgt werden.

Das VI. Hauptstück.

Von Brasilien.

§. 70.

Geschichte.

Brasilien wurde im Jahre 1506 vom Peter Alvarez Cabral, einem Portugiesen, unvermuthet entdeckt. Er fuhr auf der

der Reise nach Ostindien, um die Windstillen an der afrikanischen Küste zu vermeiden, so weit hinauf aufs Meer, daß er den 24sten April eine unbekannte Küste gegen Westen sah. Er setzte seine Schiffahrt an der Küste fort, stieg im Hafen Porto Seguro aus, nahm im Namen der Krone Portugall Besitz von dem Lande, welches er wegen eines daselbst aufgerichteten Kreuzes Terra de Santa Cruz nannte, das aber nach der Zeit den Namen Brasilien bekam, von einer Art Holz, das man daselbst im Ueberfluß entdeckte. Weil Ostindien damals alle Aufmerksamkeit der Portugiesen auf sich zog, so wurde Brasilien nicht sonderlich geachtet. Man schickte anfänglich bloß einige Verbrecher und liederliche Weibspersonen, wovon man das Land reinigen wollte, dahin, welche mit den Eingebohrnen zu kämpfen hatten, denen die Gefahr der Knechtschaft, welche ihnen drohete, die Augen eröffnete, daß sie zu den Waffen griffen. Alle Portugiesen, die ihnen in die Hände fielen, wurden umgebracht und aufgefressen. Der Hof, um das Land zu bevölkern, gestand denenjenigen, welche sich erboten, Sitze daselbst anzulegen, weitläuftige Bewilligungen zu, und gab einigen Herren ganze Provinzen. Ohngeachtet der vielen Schwierigkeiten wurde die Küste ziemlich mit Europäern bevölkert. Der Krieg, den sie unaufhörlich wider die Indianer zu führen hatten, nöthigte sie, sich in Hauptmannschaften zu theilen, und in Zeit von 50 Jahren entstanden längst der Küste verschiedene

schiedene Pflanzstädte, wovon Tamakara, Fernambuko, Ilheos, Porto Seguro und S. Vincent die vornehmsten waren. Die Vortheile, welche diese Pflanzstädte aus ihrer Lage zogen, machten den Hof endlich aufmerksam. Johann III. widerrief alle Vollmachten, die er den Häuptern der Hauptmannschaften bewilliget hatte, und schickte 1549 den Thomas von Sousa als Generalstatthalter nach Brasilien, welcher 6 Jesuiten als Missionarien mitbrachte und die Stadt San Salvador in der Bay aller Heiligen anlegte. Ohnerachtet er viele Kriege mit den Indianern zu führen hatte, so nahm doch die Zahl der Städte immer zu. Im Jahre 1556 kam eine Kolonie von reformirten Franzosen unter dem Villegagnon hieher und ließ sich auf einer Insel im Rio Janeiro nieder, wo sie die Colignyschanze erbaute. Ihre Uneinigkeit aber gab den Portugiesen Gelegenheit, sie bald zu vertreiben, und die Ueberbleibsel wandten sich nach Cayenne. Als Portugall im Jahre 1581 unter spanische Herrschaft gerieth, wurden die Portugiesen in Brasilien von der holländischen westindischen Gesellschaft angegriffen, welche die Hauptstadt S. Salvador und die größte Hauptmannschaft in Brasilien in wenig Tagen wegnahmen. Ob sie ihnen nun gleich bald wieder abgenommen wurde, so nahmen sie doch 1630 die Stadt Olinda de Fernambuko ein, und bemächtigten sich unter dem Grafen Moritz von Nassau des größten Theils von Brasilien. Als

aber

aber Portugall 1640 seinen eigenen König wieder bekam und die wichtigen Geschäffte der Holländer in Europa sie hinderten, ihre westindische Compagnie nachdrücklich zu unterstützen, so bemächtigten sich die Portugiesen ihrer verlohrnen Länder wieder und vertrieben die Holländer im Jahre 1654 gänzlich aus Brasilien. Sie verglichen sich bald nachher mit den Generalstaaten und zahlten ihnen eine Vergütigung von 8 Millionen holländischer Gulden. Sobald sie von den Holländern befreyet waren, dehneten sie ihre Besitzungen gegen Norden bis an den Amazonenfluß aus und versicherten sich der Inseln in seiner Mündung; ja sie giengen 1664 über den Fluß und bemächtigten sich eines Theils des französischen Guiana. Gegen Mittag breiteten sie sich bis an den Fluß Plata aus, welcher sie an seiner Mündung von den Spaniern absondert. Mit diesen haben sie wegen der Grenzscheidung große Streitigkeiten, indem die Portugiesen die Grenzlinie durch die Mündungen des Amazonen- und La Platafluſſes ziehen, welches ihnen die Spanier nicht zugestehen, woraus noch immer öftere Händel und Kriege zwischen beyden Nationen in Amerika entstehen. Man darf sich aber nicht einbilden, daß die Portugiesen Herren von dem ganzen Lande Brasilien sind, sondern ihre Herrschaft erstreckt sich nur längst der Küste hin, geht aber nicht über 100 Stunden ins Land hinein. Das Innere desselben wird durch noch unbekannte Völker bewohnt, die in völliger Freyheit

leben

leben und nichts so sehr fürchten, als von den Europäern Gesetze anzunehmen.

§. 71.

Brasilien grenzet gegen Mitternacht an das Nordmeer, gegen Morgen an eben dieses Meer, welches hier das brasilianische Meer genannt wird, gegen Mittag an Paraguay, und gegen Abend ebenfalls an Paraguay und das Land der Amazonen. Es ist ein Land von ungemeiner Größe, indem seine Länge über 400 Meilen beträgt, seine Breite aber auf 250 Meilen geschätzt wird. Die Witterung ist zwar in diesem großen Lande nicht durchgängig gleich, indessen ist sie doch überall gesund und anmuthig. Die Seeküste wird durch die Ostwinde abgekühlet, durch welche sowohl als durch die Berge die Westwinde, die hier nicht gesund sind, von derselben abgehalten und zurückgetrieben werden. Die Jahreszeiten sind in Ansehung der Hitze und Kälte wenig unterschieden, denn man verspürt das ganze Jahr hindurch fast einerley Witterung, und Tag und Nacht sind auch fast beständig gleich. Einige Stunden vor Aufgang der Sonne fällt ein Thau, der eine ziemliche Kälte verursacht, die aber durch die Wärme des Tages bald vertrieben wird. Es giebt zwar starke Gewitter, starke Regen und heftige Winde, aber niemals Schnee und Hagel, daher findet man die Bäume das ganze Jahr hindurch grün und blätterreich. Das Erdreich ist fruchtbar und ungemein fett, an vielen Orten sumpfigt, welches durch die Ueberschwemmungen der

Grenzen.

Größe.

Witterung.

der Flüsse, die in den Wintermonaten oftmals austreten, verursacht wird, und an andern Orten ist es mit großen Waldungen bedeckt. Es liefert Produkte. eine große Menge Maiz, Hirse, mancherley Art Erbsen und Bohnen, Maniok und eine Menge eßbarer ungemein großer Wurzeln, mannigfaltige Blumen, viele vortreffliche Arzeneykräuter, viel Petun, eine Art Taback, Safran und Zucker, auch verschiedene Arten Pfeffer. Fast alle Gartengewächse und Baumfrüchte, die man aus Europa hergebracht hat, sind hier sehr gut fortgekommen. Man findet zwanzigerley Arten von Palmen und Kokosbäume in Menge. Die Ananas und andere amerikanische Früchte sind hier vorzüglich gut. Die Frucht Paco wächset an einem 10 bis 12 Fuß langen Strauch, ist einen halben Schuh lang, hat die Gestalt eines Kürbiß und den Geschmack der Feigen. Die Frucht Arcaju, von der Größe eines Hühnereyes, hat einen gelben Saft und ist eine ungemeine Erfrischung. Der Baum Sabaucaje trägt eine Frucht, die dicker ist als zwo geballte Hände, und die Gestalt eines Kelchs und verschiedene Kernen hat, welche wie Mandeln schmecken. Aus der Schale derselben macht man allerley artige Gefäße. Ein gewisser Baum von besonderer Schönheit giebt einen Rosengeruch von sich; ein anderer hingegen, Quay genannt, giebt, wenn er gehauen wird, einen solchen Gestanck von sich, daß niemand bleiben kann. Er trägt eine Frucht wie eine Kastanie, die ungemein schädlich ist. Der Co-

pau hat ein so schönes Holz, als unsere Nußbäume und ist zum verarbeiten sehr gut. Der berühmteste Baum in Brasilien, der das Brasilienholz giebt, führt den Namen Arabutan. Er ist so hoch als unsere Eichen und oft so dicke, daß 3 Menschen ihn nicht umklaftern können. Seine Blätter gleichen den Buchsbaumblättern und er trägt keine Frucht. Sein Holz ist roth und von Natur so trocken, daß es fast keinen Rauch macht, wenn man es verbrennet. Man findet aber auch Bäume, welche gelbes, violettes und weißes Färbeholz haben. In dem Innern des Landes der Bay aller Heiligen findet man einen sehr großen und dicken Baum, dessen Zweige von Natur mit tiefen Löchern durchbohrt sind, worinn sich eine wässerigte Feuchtigkeit sammelt, die niemals überläuft, auch niemals weniger wird, wie viel man auch daraus nehmen mag. Jeder Zweig ist also gleichsam eine unerschöpfliche Quelle, wo man allezeit Wasser zu trinken findet. Der Janipaba, ein ungemein schöner Baum, dessen Grün sich alle Monate erneuert, trägt Früchte wie Orangen und von Geschmack wie Quitten, deren Saft anfänglich ziemlich weiß ist, bald aber so schwarz wird, daß ihn die Wilden als Dinte brauchen, sich Figuren auf die Haut damit zu malen. Einige Arten Bäume geben einen Saft, der dem Balsam gleicht und die Kraft hat frische Wunden sehr geschwind zu heilen. Baumwollenbäume finden sich im ganzen Lande in großer Menge. Die

Röhre und Schilfe sind auch mancherley, deren einige von der Dicke eines Schenkels sind, andere aber von mittelmäßiger Dicke gerade in die Höhe wachsen und sich über die größten Bäume erheben.

§. 72.

Zahme und wilde Thiere.

Wie man in Brasilien keinen Baum, keine Früchte und fast keine Pflanze findet, die nicht von den unsrigen unterschieden wären; so findet sich auch hier kein einziges Thier, so mit den europäischen eine völlige Gleichheit hätte. Die Europäer haben Pferde, Rindvieh, Schafe und Ziegen hiehergeführt, welche sich ungemein vermehrt haben und sehr gut sind. Die Brasilianer aber haben sich nicht angelegen seyn lassen, sich zahmes Vieh zuzulegen; daher die meisten Arten aus wilden Thieren bestehen, die sie auf der Jagd erlegen. Tapirussu, die gemeinste Art, hat eine Aehnlichkeit mit der Kuh, röthliche Haare und fast gleiche Länge und Höhe, aber einen kürzern Hals und Schwanz, keine Hörner, auch keine gespaltene Klauen. Das Fleisch schmeckt auch wie Rindfleisch; die Indianer aber achten die Haut sonderlich hoch und machen ihre Schilde daraus. Sevassus kommen unsern Hirschen an Größe und Gestalt gleich, haben aber ein ganz kurzes Geweihe und Haare gleich den Ziegenhaaren. Tajassu hat etwas ähnliches mit unsern wilden Schweinen, und das besondere, daß es auf dem Rücken ein Loch hat, wodurch es Athem holet. Aguti gleichen in einigen Stücken unsern

zah-

zahmen Schweinen, an der Schnauze und Ohren aber einem Hasen. Tapitis kommen der Größe und dem Geschmack nach den Hasen gleich, außer daß sie röthere Wolle haben. Pag oder Page, ein weis und schwarz gesprenkeltes Thier von überaus schönem Ansehen, hat einen ungestalten Kopf, aber ein wohlschmeckendes Fleisch. Sarigoy gleicht einem Iltis und stinkt abscheulich, welches von dem Fette herkommt, das an den Nieren sitzt; denn wenn dieses abgelöset wird, so hat das Fleisch einen guten Geschmack. Das Tatu gleicht einem Igel und ist mit starken und harten Stacheln bewaffnet. Sein Fleisch ist schmackhaft und wird gegessen, so wie das Fleisch gewisser Ratzen, die röthliche Haare haben und so groß als ein Hamster sind. Eine Art kleiner Igel hat gelbliche und an den Spitzen schwarze Stacheln, von denen man versichert, daß sie von selbst, wenn sie dem Thiere abgenommen worden, in das Menschenfleisch dringen, sobald man sie es nur ein wenig berühren läßt. Jauare, ein Raubthier, ist von Höhe, Beinen und Leichtigkeit mit einem Hasen zu vergleichen, hat ein marmorirtes Fell gleich einem Luchse, und besitzt eine ungemeine Stärke, so daß es im Stande ist, einen Menschen völlig zu zerfleischen. Kleine schwarze Affen und eine Art Meerkatzen lassen sich auch häufig sehen. Von zahmen Vögeln giebt es Hühner und Enten, und eine Art Truthühner, deren Fleisch aber die Brasiltaner nicht essen. In den Wäldern fängt man dreyerley Arten Vögel, die Vögel.

von der Größe der Kapaunen und auch so fett sind; einen Vogel Muton, der an Größe und Federn den Pfauen gleicht; zwo Arten großer Rebhühner von sehr schönem Geschmack. Unter die nicht zum essen tauglichen, aber sehr schönen Vögel gehöret der Arat, dessen Glanz fast kein Mensch ertragen kann, wenn er sich in die Sonne setzet; der Canide, der um den Bauch und unter dem Hals goldgelbe Federn, am Schwanze, Flügel und Rücken aber hochblaue, mit goldgelben Rändern eingefaßte Federn hat; der Tucan, der so schwarz ist als eine Rabe, die Brust ausgenommen, welche safrangelbe roth gerändelte Federn hat; dreyerley Arten schöne Papagoyen. Der Gonambuch besonders ist ein Meisterstück der Natur, hat einen weißen glänzenden Büschel auf dem Kopfe, ist nur so groß als eine Hornisse, hat aber einen Gesang wie die Nachtigall und übertrifft diese noch an der Stärke der Stimme. Ein Vogel von der Größe einer Taube, der eine Stimme wie eine Nachteule hat, stehet bey den Brasilianern in besondern Ehren, weil sie glauben, daß ihre verstorbene Anverwandten ihnen selbigen zuschicken, um ihnen gut Glück zu verkündigen. Auf der Insel Maragnon ist der Uyra gemein. Er ist zweymal größer als ein Adler, wird durch sein schönes Gefieder vom Condor unterschieden, gleicht ihm aber an Stärke und Wildheit, indem er ein Schaf fortführet und sogar Hirsche und Menschen angreift. Von kriechenden Thieren giebt es in Brasilien Krokodille,

die

die sie Jocare nennen, die aber nicht gefährlich sind und gespeiset werden. Tuus, eine Art großer Eidechsen, 4 bis 5 Fuß lang, die zwar von fürchterlichem Ansehen, aber nicht schädlich sind, haben ein so zartes wohlschmeckendes Fleisch als ein Kapaun. Auch essen die Brasilianer eine gewisse Art Kröten und gewisse unschädliche Schlangen. Man findet aber auch, besonders in den Flüssen, eine sehr gefährliche Art Schlangen, und in den Gebüschen sehr große und gefährliche Eidechsen. Die Cürüryuba ist die schönste und größte unter den Wasserschlangen in Brasilien, 25 bis 30 Fuß lang, mit Hundszähnen bewaffnet und ungemein gefräßig und gefährlich. Von fliegendem Ungeziefer sind die blutgierigen Fledermäuse sehr häufig und gefährlich. Die Aravers sind so groß als die Grillen, kommen des Nachts häufig zum Feuer geflogen, und benagen alles, was sie finden. Auch sind die Brasilianer von den Miguen geplagt, welche sie Ton nennen, wider welche sie ein gewisses röthliches Oel brauchen, womit sie die Wunden bald heilen können. Eine Art von schwarzen Fliegen sind durch ihr Honig und Wachs nützlich, welches sie in den hohlen Bäumen machen. An der Küste giebt es Wallfische, Rochen, fliegende Fische, Lamentine und andere Meerthiere, und die vielen Flüsse des Landes, unter denen der Franciskusfluß der größte ist, haben eine erstaunende Menge verschiedener Arten bey uns unbekannter Fische.

Kriechende Thiere und Ungeziefer.

Fische.

§. 73.

Gold. Von Metallen ist Brasilien vorzüglich mit gutem Golde reichlich versehen. Man findet besonders in der Hauptmannschaft S. Vincent viel Goldbergwerke, bey Mutinga und bey S. Paul, wo man Körner und Staubgold findet, welches gemeiniglich 22 Karath hält. Eine Menge von diesem Metalle wird durch das Wasser von den Bergen in die Thäler herabgeschwemmt. Die Portugiesen unterhalten zu der Arbeit es einzusammeln eine große Menge Negersklaven, deren jeder seinem Herrn täglich ein Quentchen Gold liefern muß, und wenn er mehr einsammelt, so ist der Ueberrest seine. Dadurch wird jährlich eine sehr große Menge Gold zusammengebracht, und Portugall hat fast eben so große Schätze an Gold aus Brasilien gezogen, als Spanien an Silber aus Mexiko. Von Edelsteinen findet

Diamanten. man hier Diamanten in größtem Ueberflusse, Jaspis und Krystall. Der Zufall allein hat die Diamanten entdeckt: man findet sie in den Flüssen und in ausgewaschenen Gräben unter dem Sande, und viele derselben geben den ostindischen weder am Gewichte, noch an Feuer und Reinigkeit etwas nach; doch haben die meisten ein etwas gelbliches Wasser. Es giebt deren von erstaunender Größe, und man hat dem Könige von Portugall einen geschickt, der 160 Karath gewogen und einige Millionen werth geschätzt worden. Weil man sie in garzugroßer Menge aufsuchte und nach Europa schickte, so daß sie

gar-

garzugemein wurden und von ihrem Werth vieles verlohren; so sah sich der portugiesische Hof genöthigt, die Zahl der zu ihrer Aufsuchung angestellten Personen einzuschränken, und es kommen nicht leicht an Diamanten jährlich über drey Millionen an Werth nach Europa.

§. 74.

Einwohner.

Brasilien wird von einer großen Menge Völkerschaften bewohnt, die sich in vielen Stücken, besonders der Sprache, unterscheiden. Fast ein jedes Volk hat seine besondere Sprache; aber es giebt auch eine allgemeinere, welche die Portugiesen sogar verstehen, und der die Missionarien sich bedienen. So sehr sich aber die brasilianischen Völker unterscheiden, so giebt es doch gewisse allgemeine Züge, worunter man sie abschildern kann. Ihre Größe und Leibesgestalt kommt der Europäer ihrer gleich; doch findet man einige, aber nicht zahlreiche Völkerschaften von Pigmäen. Man findet keine Gichtbrüchige, Lahme, Blinde und Gebrechliche unter ihnen; sie sind viel dauerhafter als wir, den Krankheiten nicht so unterworfen, und Leute, die hundert Jahre und drüber alt werden, sind unter ihnen nicht selten. Ohngeachtet sie bey ihrer beständigen Blöße der Sonnenhitze stets ausgesetzt sind; so ist doch ihre Farbe nicht schwarz, ja nicht einmal brauner als der Spanier ihre. So wild, barbarisch und unmenschlich sich die Brasilianer in ihren Kriegen beweisen, so fehlt es ihnen doch nicht an Verstand und Güte. So sehr sie ihre Feinde ver-

Ihre Leibesgestalt.

Ihr Charakter.

abscheuen, so hegen sie doch eine überaus große Neigung gegen ihre Freunde und Bundsgenossen, und sie würden sich eher in Stücken zerhacken, als ihnen die geringste Beleidigung wiederfahren lassen. Sie sind sehr unbeständig, ungemein aufgeräumt und lustig. Gegen Fremde beweisen sie sich sehr leutselig und ungemein gastfrey, und man kann sich mit aller Sicherheit unter ihnen aufhalten. Sobald ein Reisender sich an der Thür einer Kabane zeiget, so nöthigt ihn der Mussakat oder Hausvater, sich in ein Hängebette zu setzen. Denn kommen die Weiber, vergießen Freudenthränen und sagen dem Gaste tausend Schmeicheleyen. Der Mussakat frägt ihn nach seinem Befinden und der Ursach seiner Reise: die Weiber waschen ihm die Beine und Füße, worauf man ihm die besten Speisen und Getränke, die man hat, vorsetzt. Man hänget für ihn ein schönes weißes Jnis oder Hängebette auf, um welches die ganze Nacht, um die Feuchtigkeit abzuhalten, einige kleine Feuer unterhalten werden. Sie gehen größtentheils nackend, und nur erst seit der Niederlassung der Portugiesen haben einige Völkerschaften angefangen, sich in der Mitte des Leibes zu gürten und an ihren Festen von dem Gürtel bis unten ein blaues gestreiftes Tuch zu tragen, woran sie kleine Knochen oder Schellen hängen. Die Häupter nehmen alsdenn sogar einen Mantel über die Schultern; man sieht es ihnen aber an, daß ihnen dieser Schmuck zum Zwange ist, und daß ihr größtes

Kleidung und Putz.

Ver-

Vergnügen ist, nackend zu gehen. Einige Völkerschaften bedecken die Schaam mit den Blättern eines gewissen Krauts, die sie an einen Gürtel ziehen und diesen um den Leib binden. Sie leiden keine Haare am Leibe, auch nicht am Bart und Augenbraunen, sondern raufen sie mit kleinen Zangen aus, welche die Europäer ihnen mit grösstem Vortheil verkaufen. Einige Völker lassen ihre Haare nur oben auf dem Kopfe in Gestalt einer Mönchskrone stehen, die Weiber aber lassen sie lang wachsen. Den Knaben wird in der Kindheit die Ober- und Unterlippe durchbohret, worinn sie einen weißen spitzigen Knochen tragen, den sie, wenn sie heranwachsen, mit einem grünen runden Stein verwechseln, der oftmals eines Fingers lang ist. Einige stecken sich auch wohl dergleichen Steine durch die Backen. Sie haben insgesammt Stumpfnasen, welche sie für eine Schönheit halten, deswegen sie den Kindern gleich nach der Geburt die Nase zurückbiegen. Sie bemalen den ganzen Leib mit einer schwarzen Farbe, auf welche sie an einigen Orten noch Flecken von verschiedenen Farben aufschmieren. Sie beschmieren auch den Leib mit einem klebrigen Gummi und bestreuen ihn mit kleinen bunten Federn. Sie machen sich auch Aermeln von grünen, rothen und gelben Federn, die mit vieler Kunst unter einander gewebt sind. Sie kleben auch Federn mit Wachs auf beyde Backen unterhalb den Ohren, und auf dem Kopf haben sie Kronen von allerley bunten Federn, die ihnen

nicht übel stehen. Sie tragen Halsketten von Seemuscheln oder von einem gewissen glänzenden schwarzen Holze, und haben auch wohl dergleichen Leibgürtel. Bey ihren Tänzen binden sie eine Art Kastanien, welche sie auf Faden an einander reihen, um die Beine, womit sie ein großes Ge-

Putz der Weiber.

räusch machen. Die Weiber leiden auch nur die Haupthaare am Leibe, die sie gemeiniglich fliegen lassen. Sie durchbohren die Lippen und Backen nicht, haben aber ungemein große Löcher in den Ohren, worinn sie Ohrengehänge von großen Seemuscheln tragen. Sie gehen insgemein eben so nackend, als die Männer, und bemalen die Gesichter mit allerley bunten Farben. Sie tragen Halsbänder von weißen Knochen, und Armbänder von gelben, rothen, grünen und blauen Steinen, auch allerhand farbige Glasknöpfe, welche ihnen die Europäer verkaufen.

§. 75.

Wohnungen.

Ihre Häuser sind sehr lang, wie unsere Lauben mit Gitterwerk gedeckt und bis auf die Erde mit Grase überzogen. In einem solchen Hause wohnen öfters viele Familien, es hat aber eine jede ihre eigene Abtheilung. Queer durch das Haus gehet ein Balken, woran sie ihre Jnis oder Hamacken aufhängen. Ihr Tischgeräthe bestehet aus irdenen Gefäßen, die sie inwendig mit einem weißen Safte schön glasuren und mit allerley Figuren mit grauer Farbe bemalen. Ihre ordent-

Speisen und Getränke.

liche Speise sind die Wurzeln Apy und Mantok, die sie am Feuer trocknen und mit scharfen Stei-

nen

nen zu Mehl schaben. Dieses Mehl wird in großen Töpfen gekocht, bis es dicke wird, worauf es, wenn es erkaltet, eine Festigkeit bekommt und fast wie weiß Brot schmecket. Sie stoßen auch die Wurzeln frisch, wodurch sie einen milchweißen Saft bekommen, der in der Sonnenwärme so dick wie Käse wird, und wenn er nur ein wenig gekocht wird, ein gut Gericht giebt. Diese Wurzeln dienen auch zur Verfertigung des Getränkes, welches aber ekelhaft ist. Die Weiber kochen erst die Wurzeln, hernach lassen sie sie erkalten, kauen sie, lassen sie mit Wasser zum zweyten mal kochen, und schütten das also bereitete Getränke in große irdene Gefäße, wo sie es schäumen und aufstoßen lassen. Sie kochen auch Arivari oder Maiz, kauen es ebenfalls und machen ein anderes Getränke daraus. Sie essen und trinken niemals zugleich, sondern zu verschiedenen Stunden, besonders saufen sie bey ihren Freudenfesten, wenn sie ihre Gefangene verzehren, öfters einige Tage lang. Ihre größte Ergötzlichkeit ist das Tanzen, wozu die Jugend sich fast täglich versammelt. Sie springen und tanzen fast die ganze Nacht, aus einer Hütte in die andere. Bey allen Tänzen aber sind die Weiber und Mädchen niemals unter den Mannspersonen, sondern sie pflegen ihren Tanz allein zu thun.

Die vornehmste Beschäfftigung der Männer ist die Jagd und Fischerey, der Krieg und die Verfertigung der Waffen. Die Beschäfftigung der Weiber ist die Bereitung der Speisen und Getränke. Beschäfftigungen.

tränke. Sie spinnen auch Baumwolle, um Seile und Hamacken oder Inis daraus zu machen. Sie weben einige in Gestalt der Fischernetze, andere aber viel dichter, als grober Kannefaß. Wenn die Inis schmutzig sind, so säubern sie sie mit dem Schaume einer Art von Kürbissen, der ihnen statt der Seife dienet. Sie verfertigen und malen auch die irdenen Geschirre. Ihre Waffen

Waffen. sind ein Tacape oder Keule aus Brasilienholz, sehr schwer, an dem äußern Ende rund und an den Rändern schneidend. Sie haben sechs Fuß in der Breite, einen in der Länge und einen Zoll in der Dicke. Ihre Bogen sind auch von Brasilienholz, mit sehr dünnen, aber ungemein starken Sehnen von Grasfäden bespannet. Sie schießen damit mit ungemeiner Geschicklichkeit Pfeile, die eine Klafter lang und am Ende mit spitzigen Knochen oder mit harten spitzen Röhren, zuweilen auch mit der Spitze eines Rochenschwanzes, die sehr giftig ist, versehen sind. Ihre Schilder sind von Haut, breit, flach und rund. Sie führen niemals aus Eigennutz oder Ehrsucht Krieg,

Kriege. sondern nur um den Tod ihrer Anverwandten und Freunde zu rächen, die von andern Wilden verzehret worden. Die Rache ist bey ihnen eine so lebhafte Leidenschaft, daß sie einander niemals Quartier geben; doch kommen die Völker, welche mit den Europäern einige Verbindung haben, nach und nach von dieser Wildheit zurück. Die Heerführer werden von denenjenigen erwählt, welche die meisten Feinde gefangen oder getödtet haben.

ben. Sie geben das Zeichen zum Aufbruche und hören bey ihrem Marsche nicht auf, die Ausdrückungen des Hasses und der Rache erschallen zu lassen; sie halten auch zuweilen hitzige Reden, die ganze Stunden dauern. Die Wilden schlagen in die Hände, schmeißen sich auf ihre Schultern und den Hintern, und versprechen ihr Leben nicht zu schonen. Sie blasen auf einer Art von Hörnern und auf Pfeifen von Knochen, welche gemeiniglich von den Beinen ihrer Schlachtopfer sind. Kommen sie in Feindes Land, so thun sie den ersten Angriff niemals offenbar, sondern warten bis es dunkel ist, legen Feuer an und machen sich die Verwirrung zu nutze. Sie üben alle Arten der Grausamkeiten aus; ihre vornehmste Sorge aber ist Gefangene zu machen, die sie sorgfältig verwahren, um sie nach geendigtem Feldzuge zu braten und zu verzehren. Müssen sie sich im freyen Felde schlagen, so wird ihre Wuth durch die Stärke der Gefahr verdoppelt, sie fechten als Rasende und Unsinnige, und wenn sie schon verwundet werden, hören sie doch nicht auf, so lange sie nur Arm und Bein regen können. Diejenige Parthey, die den Sieg erhält, kehret mit ihren Gefangenen nach Hause, welche unterwegens bey allen Häusern, wo sie durchkommen, singen müssen. Die meisten Brasilianer mästen ihre Gefangene, um sie schmackhaft zu machen, und geben ihnen unterdessen Weiber, die bis zu dem Tage, da sie sollen geschlachtet werden, ihnen alle Dienste leisten. Ist der Gefangene

Begegnung der Gefangenen.

fangene wohl bey Leibe, so werden alle Wilden aus dem Flecken zum Feste geladen. Sie bringen einige Stunden mit Trinken und Tanzen zu, und der Gefangene befleißigt sich der allerlustigste zu seyn. Denn bindet man ihm einen großen Strick um den Leib und führet ihn im Triumph in die benachbarten Flecken. Er bezeigt sich dabey so unerschrocken und trotzig als möglich, und erzählt dreiste, was er für Thaten gethan und wie viele Feinde seines Volkes er getödtet und gefressen habe. Denn legt man ihm einen Haufen Steine zu Füßen, und läßt ihm die Freyheit sich vor seinem Tode noch zu rächen. Er wirft die Steine ergrimmt nach den Umstehenden, und so sorgfältig sie sich auch zurückbegeben, so werden ihrer doch viele verwundet. Hat er seine Steine alle verschmissen, so nähert sich ihm derjenige, der ihn tödten soll, mit den schönsten Federn geschmückt und mit dem Tacape in der Hand. Er frägt ihn, obs nicht wahr sey, daß er viele von ihren Gefährten gegessen und getödtet habe, und der Gefangene macht sich eine Ehre daraus, es hurtig zu gestehen. Sogleich schlägt er ihn todt, die Weiber waschen den Leichnam, schneiden ihn in Stücken und reiben die Kinder mit dem Blute, um sie bey guter Zeit zur Grausamkeit zu gewöhnen. Alsdenn werden die Stücke vom Leibe und die Eingeweide gebraten und verzehret. Bey dieser abscheulichen Speise, welche sie mit größter Begierde fressen, ist es das Amt der alten Männer, die jungen Leute zu ermahnen, tapfere

Krieger

Krieger zur Ehre ihres Volkes zu werden, und sich oft dergleichen Schmaus zu verschaffen. Sie verwahren die Hirnschädel als Siegeszeichen, die Zähne hängen sie um den Hals, und aus den Knochen der Arme und Schenkel machen sie Pfeifen. Diejenigen, welche viele Gefangene gemacht haben, lassen sich an eben dem Tage, zur Verewigung des Andenkens ihrer Thaten, die Brust, die Arme, die Schenkel, das dicke Fleisch und andere Theile des Leibes einschneiden. Ereignet es sich, daß die Gefangenen ein Kind mit den Weibern gezeuget, welche sie zu mästen Sorge getragen haben, so werden diese unglücklichen Früchte auch verzehret.

§. 76.

Heirathen.

Die Brasilianer können so viel Weiber nehmen, als sie wollen und ernähren können, und der die meisten Weiber hat, wird als ein tapferer und muntrer Mann angesehen. Die Mannspersonen dürfen nicht eher heirathen, als bis sie einen Feind gefangen oder erlegt haben, und die Mädchen müssen die ersten Zeichen ihres mannbaren Zustandes abwarten. Bis dahin dürfen sie auch kein starkes Getränke trinken. Vor der Heirath überlassen sich die Mädchen ohne Schande den Mannspersonen, und ihre Anverwandten bieten sie auch dem ersten dem besten an: wenn sie aber einmal verheirathet sind, so müssen sie ihren Männern treu seyn. Sie haben weiter keine Heirathsceremonien, als daß derjenige, der eine Frau haben will, ihr sein Vorhaben bekannt

macht,

macht, und nachher den Vater oder nächsten Anverwandten um seine Einwilligung bittet. Sobald er das Jawort hat, so nimmt er die verlangte Person ohne weitere Umstände zur Frau an. Der Ehebruch ist bey ihnen ein Greuel, und der Mann ist befugt, sein Weib, sobald sie sich einem andern überläßt, todtzuschlagen oder fortzujagen. Bey der Niederkunft der Frau vertritt der Mann die Stelle der Hebamme, drückt dem Kinde die Nase ein, malt es mit schwarzer und andrer Farbe und legt es in ein Hängebette. Ist es ein Sohn, so macht er einen kleinen hölzernen Degen, Bogen und Pfeile, legt sie zu dem Kinde und wünscht, daß er dermaleinst recht geübt in den Waffen, stark und tapfer werden möge. Er legt ihm auch einen Namen bey, entweder von den Waffen, oder von einem wilden Thiere. Die Mutter bleibt nur einen oder zween Tage im Bette, denn hängt sie ihr Kind in einer baumwollenen Binde um den Hals und geht ihren Verrichtungen nach. Hingegen legt sich der Mann geruhig ins Bette, um die Glückwünsche seiner Nachbarn wegen Vermehrung seiner Familie anzunehmen. Ohngeachtet die Kinder niemals eingewickelt und geschnürt werden, so findet man sie doch nirgend gerader und wohlgestalteter von Gliedmaßen. Sobald die Knaben heranwachsen, werden sie von den Vätern mit auf die Jagd genommen und zu andern ermüdenden Verrichtungen angehalten. Die Töchter müssen, sobald es ihre Kräfte gestatten, den

Kinderzucht.

Müttern

Müttern bey der Haus- und Feldarbeit helfen, damit beyde Geschlechter von Jugend auf abgehärtet werden. Wenn jemand von ihnen krank wird, und er kann den Ort anzeigen, wo er Schmerzen empfindet, so wird ihm der schadhafte Ort entweder von einem Freunde oder von einem Arzte, die sie Pagen nennen, gesauget, weil sie glauben, daß dadurch der Schmerz herausgetrieben werde. Sie sind insbesondere einer unheilbaren Krankheit unterworfen, die sie Pians nennen und insgemein von außerordentlicher Unzucht herrühret. Sie bestehet in einem häßlichen Ausschlage, der sich in daumensdicke Beulen verwandelt, die gewaltig unter sich fressen. Diese Kranke müssen sich einen ganzen Monat lang in ihrem Hängebette, ohne zu essen, halten; da indessen die Verwandten sich mit Fressen, Saufen, Tanzen und Springen lustig machen und um den Kranken ein gewaltiges Getöse erregen. Stirbt er während der Kur, so wird das Jauchzen plötzlich in ein Klagen verwandelt und das Geheule wird im ganzen Dorfe allgemein, besonders unter den Weibern, die sich auf die Erde hucken, einander umfassen und das Wehklagen so lange fortsetzen, bis der Todte aus der Hütte getragen worden. Denn besingen sie seine Heldenthaten einen halben Tag lang, worauf sie den Todten mit umwundenen Armen und Beinen, gleichsam sitzend, in eine Grube hinablassen. Man scharret einige Federsträuße und andere Nothwendigkeiten, die er in seinem Leben gebraucht hat, mit ein und

Krankheiten.

Begräbnisse.

setzet einige Lebensmittel auf sein Grab, weil sie besorgen, daß wenn der Aygnan oder böse Geist käme, und nichts zu essen fände, er ohnfehlbar den Leichnam ausgraben und verzehren würde. Die Gräber beschütten sie, wenn sie ihre Wohnplätze ändern, mit einem großen Kraute, Pindo genannt, damit die Angehörigen der Verstorbenen, wenn sie diesen Ort wieder betreten, sich ihrer dabey erinnern können.

§. 77.

Religion. Die Religion hat wenig Antheil an den Begriffen der Brasilianer. Sie kennen keine Art von Gottheit, sie beten nichts an, sie haben keinen Ort einer gottesdienstlichen Versammlung. Die Erschaffung der Welt ist ihnen unbekannt; sie leben in den Tag hinein, ohne sich zu bekümmern, woher der Erdboden entstanden; sie zählen auch ihre Tage, Wochen und Jahre nicht, sondern die einzige Gedenkzeit bey ihnen sind die Mondenscheine. Sie haben nur eine verwirrte Geschichte von einer großen Wasserfluth, wodurch das ganze menschliche Geschlecht umgekommen, einen Bruder und eine Schwester ausgenommen, welche die Welt zu bevölkern anfiengen. Sie verbinden einige Vorstellung von Macht mit dem Donner, vor den sie sich fürchten. Es leuchtet indessen bey ihnen doch etwas hervor, das das Ansehen einer Religion hat. Denn sie glauben eine Unsterblichkeit der Seele und halten dafür, daß die Seelen derer, welche tugendhaft gelebt, d. i. die sich rechtschaffen an

ihren

ihren Feinden gerochen und viele derselben haben auffressen helfen, in einem schönen Garten, hinter den Gebirgen, mit ihren Vätern sich mit Tanzen belustigen; dahingegen diejenigen, welche verzagt und faul gewesen, mit dem Aygnan oder bösen Geist in Gesellschaft kommen und unaufhörlich gemartert werden. Diesen bösen Geist glauben sie oftmals in leiblicher Gestalt zu sehen und bey einer ihnen zustoßenden leiblichen Beschwerlichkeit meynen sie, sie rühre von ihm her. Sie haben eine Art Wahrsager, an die sie sich bey ihren Krankheiten wenden und die ihnen weis machen, daß sie, vermittelst der Gemeinschaft mit dem bösen Geiste, ihnen in allem ihren Vorhaben beförderlich seyn können. Alle 3 oder 4 Jahre versammeln sie sich an einem gewissen Tage, unter Vorstehung der Wahrsager, die ihre Maracae, oder hohle mit Steinen und Kastanien gefüllte Stäbe in Händen haben. Männer, Weiber und Kinder begeben sich in drey besondere Hütten und niemand darf herausgehen. Zuerst fangen die Männer an zu murmeln, und sobald sie He! He! He! schreyen, so beantworten es die Weiber auch mit He! He! Sie springen dabey in die Höhe, erschüttern den ganzen Leib, schäumen mit dem Munde und geberden sich als Unsinnige, bis sie vor Mattigkeit sämmtlich zur Erde fallen. Die Kinder machens eben so, worauf eine allgemeine Stille erfolget. Alsdenn fangen die Männer ordentlich an zu singen und die Weiber stimmen mit ein, worauf wieder

Feste.

ein Tanz folget. Dabey stehen sie dichte zusammen in Kreisen, in deren Mitte die Wahrsager mit ihrem Maraca sind, womit sie klappern. Vorwärts gekrümmt heben sie den Leib ein wenig und bewegen nur das rechte Bein und den Fuß, die rechte Hand haben sie auf den Hintern liegen und die linke lassen sie herunterhängen, und so tanzen und singen sie mit vieler Melodie.

§. 78.

Regierungsform.

Die brasilianischen Völkerschaften haben weder Könige noch Fürsten. Sie kennen keinen Unterschied des Standes, ehren aber ihre Alten und ziehen sie zu Rathe, weil das Alter, wie sie sagen, ihnen Erfahrung giebt. Ein jeder Flecken oder Aldeja, welchen Namen sie 4 oder 5 Kabanen geben, die in einem und eben demselben Bezirk liegen, hat vielmehr zu Führern, als zu Oberhäuptern, eine gewisse Anzahl dieser Alten, die zugleich Redner der Gesellschaft sind, vornehmlich wenn es darauf ankömmt, die jungen Leute zur Tapferkeit zu ermahnen. Demohngeachtet leben diese bloß durch das Gesetz der Natur geleitete Völker in großer Friedfertigkeit und Eintracht unter einander. Man versteht nämlich eine jede Völkerschaft vor sich, oder eine solche, die mit einer andern in Bündniß stehet; denn in Absicht auf ihre Feinde, mit denen sie im Krieg stehen, beobachten sie nicht die geringste Menschlichkeit.

Beylegung der Streitigkeiten.

Es geschiehet selten, daß ein paar Personen von einer Nation sich veruneinigen, und wenn es geschiehet, so müssen ihre Landsleute unverzüglich

verzüglich Friede zu stiften suchen. Können sie es nicht dahin bringen, so lassen sie sie sich mit einander schlagen, und niemand darf sie aus einander bringen, sollten sie sich auch gleich die Augen auskratzen. Wird aber einer von dem andern verwundet und der Thäter ertappet; so empfängt er von dem nächsten Verwandten des Verwundeten an eben dem Theile, woran er ihn verletzet, eine gleiche Wunde; stirbt aber der Verwundete, oder bleibt gleich einer auf dem Platze, so wird der Missethäter getödtet und also ein genaues Wiedervergeltungsrecht beobachtet. Manche Dorfschaft ist 5 bis 600 Personen stark: sie bleiben aber selten lange an einem Orte wohnhaft; sondern wenn ihre Felder ausgehungert und das in der Nähe befindliche Holz verbraucht ist, so schlagen sie ihre Wohnung an einem andern Orte auf, der aber den Namen ihrer vorigen Wohnstätte bekommt. Seitdem die Portugiesen sich hier niedergelassen, sind verschiedene an der Küste wohnende Nationen von ihnen unterworfen und zum christlichen Glauben gebracht worden. Andere Nationen stehen mit den Portugiesen in Bündniß, und noch andere haben sich von der Küste hinweg tiefer ins Land begeben, um sich dem Joche der Sklaverey zu entziehen, und diese sind, wie andere mitten im Lande wohnende Völker, Todfeinde der Portugiesen. Wanderungen.

§. 79.

Es giebt in Brasilien in der Landschaft S. Vincent eine Art Einwohner, welche man Mamelucken Mammelucken in Brasilien.

melucken nennet. Sie besitzen die Stadt S. Paul und umliegende Gegend, die auf allen Seiten von unzugänglichen Bergen und von dem großen Walde Pernacabiaba eingeschlossen ist. Sie entstunden zuerst aus der Vermischung der Portugiesen mit den Brasilianern, und man gab diesen Mestizen wegen ihrer Ausschweifungen und Aehnlichkeit mit den egyptischen Mammelucken diesen Namen. Sie schüttelten das Joch der göttlichen und menschlichen Gesetze ab und errichteten eine Art von Republik, zu welcher Banditen und Flüchtlinge von allen Ständen und Nationen, Priester, Ordensleute, Soldaten, Handwerksleute, Portugiesen, Spanier, Kreolen, Mestizen, Mulatten und Negern ihre Zuflucht nahmen, welche vor den Verfolgungen der Gerechtigkeit der Menschen flohen und die Gerechtigkeit des Himmels nicht fürchteten. Dadurch wuchsen sie von ohngefähr hundert Familien in wenigen Jahren zehn bis zwölfmal so stark an. Die Noth, sich zu erhalten, zwang sie, eine Art von Regierungsform zu errichten. Sie hielten so eifrig über ihre Freyheit, daß sie den Fremden den Eintritt in ihr Land verschlossen, wenn sie sich nicht in der Absicht angaben, sich daselbst zu setzen. Alsdenn unterwarf man sie langen Prüfungen, um zu erfahren, wozu sie könnten gebraucht werden. Hierauf ließ man sie beschwerliche Streifereyen thun, in denen jeder zween Indianer zu fangen verbunden war, welche sie zur Dienstbarkeit mitbringen mußten, und welche in

den

den Bergwerken und zum Ackerbau gebraucht wurden. Wer die Prüfung nicht aushielt, oder in Verdacht der Verrätherey kam, wurde ohne Barmherzigkeit getödtet. Ohngeachtet ihr Land fruchtbar war und sie alle Bequemlichkeiten des Lebens zu genießen hatten; so machte sie doch ihre Neigung zum Laster zu Räubern, welche in die innern Gegenden Brasiliens Streifereyen thaten, die oftmals Jahre lang dauerten, und wobey sie das Land von mehr als 2 Millionen Menschen entblößt haben. Auch die Spanier in Paraguay mußten von ihnen nicht wenig leiden. Sie giengen in kleinen Haufen, deren Anführer wie Jesuiten gekleidet waren, zu den Indianern, wo sie wußten, daß die spanischen Jesuiten Neubekehrte zu machen suchten. Sie gewannen sie durch kleine Geschenke, gaben den Kranken Arzeneyen, drangen in sie das Christenthum anzunehmen, und schlugen ihnen vor, sich an einem bequemen Orte niederzulassen, wo ihrem Glück nichts abgehen sollte. Auf die Art ließen sich viele durch diese Verräther verführen, welche endlich die Maske abnahmen, diejenigen, von denen sie Widerstand befürchteten, erwürgeten, und die andern in die Dienstbarkeit schleppten. Sie gaben kein anderes Merkmaal einer Abhängigkeit von Portugall, als einen jährlichen Tribut von dem Fünften des Goldes in ihrem Lande, den sie aber beyweitem nicht richtig ablieferten. Die portugiesischen Statthalter konnten diese Räuberbande nicht bezwingen, weil sie mit Felsen um-

ringt und mit Schießgewehr versehen waren. Man hat indessen doch hernach Mittel gefunden, sie mehr zu unterwerfen, und seitdem der Papst Benediktus XIIII. einen Bischof nach S. Paul gesetzt hat, soll ihre Wildheit ziemlich gemildert worden seyn.

§. 80.

Charakter der hiesigen Portugiesen.

Von den hiesigen Portugiesen und portugiesischen Kreolen machen die mehresten Reisebeschreibungen eine nicht vortheilhafte Vorstellung. Sie werden als stolz, eitel, faul, wollüstig, betriegerisch, verstellt, grausam, rachgierig und scheinheilig beschrieben. Nach Art der meisten mittägigen Völker ziehen sie Stolz und Pracht dem Vergnügen der Gesellschaft vor. Man schreibt einen Theil dieser Laster dem beständigen Umgange mit ihren Schwarzen zu, deren sie viele tausend als Sklaven unterhalten. Diesen überlassen sie größtentheils die Besorgung ihres Hauswesens, und wenn sie ausgehen, lassen sie sich von ihnen in Palankinen tragen und zur Vergrößerung ihres Staats begleiten. Sie dienen ihnen auch zu Werkzeugen ihrer Rache und sie brauchen sie wider ihre Feinde als Meuchelmörder. Die Vermischung mit den Negerinnen und Indianerinnen hat die verschiedenen Geschlechter der Mulatten und Mestizen hier ebenfalls hervorgebracht. Verschiedene von den hiesigen kreolischen Familien stammen von jüdischen Vorältern her, und diese haben den der jüdischen Nation eigenen Handlungs-

lungsgeist beybehalten. Weil die Luft hier ungemein gesund ist, so begeben sich aus Portugall viele Greise hieher, ihre Gesundheit herzustellen und ihre Lebenstage zu verlängern. Die vornehmste Absicht der hiesigen Portugiesen ist auf die Erlangung der Reichthümer aus den Gold- und Diamantengruben gerichtet, und dazu brauchen sie beständig eine gewaltige Menge Negersklaven. Allein diese Reichthümer machen sie sowohl als Portugall arm, indem sie darüber die wahren Goldgruben, den Ackerbau und die Manufakturen vernachlässigen. Das Gold und die Diamanten sind kaum hinlänglich, das zu bezahlen, was die Engländer ihnen zuführen, und das Land hängt wegen dessen, was es zu seinem täglichen Unterhalt benöthigt ist, gänzlich von Europa ab. Nächst der Bearbeitung der Bergwerke sehen sie hauptsächlich auf den Anbau des Zuckers, Tabacks und Indigo, wovon jährlich eine erstaunliche Menge gewonnen und ausgeführt wird. Die Nachbarschaft mit Afrika verschafft ihnen den Vortheil, daß sie die dazu nöthigen Negersklaven weit wohlfeiler haben können, als andere Nationen, und dadurch wird ihre Besitzung in Brasilien zu einer der blühendsten in Amerika gemacht. Um die Künste und Wissenschaften bekümmert man sich hier so wenig, als um die Manufakturen; hingegen ist die Handlung wichtig und im großen Flor. Mit den wilden Völkern der innern brasilianischen Landschaften haben die Portugiesen niemals einen ordent-

Beschäftigung.

Handlung.

lich eingerichteten Handel anfangen können. Da die Brasilianer sich vor der europäischen Sklaverey scheuen, und die Portugiesen sich fürchten von jenen gefressen zu werden, so handelt man nur von weiten und allezeit mit Gewehr versehen. Man bringt die Waaren, die man an die Wilden vertauschen will, an einen von beyden Partheyen gleich weit entfernten Ort, man zeigt sie von weiten, ohne ein Wort zu sagen, und zieht sich zurück. Hierauf kommen die Wilden und legen ihre Waaren auch hin, und ein jeder nimmt oder läßt liegen, was ihm gefällt. Diese Art zu handeln wird mit ziemlicher Treue und Glauben ausgeübt. Der wichtigste Handel wird mit Portugall getrieben, und dieser ist eben so eingerichtet, wie der Handel der Spanier mit ihren Kolonien. Alle Jahre gehen 3 Flotten von Lissabon ab, welche in die 3 vornehmsten Handelsplätze zu Fernambuk, zu Rio Janeiro und in die Bay aller Heiligen einlaufen. Nicht der funfzigste Theil von den Waaren, welche diese Flotten bringen, sind portugiesische Produkte. Die Tücher, die Leinwande, die seidenen Zeuge, die Spitzen, die Eisen- Kupfer- und Zinnwaaren und dergleichen mehr kommen aus England, Frankreich, Holland, Italien und Deutschland; das Oel aus Spanien; Käse, Butter, Mehl, Fische, eingesalzenes Fleisch aus England; und Portugall giebt nichts als Wein und etwas Früchte. Die Ladung, welche die Flotten zurückbringen, übertrifft die Ladung der spanischen Gallionen. Nur

das

das Gold allein beträgt auf 10 Millionen Thaler. Die andern Waaren sind Diamanten, eine erstaunende Menge Zucker, der schöner und feiner ist als der, welchen die andern Europäer aus ihren Kolonien bekommen, Taback, Häute, Indigo, Ipecacuana, Balsam und insonderheit Färbeholz. Ob nun gleich dieser Handel ungemein einträglich ist, so ist er es doch weit weniger für Portugall, als für die Fremden, besonders für die Engländer, deren Faktore gleichsam die Portugiesen nur sind. Es ist zwar andern Nationen die Einfahrt in die brasilianischen Häfen und auch der mindeste Antheil an diesem Handel verbothen; aber Brasilien und Portugall selbst bestehen nur durch die beständige Uebertretung des Gesetzes. Der Handel geschiehet unter dem Namen der portugiesischen Kaufleute, die Fremden aber geben die Waaren dazu her und ziehen dafür den größten Antheil von den brasilianischen Schätzen ein. Diese Schätze helfen also den Portugiesen zu nichts, als daß sie aus ihren Händen in fremde Hände gehen, und da sie darüber die wahren Goldgruben, den Ackerbau und die Manufakturen verabsäumen, so verarmet Portugall bey allen brasilianischen Reichthümern. In der Hauptstadt San-Salvador wird ein großer Sklavenhandel getrieben, und von hier aus werden die übrigen Pflanzstädte mit Sklaven versorgt. Es werden alle Jahre 40 bis 50000 derselben aus Afrika hieher gebracht.

§. 81.

§. 81.

Religion. Die hiesigen Portugiesen sind in ihrer Religion eben so abergläubische, leichtgläubige, eifrige und andächtige Katholiken, als in Portugall. Die Zahl der Priester, Mönche und Weltgeistlichen ist ungemein groß, und sie besitzen größtentheils, so wie ihre Kirchen, große Reichthümer, man sagt aber, daß die meisten dem Müßiggange, der Wollust und Liederlichkeit eben so ergeben sind, als die Layen. Das Kirchenregiment verwaltet der Erzbischof von San-Salvador und 6 unter ihm stehende Bischöfe. Die der Herrschaft der Portugiesen unterworfenen Brasilianer sind zur Annehmung der christlichen Religion genöthigt worden, und ehemals hatten die Jesuiten zur Bekehrung der nicht unterworfenen Nationen viele Missionen angelegt.

Justizwesen. Zur Verwaltung der Gerechtigkeit ist, außer den niedern Gerichten, ein höchstes Civil- und Criminalgericht zu San-Salvador, in welchem der Unterkönig den Vorsitz hat, es wird aber über schlechte und ungerechte Handhabung der Gerechtigkeit sehr geklagt.

Regierung. Die höchste Regierung des Landes ist einem Unterkönige anvertrauet, der in der Hauptstadt residirt, ein großes Ansehen und reiche Einkünfte hat, und alle 3 Jahre abgewechselt zu werden pflegt. Unter ihm stehen die Statthalter in den 14 Hauptmannschaften, in welche das Land vertheilt ist und wovon sechs einigen portugiesischen Großen, welche sie zuerst erobert haben, eigenthümlich gehören, die andern achte aber unmittelbar vom Könige

nige abhängen. Die in diesen Hauptmannschaften wohnenden Brasilianer sind zum Theil unterwürfig gemacht, zum Theil aber hat man mit ihnen Bündnisse geschlossen, welche die Länge der Zeit bestätigt hat. Mit denen weiter im Lande wohnenden Wilden sind die Kolonien gezwungen, noch öfters Kriege zu führen. Die Einkünfte, die der König von Portugall aus Brasilien ziehet, sind sehr ansehnlich und kommen aus der Verpachtung der Diamantengruben, aus dem fünften Theil des Goldes, das aus allen Bergwerken kommt, aus den Zöllen und andern Abgaben; sie würden aber noch weit wichtiger seyn, wenn der Fünfte vom Golde richtig abgeliefert würde.

Das VII. Hauptstück.

Von Chili.

§. 82.

Geschichte.

Nachdem die Spanier die vornehmsten Provinzen von Peru erobert hatten, so nahm Diego von Almagro die Entdeckung und Eroberung von Chili über sich. Er gieng zu Anfang des Jahres 1534 über die beschneyten Kordillera, wo die meisten Indianer und viele Spanier von seinem Gefolge erfroren. Endlich langte er in dem Thal Copyapo an, und die Indianer, welche unter der Herrschaft von Peru gestanden hatten, unterwarfen sich ihm freywillig.

Er

Er fieng an, auch die übrigen Völkerschaften, ihres Widerstandes ohngeachtet, unter das Joch zu bringen, seine Streitigkeiten aber, die er mit dem Franz Pizarro über die Grenzen ihrer beyderseitigen Statthalterschaften hatte, nöthigten ihn nach Cuzco zu gehen, wo er seinen Tod fand und unter dem Schein der Gerechtigkeit hingerichtet wurde. Dieser Zufall verzögerte die Eroberung von Chili bis ins Jahr 1541, da Pizarro den Peter von Valdivia dahin schickte, wo er S. Jago, Conception, Valdivia und andre Städte und Flecken erbauete. Es fielen öftere und blutige Gefechte mit den Indianern vor, und er wurde 1551 in einer allgemeinen Empörung von ihnen erschlagen. Die kriegerische Gemüthsart der Völker von Chili hat nie nachgelassen, das Wachsthum der spanischen Pflanzstädte zu hindern, welche sich nicht so aufgenommen haben, als man es von der Größe des Landes und von der Anmuth und den Reichthümmern desselben vermuthen sollte. Sie haben auch durch öftere Erdbeben große Beschädigungen erlitten, besonders 1730, da fast das ganze Land durch ein schreckliches Erdbeben verwüstet wurde.

§. 83.

Größe. Das Königreich Chile oder Chili begreift im weitläuftigen Verstande den Theil von Südamerika, der sich von den Grenzen von Peru bis an die magellanische Meerenge erstreckt und eine Länge von 400 Meilen beträgt. Im engern Verstande begreift man unter dem Namen Chili

nur

nur das Stück des Landes, welches unter spanischer Herrschaft steht, und das übrige nennt man das magellanische Land. Das spanische Gebiete fängt sich an den Grenzen von Peru an und geht bis zu der großen Insel Chiloe, und hat in der Länge fast 300, in der Breite aber 30 bis 90 Meilen. Es grenzt gegen Mitternacht an Peru, wovon es durch die große 80 Meilen weite Wüste Atacama abgesondert wird; gegen Morgen grenzt es an Paraguay, wovon es auch durch Wüsteneyen geschieden ist; gegen Mittag an das magellanische Land, und gegen Abend an das Südmeer. In den Gegenden am Meere ist die Luft sehr gemäßigt, in den Gebirgen aber in der Mitte des Landes sehr kalt, doch der Gesundheit nicht schädlich. Es wehen hier so scharfe Winde, die Haut und Fleisch zerschneiden, und wenn sie nicht durch die großen Wälder gebrochen würden, so würde kein Mensch bestehen können. Man kann hier nur zu gewissen Jahreszeiten reisen, denn in andern ist der Wind so kalt und heftig, daß der Mensch ohne alles Gefühl todt darnieder geweht wird. Ein solcher Leichnam verfaulet nicht, und man fand die Körper vieler Spanier, die auf dem Zuge des Almagro erfroren waren, 5 Monate hernach noch in eben dem Zustande, als am Tage, da sie gestorben waren. Sie stunden wider die Felsen angelehnt, den Zügel ihrer Pferde, wie sie erfroren waren, in der Hand haltend, und das Gesichte verzerrend, wie Leute, welche lachen. Der Boden ist durchgängig im gan-

Grenzen.

Witterung.

Beschaffenheit.

ganzen Lande von ungemeiner Fruchtbarkeit und trägt selten weniger, als hundertfältig. Die Ebenen, die Hügel, die Thäler streiten gleichsam um die Wette, und ein jeglicher kleiner Raum ist wegen der häufigen Früchte, die er hervorbringt, ein Gegenstand der Bewunderung. Es wird
Produkte. ungemein viel Weizen, Gerste und anderes Getreyde gebaut, und man findet ganze Wälder von Aepfel- Birnen- und andern Fruchtbäumen. Das Zuckerrohr wächst in großer Menge, eben so geil und so hoch und von eben der Güte, als in Spanien. Aus den häufigen Trauben wird ein guter wohlschmeckender Wein, auch Branntwein verfertiget. Es giebt hier auch viel Oelbäume, die vortreffliches Oel geben. Man findet überall die schönsten Blumen und nützlichsten Kräuter, unter welchen sich viele vortreffliche Wund- und Arzeneykräuter befinden. Die vor-
Thiere. trefflichen Viehweiden ernähren eine ungemeine Menge von Rindvieh und Ziegen, und seitdem die Spanier die Pferde in dieses Land gebracht haben, haben sie sich dergestalt vermehret, daß kein Indianer mehr zu Fuße geht. Sie sind sehr schön, voller Feuer und Muth, und galopiren so leicht, daß der Reiter nicht die geringste Bewegung fühlt. Unter den einheimischen Thieren sind besonders die großen peruanischen Schafe sehr häufig, und schneller im Laufen, als die
Metalle. Pferde. Der größte Schatz des Landes sind die im Ueberfluß vorhandenen Gold- Silber- Kupfer- Queckſilber- Bley- und Eisenbergwerke. Die

Gold-

Goldbergwerke zu Petarca waren ehemals die berühmtesten und hatten vortreffliches Gold, welches sich aber nachgehends verringert hat und in das Weißliche gefallen ist, daher der Werth desselben sehr abgenommen hat. Zu Liqua ist ein ergiebiges Bergwerk, das Gold in Menge und von sehr gutem Gehalt liefert, und von Copiapo und Guasko kommt das sogenannte Oro Copote, welches das vortrefflichste ist, wovon man Nachricht findet. Es giebt auch viele Goldwäschen, woraus man Goldstaub und zuweilen ziemlich große Goldkörner erhält. Die Kupferbergwerke liefern das beste Kupfer, das man jemals gesehen hat, werden aber nicht sonderlich bearbeitet.

§. 84.

Einwohner.

Die Chilier sind von ziemlicher Größe und ordentlichem Wuchse, haben eine braunrothe Farbe, lange schwarze Haare, aber keinen Bart. Sie sind starke und geschickte Leute, in den Waffen sehr geübt, und geben den Spaniern in der Kunst ein Pferd zu reiten nichts nach. Sie sind tapfer, aber sehr grausam und blutdürstig, doch unter sich friedlich und dienstfertig; wie denn im Weinmonat eine ganze Nachbarschaft zusammenkommt, da der eine dem andern pflügen, graben und säen hilft, die Weiber aber hernach alles bestellen und einärnten müssen. So bäurisch und niederträchtig sie zu seyn scheinen, so stolz sind sie, und sie lassen sich nur durch Höflichkeiten und

Ihr Charakter.

Schmeicheleyen gewinnen. Ohngeachtet sie fast ohne Gesetze sind, und den ihnen angebohrnen Lastern völlig überlassen werden, so halten sie doch ungemein auf Treu und Glauben, und in ihrem Handel mit den Spaniern sind sie so richtig, daß sie von demjenigen, worüber sie einig geworden sind, nicht im geringsten abgehen, aber auch ihre Bezahlung auf das sorgfältigste abtragen. Sie

Kleidung. sind so leicht angezogen, daß sie kaum bedeckt zu seyn scheinen, und Kopf und Fuß haben sie allezeit bloß. Sie tragen Panchas, eine Art Mäntel, welche die Weiber von Wolle wirken. Diejenigen, die weiter von den spanischen Grenzen wohnen, und die Chanos auf dem festen Lande bey Chiloe tragen gar keine Kleider. Sie

Wohnungen. wohnen in Hütten, die von Aesten zusammengeflochten und so ungekünstelt sind, daß sie sie in ein oder zwey Tagen völlig aufbauen. Die Hütten stehen nicht in Dörfern neben einander, sondern zerstreut; und wie es ihnen einfällt, verändern sie ihren Wohnplatz und begeben sich an

Speisen und Getränke. andere Oerter. Ihre gewöhnlichen Speisen sind ebenfalls ungekünstelt und ganz einfach. Sie bestehen aus Erdäpfeln und Wurzeln, und aus Mehl von Maiz und anderm Getreyde, wozu noch Pferde- und Mauleselfleisch kommt. Ihr Getränke besteht in einer Art von Chicha oder Cyder, welchen sie aus den im Lande im Ueberfluß wachsenden Aepfeln verfertigen. Das Land

Vielweiberey. ist stark bevölkert, und die bey ihnen übliche Vielweiberey macht ihre Familien zahlreich. Die

Töchter

Töchter werden ordentlich an den Meistbietenden überlassen. Die Weiber müssen ihre Männer bedienen als Sklavinnen, und wenn diese ihrer überdrüssig sind, so jagen sie sie fort, oder schicken sie in die andere Welt. Viele Weiber haben so lange Brüste, daß sie sie über die Achsel werfen können, wenn sie ihren Kindern, welche sie in einem Tuche auf dem Rücken tragen, zu trinken geben wollen. Sie müssen alle Geschäffte besorgen, da indessen die Männer müßig gehen oder Chicha trinken. Damit sie etwas zu thun haben, so fangen sie gleichsam zum Zeitvertreibe mit den Spaniern öftere Kriege an, welche gemeiniglich einige Jahre dauern, indem sie ihnen nicht beschwerlich fallen und sie keinen Schaden oder Verlust dabey leiden. Ihre Kriegsheere bestehen aus Reiterey und Fußvolk, und ihre Waffen sind große Lanzen, die sie am besten zu führen wissen, Bogen und Pfeile und andre, die sonst unter den Indianern gewöhnlich sind. Das erste, wenn sie Krieg anfangen wollen, ist dieses, daß die Völkerschaften einander zusammenrufen, und dieses nennen sie, nach dem Pfeile laufen. Alsdenn erwählen sie einen Toqui oder Anführer und überfallen in der dazu bestimmten Nacht die Spanier, die unter ihnen befindlich sind, wenn dieselben im tiefsten Schlafe liegen, und dieses geschiehet in allen Plätzen, wo sie hinkommen können. Da sie keine Zurüstungen zu ihren Kriegen nöthig haben, und ihr Vorhaben sehr geheim halten; so kann man es unmöglich Kriege.

eher entdecken, als in dem Augenblicke, da die traurigen Wirkungen ihrer Grausamkeit es bekannt machen. Sie stoßen hernach in ein ordentliches Heer zusammen, belagern die spanischen Festungen und verüben so viele Feindseligkeiten, als sie nur können. Ohngeachtet ihrer viele erschlagen werden, so bemerkt man doch keine Verminderung, weil immer mehr Indianer zum Heere stoßen. Können sie der spanischen Macht nicht widerstehen, so ziehen sie sich einige Meilen zurück, kommen nach einigen Tagen plötzlich an einem andern Ort zum Vorschein und begehen neue Feindseligkeiten. Werden sie völlig überwunden, so räumen sie das Land, nehmen es aber bald wieder in Besitz, wenn sie sich durch andere Völkerschaften verstärkt haben. Wenn sie Frieden schließen, so geschiehet es fast allemal auf Ansuchen der Spanier, und denn geht ein Parlament oder Unterredung vorher. Der Präsident von Chile, der Oberste des Kriegsheers und die vornehmsten spanischen Befehlshaber kommen am bestimmten Ort mit dem Toqui und den vornehmsten Anführern der Indianer zusammen. Jene bewillkommen diese mit etwas Wein und beschenken sie mit Messern, Scheeren und andern Kleinigkeiten, und hierauf verabredet man die Friedensbedingungen und die Art, wie sie beobachtet werden sollen. Zuletzt kommen sie alle bey dem Präsidenten zusammen, der ihnen etwas Wein zurückläßt, wofür sie ihn mit einigen Kälbern, Kühen, Pferden und mit Federvieh beschenken.

Art Frieden zu schließen.

ken. Man hat bey ihnen weder Tempel noch Götzen angetroffen; doch haben sie einige Begriffe von einem andern Leben, aber sie setzen allezeit voraus, daß die Seele materiell sey. So sehr sie auch die spanische Regierung hassen und alle Vorsicht brauchen sich dem Joche zu entziehen, so verstatten sie doch den Missionarien zu ihnen zu kommen und sie zu unterrichten. Sie sind eben so geneigt, die Religion, die ihnen gepredigt wird, anzunehmen, als geschwinde sie zu verlassen; oder eigentlich zu reden, die meisten dieser Neubekehrten haben gar keine Religion. Die Missionarien beschäfftigen sich, sie zusammenzubringen und in Dörfer zu vereinigen, ihnen einen Geschmack von den Vortheilen der Gesetze beyzubringen und sie in den moralischen Tugenden zu unterweisen. Allein es hält sehr schwer, sie in eine Gesellschaft zu vereinigen, da sie ein freyes und herumschweifendes Leben gewohnt sind, dem sie schwerlich entsagen können. Entsteht ein Krieg, so schicken sie die Missionarien fort, verlassen ihre Dörfer und vereinigen sich mit ihren Landsleuten. Sie wissen von keiner Regierungsform, und ihre Toquis haben bloß im Kriege zu befehlen. Jede Familie ist für sich souverain und unabhängig und wird von ihrem Aeltesten als dem Oberhaupte regiert. Die allgemeinen Angelegenheiten der Völkerschaften werden in allgemeinen Versammlungen abgethan und durch die Mehrheit der Stimmen entschieden.

Religion.

Regierungsform.

§. 85.

Spanische Besitzungen.

Unter den hiesigen Spaniern findet man eben die Klassen und Geschlechter, und eben die Gebräuche als in Peru, aber nicht völlig die nämlichen Moden. Die Mannspersonen haben ein gutes Ansehen, eine anständige Leibeslänge, eine schöne Bildung, und sind stark und untersetzt. Anstatt einer langen Kutte tragen sie einen Pancho, das ist, ein Stück Zeug 2 bis 3 Ellen lang und 2 Ellen breit, mit einem Loche in der Mitte; und sich anziehen heißt den Kopf dadurch stecken. Es hängt von allen Seiten herab und man bedienet sich seiner zu Pferde und zu Fuße. Auch die Weibspersonen bedienen sich dessen, sie seyn von was Stand und Würden sie wollen. Der Unterschied besteht nur im Zeuge, der nach Beschaffenheit der Personen mehr oder weniger fein und verzieret ist. Die Weibspersonen haben eine schöne Bildung und eine weiße mit roth vermischte Gesichtsfarbe. Sie verstellen sich aber durch die Schminke, wodurch sie ihre Schönheit nicht nur unscheinbar machen, sondern sich auch an den Zähnen schaden, welche die meisten verlohren haben. Man findet nur 5 spanische Städte und einige Flecken im Lande, aber destomehr Meyerhöfe und einzelne Landhäuser, in welchen die Einwohner zerstreuet wohnen und sich mit dem Landbau und der Viehzucht beschäfftigen. Sie halten ebenfalls viele Negern, und wenn sie mit den freyen Indianern in Frieden stehen; so kommen viele von diesen aus ihrem Lande und vermiethen

sich

sich auf den Landgütern auf beliebige Zeit zur Arbeit. Die Handlung unter den Einwohnern in Chili selbst bestehet hauptsächlich in Früchten. Nach Peru schicken sie Weizen und allerley Früchte, Talg, Häute, Charqui oder geräuchert Rindfleisch, Stricke von Schilfrohr, Kupfer und Gold; wogegen sie von dort Eisen, Tuch, Leinwand von Quito, Hüte, Frieß, Taback, Baumöl und allerhand europäische Waaren bekommen. Nach Buenos Ayres und Paraguay schicken sie Zucker, Panchos, Schnupftaback, Wein und Branntwein, und bekommen daher das Kraut Paraguay, Wachs und Negersklaven. Es wird auch einige Handlung mit den heydnischen Indianern an der Grenze getrieben, welchen sie Zäume, Sporen, Messer und andere schneidende Werkzeuge, allerhand Tändeleyen und etwas Wein zuführen, und für Panchos, Kühe und Pferde, auch junge indianische Mädchen und Knaben vertauschen. Die Spanier, welche diesen Handel treiben, sind die Guasos oder gemeinen Leute in Chili. Diese gehen in die Landschaften der Indianer, und ihr erstes, was sie thun, ist dieses, daß sie sich an das Haupt einer Familie oder Gemeine wenden. Der Spanier legt seine Waare aus, damit er sich etwas auslesen könne, und vergleicht sich über dasjenige, was der Indianer dafür geben soll. Zuvor schenkt er ihm etwas Wein ein und hernach noch etwas Wein in ein Gefäß, welches er ihm zum Geschenk läßet. Nachgehends macht dieses Oberhaupt unter Handlung.

allen, die zu seiner Gemeine gehören, bekannt, daß sie mit dem Spanier handeln können, weil er sein Freund wäre. Der Spanier geht hierauf in den Häusern herum, schenkt den Einwohnern auch etwas Wein und zeiget ihnen seine Waare. Wenn sie nun wegen des Handels einig sind, so läßt er ihnen dasjenige, was sich ein jeder ausgesucht hat, ohne vorigt den bestimmten Preis dafür zu erhalten. Er geht indeß in die übrigen Häuser, die auf dem Felde zerstreuet sind, und verkauft seine Waaren, bis er fertig ist. Denn geht er nach der vornehmsten Rancheri oder Dorf zurück und macht den Einwohnern bekannt, daß er bereit sey, ihr Land zu verlassen. Ein jeglicher bringt nun mit aller Redlichkeit dasjenige herbey, was er für die gekauften Waaren bezahlen muß. Hat der Spanier alles beysammen, so kehrt er nach den spanischen Landschaften zurück und das Oberhaupt giebt ihm einige Indianer zur Begleitung bis an die Grenze mit, damit sie ihm das eingetauschte Vieh forttreiben helfen.

Regierung. Die Regierung des Landes wird von dem Präsidenten der Audiencia zu S. Jago besorgt, der zugleich Statthalter und Generalcapitain von Chili ist, und in gewissen Fällen von dem Unterkönige in Peru abhängt. Unter ihm stehen der Maestro de Campo oder Oberster des Königreichs Chili und die Statthalter von Valparayso, Valdivia und der Insel Chiloe. Er muß sich wechselsweise 6 Monate zu Conception und die andern 6 Monate zu S. Jago aufhalten. Dort besorgt

er

er das Kriegswesen an den Grenzen, und hier schlichtet er Streitsachen und handhabet mit der Audiencia die Gerechtigkeit. Die königlichen Einkünfte, die aus dem Fünften des Goldes, den Zöllen und dem Tribut der unterworfenen Indianer fließen und in die Kassen zu S. Jago und Conception kommen, sind nicht hinreichend zur Unterhaltung der Kriegsbedienten und Soldaten; daher aus den königlichen Kassen in Lima ein ansehnliches Situado oder Hülfsgeld hieher gesandt werden muß. Die unterworfenen Indianer, die in der spanischen Statthalterschaft wohnen, sind zum Christenthum bekehrt und werden von den Spaniern, welche ihre Tapferkeit kennen, viel gelinder und besser gehalten, als alle andere Amerikaner. Aus Furcht vor den Anfällen der heydnischen Indianer, müssen die Spanier am Flusse Biobio, der die Grenze zwischen ihnen und den indianischen Landschaften macht, verschiedene Grenzfestungen unterhalten und sie mit hinlänglichen Besatzungen, mit Waffen und andern Kriegsnothwendigkeiten versehen. Die Aufsicht darüber hat der Maestro de Campo, der alle diese Festungen besuchen und ihnen zu Hülfe kommen muß, wenn es die Noth erfordert. Es werden deswegen beständig 500 Feldsoldaten, halb Fußvolk und halb Reiterey unterhalten. Die Einwohner der Städte und Flecken machen unter einander verschiedene Fahnen oder Haufen von Soldaten aus, welche sich auf dem ihnen angewiesenen Waffenplatze einfinden, so oft es

Kriegswesen.

die Umstände erfordern, daß sie sich wider inländische oder ausländische Feinde, welche über die See herkommen, vertheidigen müssen. Diese Soldaten kommen sehr geschwinde zusammen, weil sie, sobald sie Ordre erhalten, Pferde nehmen und im Galoppe nach ihrem Sammelplatz reiten.

Das VIII. Hauptstück.

Von Paraguay und Tucumann.

§. 86.

Geschichte. Ein bloßer Zufall brachte einen kastilianischen Schiffer Diaz de Solis an die Mündung des Flusses la Plata. Er fuhr den Fluß in seiner Schaluppe herauf, wo er Indianer gewahr wurde, durch deren zweydeutige Zeichen er sich bewegen ließ, ans Land zu steigen, wo er aber mit 12 seiner Leute durch einen Pfeilhagel erschossen und hernach gebraten und verzehrt wurde. Einige durch Brasilien nach Paraguay gekommene Portugiesen hatten kein besseres Schicksal, dennoch setzte Sebastian Gabot im Jahre 1526 die Entdeckungen fort, lief in den Fluß la Plata ein und kam nach Paraguay. Er legte hier zween feste Plätze an und ließ einige Spanier darinn, die aber nach seiner Rückkehr nach Spanien von den Wilden erschlagen wurden. Kaiser Karl V. schickte 1536 den

Pedro

Pedro de Mendoza als Statthalter und Generalcapitain aller bis an das Südmeer zu entdeckenden Länder hieher, wo er die Stadt Buenos Ayres nicht weit von der Mündung des la Plata erbauete, welche noch itzt die vornehmste Stadt in diesem großen Lande ist, obgleich Assumtion, welches zwey Jahr nachher erbauet wurde, den Titel der Hauptstadt hat. Ohngeachtet die Spanier hier mit sehr wilden Einwohnern zu kämpfen hatten, welche die abscheulichsten Menschenfresser waren, so gewannen sie doch viele durch Gelindigkeit und bezwungen andere durch die Gewalt der Waffen, so daß sie ihre Kolonien sehr vergrößerten. Zu gleicher Zeit drangen die Spanier aus Peru unter dem Juan Nugnez de Prado in die Landschaft Tucumann ein, wo die Indianer sich in kurzem zum Gehorsam bequemten und die Städte S. Jago del Estero, Tucumann, Talavera und Kordova erbauet wurden. Karl V. und Philipp II. hatten den Statthaltern, die sie nach Paraguay schickten, nichts sorgfältiger empfohlen, als Geistliche und Ordensleute mitzunehmen und an der Bekehrung der Einwohner zu arbeiten; allein die häufigen Empörungen derselben, da man ihrer nicht immer genugsam schonete, und die häuslichen Unruhen, wodurch die Kolonie binnen mehr als 60 Jahren gestöret wurde, verursachten in dem Fortgange der Bekehrung große Hindernisse. Endlich schickte man Jesuiten hierher, welche mit großem Eifer im Lande herumzogen und predig-

ten

ten und in kurzer Zeit verschiedene Errichtungen in Paraguay zu Stande brachten, welche man Lehrschulen oder Unterwerfungsorte (doctrines, reductions) nannte. Sie wußten die Indianer mit vieler Geschicklichkeit zu gewinnen, und besaßen die Kunst, diese herumirrende Barbaren, die nur mordeten und vom Raube lebten, gesellig zu machen, sie in beständigen Wohnplätzen zu versammeln, Gesetze und Polizey unter ihnen einzuführen und sie mit großem Ansehen zu regieren. Ihre Missionen machten nicht nur die größte Anzahl der bewohnten Plätze in der Provinz Paraguay aus, sondern erstreckten sich auch über die Provinzen Santa Cruz de la Sierra, Tucumann und Buenos Ayres. Sie enthielten über 300000 Familien, welche in 42 Kirchspiele abgetheilt waren, deren jedes von zween Jesuiten regieret wurde. Diese wußten unter dem Vorwande, daß die Laster der Europäer den Neubekehrten nachtheilig seyn möchten, vom Könige in Spanien das Verbot zu erhalten, daß kein Spanier in die Missionen kommen sollte. Sie wußten auch die Unabhängigkeit von den Statthaltern zu erschleichen, mit der Bedingung, daß jeder Indianer von 18 bis 60 Jahren dem Könige ein jährliches Kopfgeld von einem Piaster geben sollte, welches aber sehr unrichtig abgetragen wurde, ob sie gleich jährlich aus dem königlichen Schatze zum Anbau des Landes 60000 Piasters erhielten. Dieses zog ihnen Neid und Misgunst zu, und man sagte ganz laut, daß die

Jesuiten

Jesuiten keine andere Absicht hätten, als sich zu Herren von Paraguay zu machen und es allein zu nutzen. Ja es breitete sich sogar im Jahre 1758 in Europa die Nachricht von der Wahl eines Jesuiterkönigs Namens Nikolaus aus. Sie arbeiteten indessen unermüdet an der Ausbreitung dieser Missionen, als die Begebenheiten in Europa ihr Staatsgebäude, das so viele Jahre gedauert hatte, auf einmal über den Haufen warfen. Der spanische Hof, der die Verbannung der Jesuiten einmal beschlossen hatte, wollte, daß dies Vorhaben in allen Ländern zugleich ausgeführt werden sollte. Man trug dem Marquis von Bukarely, der 1767 als Statthalter nach Buenos Ayres geschickt wurde, die Aufhebung der Jesuiten in Paraguay auf. Er machte an allen Orten seiner Statthalterschaft, wo Jesuiterklöster waren, insgeheim Anstalten, sie alle an einem Tage aufzuheben, und weil er ungewiß war, ob die Indianer in den Missionen zugeben würden, daß man sich der bey ihnen befindlichen Jesuiten, als ihrer geistlichen Väter und Obern, bemächtigte: so schrieb er an die Missionen, man solle ihm aus jeder Völkerschaft den Corregidor und Caziquen zuschicken, um gewisse sehr dringende königliche Befehle zu empfangen, theils damit er von jeder Völkerschaft Geißel in Händen hätte, wenn er die Jesuiten aufheben ließe, theils sie durch eine gute Aufnahme zu Buenos Ayres zu gewinnen. Die Jesuiten in den Klöstern wurden aufgehoben und nach Europa geschickt, man

fand

fand aber keine große Baarschaften und Schätze bey ihnen, obwohl ihre Magazine mit allen inländischen und europäischen Waaren reichlich versehen waren. Nach Ankunft der Oberhäupter der indianischen Völkerschaften begab sich der Statthalter Bukarely 1768 selbst in das Land der Missionen und fand gar keine Hindernisse, die königlichen Befehle ins Werk zu setzen und die hier befindlichen Jesuiten fortschaffen zu lassen. Die Indianer in den Missionen wurden nun auf gleichen Fuß, wie diejenigen in andern spanischen Wohnplätzen, gesetzt und die Sorge für ihre geistliche Wohlfahrt wurde den Dominikanern anvertrauet.

§. 87.

Grenzen. Die Landschaften Tucumann und Paraguay grenzen gegen Mitternacht an Peru und an das Land der Amazonen; gegen Morgen an Brasilien und das Nordmeer, welches man hier auch das paraguayische Meer nennet; gegen Mittag an das magellanische Land, und gegen Abend

Größe. an Chili. Tucumann ist ohngefähr 160 Meilen lang und 90 Meilen breit; Paraguay aber beträgt in die Länge auf 300, und in die Breite

Witterung. 200 Meilen. Die Witterung ist zwar verschieden und in einigen Gegenden kälter, in andern wärmer; aber doch überhaupt feucht, gemäßigt und gesund. Der Erdboden ist einer der fruchtbarsten in der Welt, weil er durch eine Menge von Flüssen und angenehmen Bächen gewässert

Produkte. wird. Es wächset darauf ungemein fettes Gras,

Ge-

Getreyde und allerley inländische und europäische Gewächse, Indigo, Zucker, Taback, Piment, Hipecacuana und andere Apothekerwaaren. Die vornehmsten Früchte, womit man Handlung treibt, sind Baumwolle, die ungemein häufig ist und woraus die Indianer Zeuge und andere Dinge verfertigen, die auswärts verkauft werden; und das Kraut Paraguay, welches in großer Menge nach Peru und Chile verführt wird und den vornehmsten Reichthum des Landes ausmacht. Dies Kraut ist eigentlich das Blatt eines Baumes, der die Größe eines Apfelbaums hat und dessen Blätter die Gestalt der Orangeblätter haben. Man gebraucht es so, daß man auf die trocknen zu Pulver geriebenen Blätter siedend Wasser gießet, wozu man etwas Zitronensaft thut. Man trinkt es vermittelst eines Rohrs, ohne es lange ziehen zu lassen; denn sonst wird es so schwarz als Dinte. Die Spanier behaupten an diesem Kraute ein Verwahrungsmittel wider alle Arten von Krankheiten zu haben. Hat man sich daran gewöhnet, so kostet es Mühe es mäßig zu nehmen, und im Ueberflusse genommen verursacht es eben solche Berauschungen, wie abgezogene starke Wasser. Der Ueberfluß an mancherley Bauholz und Fruchtbäumen ist sehr groß und die europäischen sind hier vortrefflich fortgekommen. Die Ebenen sind voller Pferde, Maulthiere, und Schafheerden. Besonders ist Tucumann mit Mauleseln, die stärker und besser sind als in andern Provinzen, so reichlich versehen, daß

Thiere.

daß sie in großen Heerden durch ganz Peru verführt werden. Die Menge der wilden Ochsen ist hier erstaunend groß und man erlegt ihrer oft auf einer einzigen Jagd eine unglaubliche Anzahl. Dazu versammeln sich die Jäger zu Pferde in großen Haufen auf einer Ebene, und jeder hat eine Art von Axt, deren Schneide sichelförmig ist. Der Jäger versetzt dem Ochsen damit große Hiebe in die Hinterläufte und zerschneidet ihm die Kniekehlen, daß er umfallen muß. Er läßt ihn liegen und verfolgt andere in vollem Reiten, und auf die Art soll ein einziger Mensch in einer Stunde 800 Ochsen zu Boden werfen. Man ziehet diesen Thieren die Häute ab, welche nach Europa geschickt werden, und nimmt etwa noch die Zunge und das Fett, welches letztere hier zu Lande anstatt des Oels und der Butter gebraucht wird; das übrige überläßet man den Raben und andern Raubvögeln, die in ganzen Wolken herbeykommen. Man muß sich wundern, wie diese wilden Ochsen sich so haben vermehren können, da die große Menge Löwen, Tyger, Bären, wilden Hunde und Katzen mit ihnen beständige Kriege führen und jährlich so viele tausend um der Häute willen getödtet werden; sie haben aber auch in neuern Zeiten sehr abgenommen. Ein Thier, Namens Orocomo, von der Größe eines Hundes, hält sich in den Wäldern auf und ergreift vor einem bewaffneten Menschen die Flucht. Trifft es jemand ohne Gewehr an, so wirft es ihn zu Boden, thut ihm aber kein Leid,

wenn

wenn er sich todt stellet. Es bedeckt ihn mit Blättern, geht zurück in den dicksten Wald und bringt einen Tyger mit, die Beute mit ihm zu theilen. Ist nun indeß der Mensch entflohen, so fängt das Orocomo ein entsetzliches Geheul an. Die Flüsse, deren Ufer mit einer Menge von Vögeln besetzt sind, wimmeln so wie die Seen von mancherley Fischen. Der vornehmste Fluß ist der la Plata oder Silberfluß, einer der größten, die man kennet. Er kommt aus dem See Xarayes in Peru unter dem Namen des Paraguay über das Gebirge Andes herunter und stürzt sich, nachdem er viele Flüsse aufgenommen, ins Meer. Alle Jahre überschwemmt er die Gegend in einem Umfange von vielen Stunden, da sich denn die Einwohner mit ihren Haabseligkeiten in Kähne setzen und darinn so lange bleiben, bis er wieder in seine Ufer getreten ist. Man findet in Paraguay viele Schlangen, Ottern und andere giftige Thiere. Von den hiesigen Schlangen erzählt man Wunderdinge, und sie sind von so ungeheurer Größe, daß es deren giebt, die wenn man den Erzählungen der Spanier glauben soll, ganze Hirsche verschlingen. Eine Gattung von Sperlingen, in der Größe einer Amsel, ist auf das Fleisch der Ottern ungemein begierig. Er hackt die Otter mit dem Schnabel, und diese wehrt sich durch einen Stich mit der Zunge. Fühlt sich der Vogel verwundet, so sucht er ein gewisses Kraut, das ein vortreffliches Gegengift ist, und wird sogleich geheilet. Er kehrt wieder

Flüsse.

Kriechende Thiere.

in den Streit, und so oft er gestochen wird, nimmt er seine Zuflucht zu seinem Kraute. Dies dauert so lange, bis die Otter sich verblutet; sobald sie todt ist, frißt sie der Sperling, und wenn er fertig ist, bedient er sich wiederum seiner Arzeney.

Metalle. Die Berge in Paraguay enthalten Gold, Silber und Kupfer in Menge, nach welchen aber die Jesuiten kein Verlangen zu tragen geschienen haben, indem, so viel man weis, unter ihrer Herrschaft keine einzige Grube jemals bearbeitet worden.

§. 88.

Einwohner. Der Charakter und die Sitten der Einwohner in Paraguay und Tucumann ist bey den verschiedenen Völkerschaften verschieden. Sie sind nicht

Leibesgestalt. so groß als die Europäer, haben dicke Beine und starke Gliedmaßen. Einige haben viele Gliedmaale auf ihren Körpern, die sie sich selbst in der Jugend geben, damit sie ihnen nachmals zum Beweise der Tapferkeit dienen sollen. Sie haben runde platte Angesichter von Olivenfarbe und ihr Haar ist schwarz, lang und so stark als Pferdehaar. Die ansehnlichste Nation sind die Gua-

Guaranies. ranies, bey denen die Jesuiten den Anfang ihrer geistlichen Eroberungen machten, und wo sie die zahlreichsten und eifrigsten Gemeinen gestiftet haben. Vorher lebten diese Völker in abgesonderten Familien, ohne Religion, ohne Gesetze, ohne gewisse Wohnplätze. Die Jesuiten fanden anfänglich 40 bis 50 Familien von diesen Indianern geneigt, ihren Unterricht anzunehmen. Sie ge-

gewöhnten sie gesellschaftlich zu leben, lehrten sie das Land bauen, Ziegel streichen, Bauholz zurichten und Häuser bauen. Sie ließen europäisches Rindvieh, Pferde, Ziegen und Schafe von Buenos Ayres kommen, das sich in kurzer Zeit so vermehrte, daß diese neuen Bürger gar bald hinlänglichen Unterhalt fanden. Der Friede und die Glückseligkeit, worinn diese Leute nach ihrer Bekehrung lebten, hatte eine solche Wirkung auf ihre Nachbarn, daß die Mission sich nach und nach immer weiter ausbreitete. Auch unter den Chiquitos wurden viele bekehret und sieben Flecken angelegt. Die Tapes am Uragay und weiter gegen Norden die Mojos und Aripones hatten sie sich ebenfalls unterwürfig gemacht. Die Paraguayer haben natürlicher Weise wenig Verstand, man bemerkt aber an ihnen, daß sie gleichsam durch einen angebohrnen Trieb in allen Künsten, die sie erlernen, sehr geschickt sind, und die Gabe, alles was sie sehen nachzumachen, in einem hohen Grade besitzen. Man findet überall Werkstäte von Vergoldern, Malern, Bildhauern, Uhrmachern, Tischlern u. dergl. und sobald die Kinder nur im Stande sind zu arbeiten, führt man sie in diese Werkschulen und überläßt sie der Handthierung, wozu sie die meiste Neigung haben. Sie sind aber ungemein träge und langsam und müssen zur Arbeit getrieben werden, besonders die Guaranies, welche auch so gefräßig sind, daß man ihnen im Anfange nicht einmal die Ochsen, womit sie ackerten, anvertrauen durfte,

Ihr Charakter.

aus Furcht, sie möchten sie todtschlagen und auffressen. Uebrigens besitzen sie große Unschuld und Einfalt, sind von vielen Lastern, auch von Haß, Neid und andern Leidenschaften frey. Gegen ihre Väter die Jesuiten hatten sie ungemeine Scheu und Ehrerbietung, sie leisteten ihnen in allem willigen Gehorsam und unterwarfen sich ihren Züchtigungen mit größter Gelassenheit.

§. 89.

Kleidung. Die Kleidung der christlichen Paraguayer besteht in einem Kamisole, in Beinkleidern auf spanische Art gemacht, und in einem Ueberrocke von baumwollenen Zeuge, der bis auf die halben Beine hinuntergeht. Nur die Officiers und andere angesehene Personen sind um die Füße bekleidet. Die alltägliche Kleidung ist weiß, die Farbenkleider werden nur an Festtagen getragen. Die Weiber haben Hemden ohne Aermel, die bis auf die Fersen gehen, einen Gürtel und einen Mantel mit Aermeln, der so lang ist als das Hemde, und den sie nur ablegen, wenn sie auf dem Felde arbeiten. Ihre langen schwarzen Haare lassen sie fliegen und um die Stirne haben sie ein festzusammengezogenes Tuch, daran sie allerhand Lasten binden, welche sie auf den Achseln ruhen lassen.

Wohnungen. Die christlichen Dörfer sind ohne alle Kunst gebauet, aber weitläuftig, wohlgelegen, die Gassen nach der Schnur gezogen, die Häuser gleichförmig, von Rohr zusammengemacht und mit Ziegeln gedeckt. Sie haben nur ein Stockwerk auf der Erde, welches aus einem viereckigen

Saale

Saale bestehet, worinn die ganze Familie wohnt. Der Marktplatz ist in der Mitte und an diesem stehet die Kirche und das Zeughaus. Jeder Familie ist ein gewisses Stück Land angewiesen, worauf sie das nothwendigste erbauen. Die munterſten sind zu Aufsehern bestellet, die die Felder durchgehen und untersuchen müssen, ob sie gehörig bestellt sind und ob die Viehzucht wohl besorgt wird. Ob sie nun gleich alle fleißig seyn müssen, so wird doch keiner reich; denn die Einkünfte ihrer Aernte werden in die Vorrathshäuser geliefert, woraus ihnen das nöthige, einer jeden Familie verhältnißmäßig, zugetheilt wird. Es ist aber ungewiß, ob diese Verfassung unter ihnen noch bestehet, seitdem die Jesuiten fortgeschafft worden. Denn diese hatten alle Begriffe des Eigenthums vernichtet, und außer dem Pater selbst besaß niemand etwas, das er sein eignes nennen konnte; er durfte sich nicht einmal unterstehen, eine Ente oder ein Küchlein, das er in seinem Hofe aufgezogen hatte, zu schlachten. Außer diesen besondern Ländereyen gab es noch solche, die der ganzen Gemeine gehörten, wovon die Einkünfte zur Unterhaltung der Kirchen, für die Kranken und für die, so man in den Krieg schickte, angewendet wurden. Der Ueberschuß von allen Früchten des Landes, welchen vernünftige Spanier auf 4 Millionen Stück von Achten geschätzt haben, gehörte den Jesuiten und wurde nach Kordua oder Santa Fe geschickt, wo die Gesellschaft einen Generalprokurator hielt, der für das, Ackerbau.

was ihr gehörte, Sorge trug, und so oft sich Gelegenheiten darboten, ihre Reichthümer nach Europa schickte. Die Werkstäte zu Verfertigung der Zeuge und Kleider waren beysammen in einem großen Hofe neben dem Hause und unter Aufsicht der Jesuiten. Hier waren eine Menge Weber, die beständig Leinwand und baumwollene Zeuge machten, welche auch in öffentliche Magazine kamen, woraus eine jede Familie das Benöthigte zur Kleidung empfieng. Die Arbeit der Weiber war eben so ordentlich eingerichtet, als der Männer ihre. Zu Anfang der Woche theilte man eine gewisse Menge Wolle oder Baumwolle unter ihnen aus, die sie des Sonnabends fertig gesponnen liefern mußten. Die Jesuiten gestatteten ihnen keinen unmittelbaren Handel mit den Spaniern oder andern indianischen Nationen, sondern sie schickten ihre Waaren, die hauptsächlich im Paraguaykraute, Baumwolle und Wachs bestehen, nach Santa Fe und Buenos Ayres, und ließen dafür die europäischen und andern nöthigen Waaren zurückkommen, womit sie die Indianer nach Nothdurft versorgten.

Manufakturen.

Handlung.

§. 90.

Gottesdienstliche Verfassung

In jeder Reduktion oder Flecken waren ordentlicher Weise zween Jesuiten, davon der älteste Pfarrer und der andere sein Vikarius war. Diese zween Priester und sechs Knaben, die ihnen dienten und zugleich zum Dienste der Kirche gebraucht wurden, machten in jeglichem Flecken zusammen eine Art von einem kleinen Kollegio aus, worinn

alle

alle Stunden und Uebungen eben so ordentlich eingerichtet waren, als in den Jesuiterkollegien in großen Städten. Die Pfarrer waren den zween Superioren der Missionen und dem Provinzial der Gesellschaft untergeben, welche von Zeit zu Zeit alle Flecken visitirten, und dabey mit ungemeiner Pracht und Ehrerbietung allenthalben eingeholt und begegnet wurden. Ihre Kirchen sind geräumig, gut gebaut und so prächtig geschmückt, daß sie den reichsten und kostbarsten in Peru nichts nachgeben. Alle Einwohner eines Fleckens waren verbunden, täglich in die Messe zu gehen, und des Abends rief sie eine Glocke in die Kirche, den Rosenkranz zu beten. Um während dem Gottesdienst Ordnung zu erhalten, waren die Kinder, die Knaben und Mädchen, die erwachsenen Manns- und Weibspersonen an besondere Oerter gestellet, und jede Klasse hatte ihre eigene Aufseher, welche auf der Stelle diejenigen mit Ruthenstreichen züchtigten, die sich nur ein wenig von der gehörigen Bescheidenheit und Ehrfurcht entfernten. Gewisse eifrige und unbescholtene Leute mußten auf den Lebenswandel der Neubekehrten Achtung geben, und wenn sie erfuhren, daß jemand einen Fehler begangen hatte, so zogen sie ihm ein Pönitentenkleid an und führten ihn in die Kirche. Der Jesuit verurtheilte ihn, auf öffentlichem Markt gepeitscht zu werden, und der gedemüthigte Sünder mußte die Hand und die Ruthen küssen, die ihn geschlagen hatten. Ein Mittel, die Andacht der Paraguayer zu unter-

Kirchenzucht.

Musik. halten, war die Einführung der Kirchenmusik. Weil sie ein natürliches Geschick zu dieser Kunst hatten und die Jesuiten für die Ausbesserung desselben Sorge trugen, so war ihre Vokal- und Instrumentalmusik nicht zu verachten. In jeder Gemeine war eine Kapelle von Tonkünstlern, welche die schwersten Stücke, die die Jesuiten aus Europa kommen ließen, aufführten. In allen Schulen. Flecken fand man Schulen, worinn die Knaben lesen und schreiben lernten. Sie wurden auch in der Musik und im Tanzen unterrichtet, ja einige, die Lust dazu hatten, lernten sogar lateinisch. Wuchsen sie heran, so wurden sie in die Werkstäte gebracht, welche für allerley Künstler und Handwerker in einem Hofe des Hauses des Pfarrers befindlich waren, wo ein jeder das lernte, wozu ihn seine Neigung trieb. Ein jeder Beaterium Flecken hatte auch ein Beaterium oder Haus, in welches man solche Weibspersonen brachte, welche eine üble Lebensart führten. Zum Unterhalt dieses Hauses, der Waisen, der alten und unvermögenden Leute, mußte alles Volk aus jeglichem Flecken ein gewisses Getreydefeld bearbeiten, welches der Gemeindeacker hieß, und was von den Einkünften desselben übrig blieb, wurde zum Kirchenschmuck angewendet.

§. 91.

Weltlich Regiment. Nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Sachen war der Pfarrer des Kirchspiels der Höchste, von dessen Entscheidung man sich auf kein höheres Gericht berufen durfte. Von

ihm

ihm wurden ihre Caziquen oder Vorgesetzte ernennt, ingleichen die Unterbediente und selbst die Kriegsbefehlshaber erhielten von ihm ihre Befehle. Er wohnte in einem ansehnlichen Hause, das aus verschiedenen Zimmern bestund, die nach den verschiedenen Amtsgeschäfften des Besitzers eingerichtet waren. Des Morgens, nach gehabter Privatandacht, gab er allen Gehör, die irgend einige öffentliche Angelegenheiten mit ihm abzuhandeln hatten. Gegen Mittag verhörte er die Beichten, welches der Hauptpfeiler war, auf welchem seine Herrschaft ruhete. Des Nachmittags gieng er aus und untersuchte die öffentlichen und Privatangelegenheiten seines Kirchspiels, und gegen Abend katechisirte er und redete über moralische Materien, wobey die Einwohner wechselsweise zuhören mußten. So einfältig und mäßig seine Lebensart war, so stolz bewies er sich gegen seine Unterthanen. Er erhielt sie in großer Entfernung, er ließ sogar ihre obrigkeitlichen Personen vor seinen Augen mit Schlägen strafen, und auch den angesehensten Mann seinen Pantoffel küssen, welches er ihm als die höchste Ehre, die er nur wünschen konnte, anrechnete. Hiezu kam noch, daß er alle Begriffe des Eigenthums vernichtete, indem, außer dem Pater selbst, niemand etwas besaß, das er sein eignes nennen konnte. Jedes Dorf hatte eben die Justiz- und Polizeybedienten wie die spanischen Städte, einen Governador, Regidoren und Alcalden, die das Volk erwählte und der Pfarrer bestätigte. Es war

Justizwesen und Polizey.

ihnen aber untersagt, jemanden zu bestrafen, ohne es zuvor dem Pfarrer zu melden, damit er das Verbrechen untersuchen konnte. Fand er den Angeklagten strafbar, so erlaubte er ihn zu greifen und sogleich zu strafen. Manchmal legte man ihn einige Tage ins Gefängniß, oder man ließ ihn fasten, und wenn das Verbrechen groß war, so gab man ihm Peitschenhiebe. Eine größere Strenge war bey diesen Indianern nicht nöthig, weil man gleich bey Errichtung der Missionen eine so gute Ordnung unter ihnen eingeführt hatte, daß sie Mord und andere schwere Verbrechen verabscheuen. Vor der Strafe gieng eine Rede des Pfarrers vorher, wodurch der Strafbare von der Gerechtigkeit seiner Strafe überzeugt wurde, so daß er sie mit demüthiger Unterwerfung duldete. Die Indianer hatten daher ungemeine Ehrerbietung und Furcht vor ihren Pfarrer. Dieser hatte auch heimliche Kundschafter, die ihm von allen, was eine schleunige Abänderung erforderte, augenblicklich Nachricht gaben. Ein jeder Einwohner mußte des Abends zu einer gesetzten Stunde zu Hause seyn; denn zu der Zeit fieng die Schaarwache ihren Umgang an und machte die Runde die ganze Nacht hindurch. Man nahm lauter Personen dazu, auf die man sich verlassen konnte, und sie wurden alle 3 Stunden abgelöset. Alle geistliche Väter der Missionen versammelten sich jährlich einmal und berathschlagten sich über die besten Maaßregeln zur Beförderung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Mission, zur Einführung

Jährliche Versammlung der Jesuiten.

rung neuer Gesetze, oder zur Abschaffung alter, nachdem es die Umstände erforderten. Dies war die höchste Versammlung, worüber weder der König von Spanien, noch der Pabst selbst einige Gewalt hatte. Vor dieser Rathsversammlung wurden die Caziquen zur Verantwortung gezogen und von derselben erhielten sie die Befehle, welche die Mission überhaupt betrafen; in solchen Angelegenheiten aber, die ihre besondere Kirchspiele angiengen, hiengen sie gänzlich von ihrem vorgesetzten Priester ab. Ein wichtiger Punkt der Berathschlagungen war, die Fremden abzuhalten, von dem Zustande der Mission einige Nachrichten zu bekommen, und den Indianern zu verbieten, die spanische Sprache zu erlernen. Unter dem Vorwande, daß der Umgang mit den Spaniern die Sitten der Indianer verderben und ihnen an ihrer Seligkeit hindern möchte, hatten sie vom Könige ein Verbot erhalten, daß kein Spanier in die Missionen kommen durfte. Hatte sich aller Vorsicht ohngeachtet doch ein Fremder eingeschlichen, so ließ ihn der Pater, in dessen Kirchspiel er kam, sogleich in sein Haus kommen, wo er ihm zwar gut begegnete, ihm aber gar keine Freyheit ließ. Die Indianer mußten ihre Thüren und Fenster verschließen und sich so stille halten, als ob sie befürchteten, daß das Anschauen eines Fremden ihnen die Pest verursachen würde. Bey erster Gelegenheit schickte man ihn unter Begleitung eines Haufens Indianer fort, deren keiner aber ein Wort von irgend einer europäischen

Sprache

Sprache verstund. Solchergestalt war es schlechterdings unmöglich, etwas mehr als eine superficielle Nachricht von dem Zustande der Mission zu erhalten.

§. 92.

Kriegsstaat.

Der Kriegsstaat der Jesuiten in den Missionen war fürchterlich. Unter dem Vorwande, die Neubekehrten wider die Angriffe der Portugiesen und heydnischen Indianer zu sichern, wußten sie vom Könige in Spanien die Erlaubniß zu erhalten, die Neubekehrten zu bewaffnen und in den Waffen zu üben. Diejenigen, welche tüchtig waren, die Waffen zu führen, wurden in jeglichem Flecken in verschiedene Compagnien eingetheilt und hatten ihre ordentlichen Befehlshaber. Sie dieneten theils zu Fuß, theils zu Pferde, und wurden wie bey den Schweizern an Sonn- und Festtagen in den Waffen geübt. Der ganze Kriegsstaat soll aus etwa 60000 Mann unter dem Kommando verschiedener Generals bestanden haben. So oft aber ein Heer von diesen Truppen zu Felde zog, so oft übernahm einer von den heiligen Vätern das Hauptkommando; denn es war bey ihnen ein Grundsatz, von dem sie niemals abwichen, daß sie ihren Indianern weder im Kriege noch im Frieden verstatteten, irgend einige Oberherrschaft als die ihrige zu erkennen. Diese Soldaten wurden in ungemein guter Kriegszucht gehalten, und sie verstunden nicht nur mit ihren Flinten und Bajonetten gut umzugehen; sondern sie wußten auch mit ihren Schleudern Steine

oder

oder Kugeln, 4 bis 5 Pfund schwer, mit erstaunlicher Gewalt und bewundernswürdiger Geschicklichkeit zu werfen. Sie wurden zur Beschützung der Missionen gegen die Portugiesen, die vormals Einfälle zu thun pflegten, gegen die heydnischen Indianer und besonders gegen die Pauliſten oder Mammelucken in Brasilien gebraucht. Allein die Jesuiten machten noch einen andern Hauptgebrauch von diesen Truppen, der darinn bestand, daß sie von denselben das Land durchstreichen ließen, um die Spanier und andere Fremde abzuhalten, damit sie sich nicht in die Gegenden der Missionen einschlichen. Ohngeachtet die Jesuiten zum Schein die Oberherrschaft des Königs von Spanien erkannten, und die Missionen der Gerichtsbarkeit des Statthalters von Buenos Ayres unterworfen waren; so hatte er doch wenig oder gar keine Einkünfte von diesen großen und reichen Ländern. Sie mußten zwar für einen jeden Kopf unter ihrer Gerichtsbarkeit einen Thaler zahlen, welche Kopfsteuer eine ziemliche Summe betragen haben würde: allein sie hatten Mittel gefunden, dieser Steuer zu entgehen. Erstlich machten sie dem Statthalter von Buenos Ayres ansehnliche Geschenke, und hielten ihn ab, die Mission zu besuchen, und dieses gab ihnen Gelegenheit, die Kopfsteuer um ein Drittel niedriger anzusetzen, als es seyn sollte. Hernach sorgten sie dafür, daß auch dieses nicht bezahlt wurde. Denn da sie zuweilen Truppen zum Dienst des Königs liefern mußten, während welcher

Einkünfte des Königs.

cher Zeit sie dafür Sold erhielten, so wußten sie es bey dem Statthalter dahin zu bringen, daß er ihnen ein Zeugniß gab, diese Truppen wären dreymal zahlreicher, als sie wirklich waren, und auf solche Weise gieng die Rechnung auf.

§. 93.

Chiriguanes. Die Missionen in Paraguay sind überall mit heydnischen Indianern umgeben, die theils mit den Einwohnern der Flecken in Freundschaft leben, theils sie beständig mit ihren Streifereyen bedrohen. An den Ufern des Flusses Pilco-Mayo wohnen die Chiriguanes, welche ein stolzes, unbeständiges und wildes Volk und unversöhnliche Feinde der Christen sind. Sie haben gemeiniglich nicht mehr als eine Frau, lesen aber die jüngsten Mädchens unter ihren Gefangenen aus und brauchen sie als Kebsweiber. Sie sind natürlicher Weise lustig, scherzhaft, voller Feuer, verzagt, wenn sie Widerstand finden, und unerträglich übermüthig, wenn man sich vor ihnen fürchtet. Das sonderbarste ist, daß sie von einem Tage zum andern nicht einerley Menschen sind. Heute sind sie ganz vernünftig und lassen gut mit sich umgehen; morgen sind sie ärger als die Tyger in den Wäldern. Man erhält alles von ihnen, wobey sie ihren Nutzen sehen; wenn sie aber nichts zu hoffen haben, ist jeder Mensch ihr Feind. Ordentlich gehen sie nackend, haben aber Beinkleider, welche sie, wie die Franzosen die Hüte, unter dem Arm tragen. Sie sind sehr abergläubisch, erschrecken vor einem Traume, geben auf un-

unglückliche Tage Achtung, halten diese und jene Zahl verdächtig, und beunruhigen sich wegen des Geschreyes gewisser Thiere. Ein Sterbender urtheilet von der Liebe, die seine Familie zu ihm trägt, durch das entsetzliche Geschrey und Geheul, das seine Verwandten um sein Bette herum machen, in dem Augenblicke, da er verscheiden will. Diese fürchterliche Musik befördert oft den Tod des Kranken.

Die Chiquitos, die nächsten Nachbarn der Chiriguanen haben eine ungemeine Leibesstärke, ein abgehärtetes Temperament und eine dauerhafte Gesundheit. Dies kommt von ihrer Lebensart her, indem sie in freyer Luft leben, mehrentheils nackend gehen und zu ihrem Bette die Erde, etliche Baumblätter oder eine elende Matte haben. Wegen der Mosquitos, womit das Land besonders in den Regenmonaten angefüllet ist, sind die Thüren ihrer Hütten so niedrig, daß sie nur auf dem Bauche hindurchkriechen können, daher die Spanier sie Chiquitos, d. i. sich kleinmachende Leute nennen. Sie sind herzhafte Leute, dabey von guter Gemüthsart und nicht so wild, als die Chiriguanen, und mehr geneigt die christliche Religion anzunehmen, wie denn die Jesuiten unter ihnen schon sieben Reductionen angerichtet hatten. Sie essen ohne den Hunger zu erwarten, ohne sich an gewisse Stunden zu binden, ohne eine Wahl in ihren Speisen zu machen und ohne für den andern Tag zu sorgen. Vom May bis in den December wird ihr Land durch ihre Chiquitos.

Flüsse

Flüsse überschwemmt, und wenn sich die Wasser verlaufen haben, besäen sie die dadurch fruchtbar gemachten Felder mit Maiz und allerley Wurzeln. Sonst beschäfftigen sie sich mit der Jagd in ihren Wäldern, die mit allerley Wildprett und wilden Thieren angefüllt sind, und mit der Fischerey. Sie wissen einen gewissen bittern Teig zu machen, der die Fische berauscht, so daß sie oben auf das Wasser kommen, wo sie sie mit leichter Mühe fangen. Von Krankheiten wissen sie fast gar nichts, und wenn sie ja krank werden, so haben sie nur eine Heilungsart, nämlich sie lassen den Theil, wo der Schmerz sich äußert, aussaugen, und dies geschiehet von einem Caciquen, der dadurch ein großes Ansehen bey der Nation erwirbet; denn stirbt der Kranke, so liegt die Schuld an ihm, wird er wieder gesund, so ist der Ruhm dem Arzte.

Guanoas. Die Guanoas, welche ohngefähr hundert Meilen von den Missionen wohnen, sind ein liederliches Volk, das von Natur zum Müßiggang und Faullenzen geneigt ist. Sie bauen nicht einmal das Land zu ihrem eigenen Unterhalte, sondern sie leben von demjenigen, was sie erjagen können. Sie können sehr schwer zum Christenthum gebracht werden, theils weil sie ein freches ungebundnes Leben sehr lieben, theils auch weil sich viele Mestizen und einige Spanier unter sie gemenget haben, welche wegen ihrer Uebelthaten aus den christlichen Flecken entflohen sind, und sich durch dieses Mittel der Strafe zu entzie-

hen

hen suchen. Dennoch sind die Missionarien unter sie gegangen und haben einige dahin gebracht, in ihre Flecken zu kommen und die christliche Religion anzunehmen. Gleiche Bewandniß hat es mit den Charruas, welche zwischen den Flüssen Parana und Uraguay wohnen.

Die Tscharos haben von den Menschen fast nichts als die Gestalt. Sie sollen bey dem Tode ihrer Verwandten eine lächerliche Gewohnheit beobachten. Stirbt jemand, so sind alle seine nächsten Verwandten verbunden, sich die Spitze eines Fingers, oder wenn sie eine desto größere Betrübniß anzeigen wollen, den ganzen Finger abzuschneiden. Fügt es sich, daß so viele Personen sterben, daß die Hände gänzlich verstümmelt werden, so kommen die Füße daran, und es werden so viel Zehen abgeschnitten, als der Tod Verwandte wegnimmt.

Einwohner von Chaco.

Die Indianer in der Landschaft Chaco haben ganz andere Gesichtszüge, als die meisten Menschen gemeiniglich haben, und die Farben, womit sie sich bemalen, geben ihnen ein schreckliches Ansehen. Sie sind ungemein lebhaft, haben aber nicht die geringste Fähigkeit des Geistes, etwas zu begreifen, was nicht in die Sinne fällt. Die meisten gehen nackend und tragen nur einen Gürtel von Rinde, woran Vogelfedern hängen, um den Leib. An ihren Festen tragen sie eine Mütze von dergleichen Federn auf dem Kopfe. Im Winter bedecken sie sich mit einer Kappe von ziemlich gut zubereiteten Fellen, die mit verschiedenen

Figuren geziert sind. Die Weiber zerstechen sich das Gesicht, die Brust und die Arme, und dieses thun die Mütter ihren Töchtern, sobald sie gebohren werden. Bey einigen Völkerschaften reißen sie auch den Kindern die Haare sechs Finger breit über die Stirne aus. Viele von diesen Völkern schweifen herum und haben alle ihr Hausgeräthe bey sich, welches eine Matte, ein Hamack und eine Kalebasse ist. Andre wohnen in Flecken, die aus elenden Hütten von Baumzweigen, mit Grase gedeckt, bestehen. Ein jeder Flecken hat seinen Caciquen, allein diese Oberhäupter haben keine andere Gewalt, als welche sie durch ihre persönliche Eigenschaften erhalten können. Sie sind ungemein wild, lasterhaft, treulos und der Trunkenheit ergeben. Sie haben keine andere Beschäfftigung als den Krieg und das Plündern, und sind fast alle Menschenfresser. Bey den Spaniern haben sie sich wegen ihrer Blutbegierde und noch mehr wegen ihrer Ränke, deren sie sich bedienen sie zu überfallen, sehr furchtbar gemacht. Werden sie überfallen, so macht sie die Verzweiflung äußerst grimmig und denn verkaufen selbst Weibspersonen ihr Leben sehr theuer. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile und eine Lanze von hartem Holze, die 15 Spannen lang und an der Spitze mit einem Hirschhorn versehen ist. Machen sie einen Gefangenen, so sägen sie ihm mit einem Fischkinnbacken den Hals ab, und denn ziehen sie ihm die Haut vom Kopfe, welche sie als Denkmaale des Sieges aufheben und womit sie bey ihren

ren Festen prangen. Sie sind ungemein geschickte Reiter, und es hat die Spanier oft gereuet, daß sie diese Gegenden mit Pferden besetzt haben. Ihre Todten begraben sie da, wo sie gestorben sind, stecken einen Pfeil auf das Grab und hängen den Hirnschädel eines Feindes, vornehmlich eines Spaniers dabey.

§. 94.

Spanische Kolonien.

Die Sitten der Völker, welche die spanischen Kolonien in Paraguay ausmachen, kommen mit den übrigen Errichtungen des südlichen Amerika vollkommen überein. Die Einwohner bestehen aus Europäern, Kreolen, Schwarzen, Indianern und aus Leuten von vermischtem Geblüte. Die Geistlichen und Mönche sind ungemein zahlreich, und in allen ein wenig ansehnlichen Städten ist ein Bischof, ein Kapitul, ein Seminarium, ein Hospital und einige Klöster. Die Städte werden von Corregidores und Alcaldes und andern gewöhnlichen Magistratspersonen regiert. Ganz Tucumann und Paraguay sind der Gerichtsbarkeit der Audiencia Charcas in Peru unterworfen und werden von den Statthaltern zu Santa Cruz de la Sierra, zu S. Jago del Estero in Tucumann, zu Assumtion in Paraguay und zu Buenos Ayres regiert, welche aber alle unter dem Unterkönige in Peru stehen.

Das VIIII. Hauptstück.

Vom magellanischen Lande.

§. 95.

Geschichte. Dieses Land führet seinen Namen von dem Erfinder desselben, Ferdinand Magellan, einem Portugiesen. Aus Misvergnügen über eine ihm verweigerte kleine Zulage zu seiner Besoldung verließ er die portugiesischen Dienste, und begab sich zum Kaiser Karl V. den er beredete, daß, nach dem mit Portugall wegen der Entdeckungen gemachten Vergleich, die molukkischen Inseln zu Spanien gehören müßten. Er erbot sich, einen Weg nach diesen Inseln von der Abendseite ausfündig zu machen, weil er eine Vereinigung des Nordmeers mit dem Südmeere vermuthete. Er hatte bemerkt, daß das feste Land von Amerika gegen Süden sich in eben so eine Spitze endigte, wie Afrika; daher er schloß, daß beyde Meere am äußersten Ende von Chili zusammenstoßen, oder doch wenigstens durch eine Meerenge zusammenhängen würden. Der Kaiser gab ihm 5 Schiffe, mit welchen Magellan im Jahre 1519 in diesem Theile des südlichen Amerika ankam, der seinen Namen erhielt. Er entdeckte die nach ihm benannte Meerenge, kam glücklich in die Südsee und nahm für die Krone Spanien von den philippinischen Inseln Besitz, wurde aber hier erschlagen. Eins von seinen

Schiffen,

Schiffen, Victoria genannt, kam um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Spanien zurück und vollendete also die erste Reise um die Welt. Die zurückgekommenen Gefährten des Magellans legten den Einwohnern des magellanischen Landes, welche sie Patagonen nannten, eine riesenmäßige Gestalt und eine Länge von 9 bis 10 Fuß bey. Andere Reisende, nicht nur Spanier, sondern auch Franzosen, Holländer und Engländer, haben diese Erzählung häufig bestätigt, und das Daseyn der Riesen in diesem Lande ist mehr als 100 Jahre hindurch behauptet worden. Allein seit einem Jahrhundert haben sich auch die meisten Seefahrer vereiniget, diese Riesen zu leugnen, und das, was ihre Vorgänger davon gesagt haben, entweder der Furcht zuzuschreiben oder einer natürlichen Neigung, die gewissen Leuten eigen ist, gern abentheuerliche Dinge zu erzählen. Das wichtigste Zeugniß in dieser Absicht ist des berühmten Engländers Johann von Narborough, welchen der König Jakob II. von England nach den magellanischen Ländern abschickte, um genauere Kenntniß davon einzuziehen. Dieser versicherte ausdrücklich, daß die Leute dieses Landes nicht größer wären, als die Europäer, und daß, ohngeachtet er an zwanzig verschiedenen Orten mit ihnen zu thun gehabt, er niemals einen Patagonen von vorzüglicher Größe vor andern Menschen angetroffen habe. Die neuesten Reisenden, welche den Patagonen eine außerordentliche Größe beylegen, sind der Kom-

modore Byron, welcher auf seiner Reise um die Welt im Jahre 1764 hier gewesen, und der Hauptmann Wallis, welcher ebenfalls auf seiner Reise um die Welt im Jahre 1766 diese Küste besucht hat. Beyde streitige Meynungen lassen sich vereinigen, wenn man annimmt, daß diejenigen, die das Daseyn der Riesen verneinen, nur von den Wilden reden, die auf der östlichen und westlichen Küste des magellanischen Landes wohnen, die andern aber nur auf die Patagonen sehen, welche ihren Sitz im Innersten des Landes haben, und nur von Zeit zu Zeit an das Ufer kommen. Da dieses furchtsame Volk durch die öftere Ankunft europäischer Schiffe vielleicht bewogen worden, die Ufer des Meeres zu verlassen und sich in die Gebirge zu flüchten; so kann dieses die Ursach seyn, warum man in neuern Zeiten wenigere von ihnen gesehen hat, als ehemals, und dies kann den Argwohn benehmen, den man wegen der Aufrichtigkeit sowohl der alten Nachrichten, als der Erzählung der neuesten Reisenden, welche man nicht mit Grunde einer Unwahrheit beschuldigen kann, hegen könnte. Die Spanier hatten sich unter dem Pedro Sarmiento auf der Küste dieses Landes niedergelassen, und die Städte Nombre de Jesus und Civdad del Rey Phelipe angelegt. Weil sie aber die gesuchten Schätze hier nicht fanden, so sind diese Pflanzörter bald wieder verlassen worden, und seitdem hat keine europäische Nation begehret, sich in diesem Lande zu setzen, wiewohl es öfters

von

von den durch die magellanische Straße segelnden, Schiffen besucht worden.

§. 96.

Das magellanische Land nimmt die unterste Spitze von Südamerika ein, und grenzet gegen Mitternacht an Tucumann und Paraguay; gegen Morgen an das magellanische Meer; gegen Mittag an die magellanische Meerenge, und gegen Abend an das Südmeer und an Chili. Seine Länge wird von Mitternacht gegen Mittag auf 300, und die größte Breite von Abend gegen Morgen auf 120 Meilen geschätzt. Das Land ist ungemein kalt und der Erdboden unfruchtbar. Es ist, besonders nach der magellanischen Straße zu, mit hohen rauhen Felsen besetzt und giebt einen unangenehmen und fürchterlichen Anblick. Diese Gegenden sind durchgängig sandig; doch mit einigen Hügeln untermischt, die mit einem kurzen groben Grase bedeckt sind und mit Gesträuchen, deren aber keines so groß ist, daß man den Stiel eines Beils daraus hauen könnte. Die Thiere, die hier angetroffen werden, sind Pferde, Rindvieh, Guanicoes, Hasen und Füchse. Das Guanico ist ein Thier, welches an Größe, Gestalt und Farbe einem Rehe ähnlich siehet; es hat aber einen Höcker auf dem Rücken und keine Hörner oder Geweihe. Von Vögeln giebt es Strauße, Geyer, Falken, wilde Gänse, Rebhühner, besonders Penguinen, in großer Menge. Diese Vögel, von denen eine Insel, wo sie häufig angetroffen werden, den Namen führet, sind groß

Grenzen.

Größe.

Beschaffenheit.

Thiere.

Vögel.

und wiegen wohl 16 Pfund. Sie haben einen Rabenschnabel, dicken Hals, schwarzen Rücken und weißen Bauch, kleine Flügel und schwarze Gänsefüße. Sie schwimmen sehr geschwinde mit den Flügeln, fressen Fische und haben ein wohlschmeckendes Fleisch, aber eine dicke Haut. Sie wohnen in Höhlen und sitzen meistens viere in einer Höhle beysammen, und diese ist so tief, daß man bis über die Knie hinunterfallen kann.

Fische. Die Flüsse enthalten schmackhafte Fische in großer Menge, und an den Ufern des magellanischen Meeres werden allerley Fische, Muscheln und Seekälber häufig angetroffen.

§. 97.

Patagonen Die Patagonen sind nach Byrons Beschreibung meistentheils 9 Fuß hoch und einige noch höher; denn ob er gleich volle 6 Fuß hatte und auf den Zehen stand, so konnte er doch einem von diesen Indianern, der noch nicht der größte war, nur eben bis auf den Kopf reichen. Auch den Weibern giebt er eine Länge von 7 bis 8 Fuß. Bougainvilles hingegen, der im Jahre 1767 hier gewesen, behauptet, daß der größte von denen, die er gesehen, noch nicht völlig 6 Fuß hoch gewesen sey, ob er wohl zugiebt, daß sie eine riesenförmige Bildung und Ansehen gehabt hätten. Sie haben einen großen Kopf, einen außerordentlich breiten Rücken und plumpe Gliedmaßen. Sie sind dabey stark, wohl beleibt und haben ein festes Fleisch und starke Nerven. Man siehet, daß es Menschen sind, die nach der sim-

Leibesgestalt.

peln

peln Natur leben, nahrhafte Speisen genießen und dadurch den höchsten Grad des Wachsthums und der Stärke, deren der menschliche Körper fähig ist, erreicht haben. Ihre Gestalt ist übrigens nicht unangenehm und bey einigen ganz artig. Das Gesicht ist von runder Form, aber etwas platt, die Augen lebhaft, die Zähne ungemein weiß, aber sehr breit. Ihre Farbe ist, wie durchgehends bey allen Amerikanern, die Kupferfarbe. Sie haben lange schwarze Haare, beynahe so stark als Schweinsborsten, welche sie hinten zusammenbinden. Sie bemalen den Leib mit verschiedenen Farben, so daß er die abscheulichste Figur vorstellet. Um beyde Augen malen sie einen großen Rand, doch nicht von einerley Farbe, sondern weiß und schwarz, oder weiß und roth, oder roth und schwarz. Der übrige Theil des Gesichts ist mit Streifen von verschiedenen Farben bestrichen. Sie schienen nichts wildes an sich zu haben, und waren sowohl gegen die Franzosen als Engländer sehr freundlich und friedfertig, und unter sich schienen sie in großer Einigkeit zu leben. Sie bezeugten ein großes Wohlgefallen an der rothen Farbe, und die Glasknöpfe und Bänder, die man ihnen austheilte, waren ihnen angenehm; doch bemerkte man kein Misvergnügen und keinen Neid bey denen, die nichts bekamen. Sie waren dem Anschein nach sehr aufgeräumt, welches sie durch öfteres Singen bezeugeten. Sie bewiesen sich gegen alles sehr gleichgültig, und bey Erblickung der Schiffe äußer- Charakter.

ten sie weder die Neubegierde, noch die Verwunderung, welche die Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die für sie eben so neu als bewundernswürdig sey mußten, wahrscheinlicher Weise in ihnen hätten erwecken sollen. Der Anblick der Spiegel vergnügte und beschäfftigte sie, und doch schien es, als ob er sie wenig befremdete. Von allem was ihnen in die Augen fiel, schienen sie nur die europäische Kleidung zu verlangen. Ihre Kleidung. Kleidung bestehehet in einem Fell, das ihre Schaam bedeckt, und in einem Mantel von Guanicofellen. Sie nähen diese Felle in großen Stücken zusammen, die ohngefähr 6 Fuß lang und 5 Fuß breit sind: diese wickeln sie mit der rauhen Seite einwärts um den Leib und befestigen solche alsdenn vermittelst eines Gürtels. Sie lassen aber insgemein das Stück, das die Schultern bedecken soll, herunterhängen und gehen, des rauhen Klimas ohngeachtet, mit dem Oberleibe beständig nackend, weil sie die Gewohnheit unstreitig gegen die Kälte unempfindlich macht. Einige unter ihnen tragen auch was die Spanier ein Pancho nennen, nämlich ein viereckiges und aus dem weichen Haar der Guanicos verfertigtes Stück Tuch, in welches ein Loch für den Kopf eingeschnitten ist, der Rest desselben hängt alsdenn vom Halse rings um den Leib bis auf die Knie herab. Sie tragen auch Halbstiefeln von Pferdefellen, die vorne von der Mitte des Beins bis an die Spanne des Fußes und hinten bis unter die Ferse reichen, der übrige Theil des Fußes

ist

ist ganz bloß. An jedem Absatz ist ein kurzes spitziges Holz, welches statt der Sporen dienet. Den Kopf haben sie beständig unbedeckt.

§. 98.

Wohnungen. Vermuthlich lebt dieses Volk, wie die Tatarn, ohne beständige Wohnsitze und streift in den ungeheuern Ebenen des Landes herum. Sie kommen vielleicht nur zur Zeit ihres Sommers an die Meerenge, und suchen im Winter ein gelinderes Klima weiter gegen Norden. Sie machen ihre Wohnungen von Fellen, oder aus Zweigen, die sie in einander flechten. Ihre vornehmste Nahrung ist das Fleisch und Mark von den Guanicos, und einige hatten ganze Viertel davon an den Pferden hängen, die sie roh aßen. Man sah auch einen das Eingeweide eines Straußen roh ohne alle Zubereitung essen, und er reinigte es nicht anders, als daß er die innere Seite herauskehrte und es ein wenig ausschüttelte. Diejenigen, die sich bereden ließen, auf die Schiffe zu kommen, aßen alles ohne Unterschied, was man ihnen gab, Fleisch, Brot, Talg; nur wollten sie nichts als Wasser trinken. Männer, Weiber und Kinder liegen ohne Unterlaß zu Pferde und verfolgen das Wild, das Rindvieh und die Guanicos. Ihre Pferde waren weder groß noch leibigt, sie schienen aber schnell, wohl abgerichtet und von spanischer Abkunft zu seyn. Der Zaum bestand aus einem ledernen Riemen; ein kleines Stückchen Holz diente statt des Gebisses, und ihre Sättel waren den Reitkissen der englischen

Speisen.

Jagd.

Bauern

Bauern ähnlich. Die Weiber ritten, wie die Männer, beyde ohne Steigbügel, und demohngeachtet galoppirten sie ganz dreist über eine Landspitze hin, ob solche gleich aus großen, unbefestigten und ganz glatten Steinen bestand. Sie haben auch viele Hunde bey sich, mit welchen sie die wilden Thiere jagen, von denen sie sich nähren. Waffen. Ein jeder von ihnen ist mit einem sonderbaren Wurfgewehr versehen, welches er in dem Gürtel stecken hat. Es besteht aus zween runden mit Leder überzogenen Steinen, deren jeder etwa ein Pfund wiegt und an das Ende einer 8 Fuß langen Schnur befestigt ist. Sie gebrauchen dieses Gewehr, wie eine Schleuder; sie behalten nämlich den einen Stein in der Hand und schwingen den andern so lange rings um den Kopf, bis er ihres Erachtens nach hinlängliche Stärke erlanget hat, da sie ihn denn auf den vorgesetzten Gegenstand schleudern. Sie wissen damit so geschickt umzugehen, daß sie in einer Entfernung von 45 Fuß ein Ziel, das nicht größer ist, als ein Viergroschenstück, mit den beyden Steinen treffen konnten. Auf der Jagd aber pflegen sie mit diesen Steinen selbst weder das Guanico noch die Strauße zu werfen, sondern sie wissen solche auf die Art zu schleudern, daß die Schnur wider die Füße des Straußen, oder wider zween Füße des Guanico fähret und sich durch die Gewalt und den Schwung der beyden Steine dergestalt um die Füße des Thiers verwickelt, daß dieses nicht weiter laufen kann und dem Jäger

ohne

ohne Mühe in die Hände fällt. Von ihrer eigenen Sprache konnten die Engländer nur ein einziges Wort deutlich unterscheiden, nämlich chevow, welches diese für einen Gruß hielten, weil die Patagonen es allezeit aussprachen, wenn sie ihnen die Hände gaben, oder wenn sie durch Geberden und Zeichen sie baten, daß sie ihnen etwas geben sollten. Was ihnen auf englisch gesagt wurde, wiederholten sie eben so deutlich als die Engländer selbst. Sie scheinen einige Kenntniß von der Heilungskraft der Kräuter zu haben; denn da einige Franzosen von des Bougainvilles Schiffsgesellschaft Pflanzen suchten, so fiengen gleich einige Patagonen an, auch dergleichen zu suchen, und einer von ihnen zeigte jemanden aus der Gesellschaft sein schlimmes Auge, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ihm eine Pflanze zeigen sollte, den Schaden zu heilen. Von ihrer Religion kann man nichts gewisses sagen, man schließt aber, daß sie nicht ohne alle Religion seyn müssen, weil sie die Sonne oft mit einer Bezeugung von Anbetung anblicken. Byron sah eine ziemliche Anzahl von alten Männern, die in der kläglichsten Melodie einige unverständliche Worte mit ernsthafter und feyerlicher Mine absangen, welches er für irgend eine gottesdienstliche Ceremonie dieses Volks hielt. Auch ein alter Mann, der des Hauptmann Wallis Schiff bestiegen hatte, schien eine Art von Gebet zu verrichten; denn er hob seine Augen und Hände oft gen Himmel empor und sprach mit einem

Sprache.

Kräuterkunde.

Religion.

einem Ton und mit einer Art, welche von dem in ihren gesellschaftlichen Gesprächen üblichem ganz verschieden war, und es schien, als ob er sein Gebet eher singend als redend verrichtete. Ob und was für eine Regierungsform sie haben, davon findet man gar keine Nachrichten.

Das X. Hauptstück.

Von Neuspanien oder Mexiko.

§. 99.

Geschichte. Die Mexikaner halten sich für das älteste Volk in Amerika, und es ist auch gewiß, daß sie nebst den Peruanern die ersten Völker in Amerika seyn müssen, die den Anfang gemacht haben, stätig zu bleiben, und eine Ordnung und Polizey unter sich einzuführen. Ihre alte Geschichte ist, wie der Anfang aller andern Völker, mit vieler Dunkelheit umgeben und mit Fabeln angefüllt. Nach ihrer Erzählung kamen die Navatlaker, ohngefähr 820 Jahre nach Christi Geburt, von Mitternacht aus dem itzt sogenannten Neumexiko. Sie bestanden aus sieben verschiedenen Geschlechtern, welche sich in verschiedenen Gegenden von Mexiko niederließen. Das siebente Geschlecht waren die Mexikaner, ein kluges streitbares Volk, die unter der Anführung ihres Gottes Vitzilipuzli und ihres Fürsten Mexis, von dem das Land nachher

nachher Mexiko genannt wurde, hieher kamen und die Stadt Mexiko erbauten. Ihr erster König war Acamapixtli, der das Reich durch die Wahl erhielt, welches auch bey den folgenden Königen beobachtet wurde, ob man gleich gemeiniglich einen Prinzen aus dem königlichen Stamme erwählte. Iscoalt, der vierte König, besiegte und unterwarf die Tepaneker, Cuyoacaner und andere benachbarte Völker. Da das mexikanische Reich nun verschiedene Könige unter seine Bothmäßigkeit gebracht hatte; so stund nunmehro die Wahl eines neuen Königs oder Kaisers bey vier Kuhrfürsten, worunter die Könige von Tezeuko und Tacuba die obersten waren. Unter dem Motezuma I. welcher der erste Kaiser war, wurde die Gewohnheit eingeführt, daß der Kaiser nach der Krönung einen Krieg anfangen und Gefangene zum Opfer einbringen mußte. Er besiegte und unterwarf die Chalker, nahm das Land bis ans Nordmeer nebst etlichen Landschaften gegen das Südmeer ein, richtete gute Polizey und Ordnung an, verbesserte den Götzendienst und erweiterte den Tempel des Vitzilipuzli, welcher bey der Ankunft der Spanier eins der herrlichsten Gebäude war. Axayaca, der sechste mexikanische Monarch, eroberte die Landschaft Teguantepec, und Auzol, der siebente Monarch, erweiterte das Reich auf etliche hundert Meilen weit, bis nach Guatimala. Unter dem neunten Monarchen, Motezuma II. erreichte das Reich Mexiko zwar den höchsten Gipfel der Macht und

Hoheit,

Hoheit, wurde aber auch durch die Ankunft der Spanier völlig umgestürzt. Sein ausschweifender Stolz, die unerhörten Grausamkeiten, die er ausübte, und die dadurch verursachte Erbitterung und Empörungen seiner Unterthanen trugen nicht wenig zu seinem Untergange bey.

§. 100.

Entdekkung und Eroberung durch die Spanier.

Diego Velasquez, Gouverneur auf der Insel Kuba, veranlaßte die Entdeckung von Mexiko. Um seine Insel mit Sklaven zu bereichern, schickte er den Franciskus Fernandez mit einigen Schiffen im Jahre 1517 ab, welcher die Landschaft Yukatan und den Meerbusen Kampeche entdeckte, aber seine meisten Leute in den Scharmützeln mit den Einwohnern verlohr. Velasquez schickte im folgenden Jahre den Johann Grijalva ab, die Entdeckungen fortzusetzen, und dieser kam in den mexikanischen Meerbusen, entdeckte Mexiko und nannte es Neuspanien. Nach seiner Rückkehr nach Kuba schickte Velasquez 1519 den Ferdinand Cortez ab, von den neuentdeckten Ländern Besitz zu nehmen und Niederlassungen darinn zu errichten. Die ganze Macht dieses tapfern und klugen, aber höchst ehrgeizigen Eroberers von Mexiko bestand in 508 Soldaten, 900 Bootsknechten und 17 Pferden. Er kam zuerst in den Fluß Tabasko, stieg ans Land, besiegte die sich ihm widersetzenden Indianer, nahm den Flecken Tabasko ein und schloß Frieden mit dem Caciquen, der sich dem Könige von Spanien unterwarf. Hier bekam er 20 Indianerinnen

nerinnen geschenkt, unter denen eine von vornehmen Herkommen war, welche er taufen und Marina nennen ließ. Cortez nahm sie zur Beyschläferinn und sie leistete ihm in der Folge wichtige Dienste, da er sie als Dolmetscher gebrauchte. Er kam hierauf in die Insel S. Johann von Ulloa, wo er seine Truppen und Geschütze ausschiffte und sich zuerst niederließ. Sein zu Tabasko erhaltener Sieg hatte eine so große Furcht und Schrecken im Lande ausgebreitet, daß man ihm alle Höflichkeit erzeigte, und der Kaiser selbst hatte befohlen, ihm mit allen Nothwendigkeiten an die Hand zu gehen, zugleich aber alles mögliche anzuwenden, ihn je eher je lieber aus seinen Landen zu entfernen. Pilpatoe, Gouverneur der Landschaft, und Teutile, Oberbefehlshaber des Kaisers, kamen selbst zu ihm. Sie hatten Maler bey sich, die auf baumwollenen Tüchern mit großer Geschicklichkeit Bilder zeichneten, welche die Kleidung und Schiffe der Spanier vorstelleten und zugleich durch einige beygefügte besondere Charaktere ihre Anzahl ausdruckten. Sie gaben sich alle Mühe den Cortez zum Abzuge zu bewegen: allein dieser weigerte sich standhaft und begehrte Audienz bey dem Kaiser zu haben, welche dieser aber abschlug und ihm Befehl zuschickte sich zu entfernen. Cortez legte während dieser Unterhandlungen die Stadt Vera Cruz an und verband sich mit einigen Caziquen der Nachbarschaft, welche der grausamen Herrschaft des Motezuma überdrüssig waren. Weil

auch verschiedene Meutereyen bey seiner Armee entstunden, so wollte er allen Meutemachern die Gelegenheit zu entfliehen benehmen, und ließ deswegen alle große Schiffe abtakeln und auf den Strand laufen. Nun beschloß er sich Mexiko zu nähern und kam in die Landschaft Tlaskala, welche als eine Republik regiert wurde und mit den Mexikanern in beständigem Kriege stund. Da die Tlaskalaner ihm den gebetenen Durchzug verweigerten, besiegte er sie in dreyen Treffen, schenkte ihnen aber hernach den Frieden und schloß ein genaues Bündniß mit ihnen, welches ihm in der Folge zur Eroberung von Mexiko sehr beförderlich war. Motezuma wandte alle mögliche Vorstellungen und Kunstgriffe an, den Cortez von der Hauptstadt abzuhalten, welche aber so wenig, als die unterwegens zu seinem Verderben gelegten Fallstricke, etwas fruchteten. Dieser langte endlich den 8ten November 1519 in Mexiko an, wurde prächtig empfangen und in einen der kaiserlichen Palläste geführet, in welchem die Spanier sich gleich befestigten. Zu desto mehrerer Sicherheit bemächtigte sich Cortez der Person des Motezuma und brachte ihn dahin, daß er sich für einen Vasallen des Königs von Spanien erklärte und ihm nach mexikanischer Landesart die Huldigung und den Eid der Treue leistete. Indessen hatte der Gouverneur von Kuba, Velasquez, welcher besorgte, daß Cortez sich seinem Oberfehl entziehen möchte, eine Flotte von 18 Schiffen und 800 Mann unter dem

dem Narvaez nach Mexiko geschickt, seinen Eroberungen Einhalt zu thun und sich seiner Person zu bemächtigen. Cortez gerieth auf erhaltene Nachricht von der Ankunft dieser Flotte in große Verlegenheit, aus welcher er sich aber durch seine Klugheit glücklich herauswickelte. Er ließ den Peter von Alvarado mit 80 Spaniern zur Bewahrung des Motezuma zurück, und mit den übrigen marschirte er nach Zempoala, wohin Narvaez vorgerückt war, welchen er, nachdem dessen Armee von ihm gewonnen und zu ihm übergegangen war, gefangen nehmen und nach Vera Cruz bringen ließ. In seiner Abwesenheit hatten die Einwohner von Mexiko wider des Motezuma Willen die Waffen ergriffen; er eilete daher mit seiner Armee, welche nun aus 1000 Mann zu Fuß und 100 Reitern bestand, wozu noch 2000 Tlaskalaner stießen, dahin zurück. Die Aufrührer ließen ihn ohne Schwierigkeit in die Stadt, in der Hoffnung, daß wenn alle Spanier darinnen wären, sie sie desto leichter ausrotten könnten. Sie belagerten ihn samt dem Motezuma in seinem Pallaste und thaten heftige Angriffe, wobey viel Blut vergossen wurde. Motezuma, der den Aufruhr durch eine Rede, die er von der Mauer herab hielt, stillen wollte, wurde mit einem Steine tödlich verwundet und gab bald nachher den Geist auf. Die Mexikaner wollten von keinen Vergleichsvorschlägen hören und wählten einen Prinzen Guatimozin zum Kaiser. Cortez schlug sie zwar bey verschiedenen Angriffen

mit großem Blutvergießen zurück; da man ihm aber alle Zufuhre abschnitt, um die Spanier durch Hunger zu überwältigen, und da er erfuhr, daß man die Dämme, die nach Mexiko, welches mitten in einem See lag, führten, durchstechen wollte, um ihm den Rückweg abzuschneiden; so mußte er sich beyzeiten zum Rückzuge entschließen. Er wurde auf demselben beständig angegriffen, verlohr 200 Spanier und mehr als 1000 Tlaskalaner, schlug sich aber bey Otumba durch ein unzähliches Heer von Mexikanern glücklich durch und kam zu Tlaskala an. Von hier unterwarf er die Landschaft Tapeaka, wo er eine Festung Segura de la Frontera anlegte, und mit Hülfe von 30000 Tlaskalanern bezwang er die Landschaft Guacachula. Nachdem er einige Verstärkung von Spaniern erhalten und zu Vera Cruz 13 Brigantinen, deren er sich auf dem mexikanischen See bedienen wollte, erbauet hatte, gieng er mit 540 Spaniern zu Fuß und 40 Reitern, welche durch die Tlaskalaner und andere Bundsgenossen auf 60000 Mann verstärkt wurden, aufs neue nach Mexiko. Er langte zu Tezcuko am Ufer der mexikanischen See an, wo er seine Brigantinen zusammensetzen ließ und nun die Belagerung von Mexiko unternahm. Sie dauerte über 3 Monate, in welcher Zeit mehr als 60 Schlachten vorfielen und über 100000 Mexikaner umkamen. Endlich hatte er das Glück, den neuen Kaiser Guatimozin gefangen zu bekommen, der sogleich seinem Volke

befahl, die Waffen niederzulegen und sich zu ergeben. Da man die großen Schätze des Motezuma nicht fand, so ließ Alderette, der das Amt eines königlichen Schatzmeisters bey dem Cortez verwaltete, den unglücklichen Guatimozin nebst seinem Lieblinge auf glühende Kohlen legen, ihn durch diese entsetzliche Marter zu zwingen, die Schätze zu entdecken. Cortez befreyete den Prinzen von der Marter und ließ allenthalben nachsuchen; man konnte aber, aller angewandten Mühe ohngeachtet, die Schätze nicht finden. Er unterwarf hierauf das Königreich Mechoakan, wo er einige Niederlassungen veranstaltete. In Spanien wurde sein Rechtshandel mit dem Velasquez endlich zu seinem Vortheil entschieden und er zum Gouverneur und Generalcapitain des ganzen Königreichs Neuspanien ernannt. Er verlohr bey seinem großen Glück die Menschlichkeit und Tugend, dadurch er sich bisher unterschieden hatte, und ließ den äußersten Stolz und die größte Grausamkeit blicken. Er unterwarf die Provinz Panuko und andere Landschaften, und hatte die Unmenschlichkeit, daß er wider das Natur- und Völkerrecht, das Land und alle indianische Einwohner unter die Officiers und Soldaten, welche mit ihnen als Sklaven umgiengen, vertheilte. Als er sich in der Statthalterschaft befestiget sah, fieng er an die Stadt Mexiko wieder aufzubauen und vertheilte den besten Theil des umliegenden Landes unter die Spanier, das übrige aber unter die Eingebohrnen. Er hatte aber wenig Ruhe,

indem er durch die Nachstellungen der Indianer, die aus Liebe zur Freyheit die Spanier ausrotten wollten, in Gefahr gerieth; daher er den Guatimozin und zween andere Fürsten im Jahre 1527 aufhenken ließ, unter dem Vorwande, daß sie die Mexikaner zum Aufruhr hätten aufwiegeln wollen. Sogar seine eigenen Landsleute verschworen sich wider sein Leben, und seine Feinde in Spanien wandten auch ihr äußerstes an, den Kaiser Karl wider ihn aufzubringen. Er gieng daher 1528 sich zu rechtfertigen nach Spanien, wo er vom Kaiser zum Marquis von Guaxaka ernannt, und das Thal von Atrisko mit allen darinn liegenden Flecken und Dörfern zum Geschenk erhielt. Er kam das folgende Jahr wieder nach Mexiko; weil er aber mit dem dortigen Unterkönige in Streitigkeiten gerieth, reisete er 1542 wieder nach Spanien, wo er 1554 starb. So wurde das mexikanische Reich, welches zu einer ungemeinen Macht und Hoheit in diesem Theil der neuen Welt gestiegen war, durch eine Handvoll Spanier erobert und zu Grunde gerichtet.

§. 101.

Größe. Das große mexikanische Reich erstreckte sich bey der Eroberung durch die Spanier beynahe über alle bis dahin in Nordamerika entdeckte Länder, welche theils durch Statthalter des Kaisers verwaltet, oder durch Unterkönige, welche man Caziquen nannte, und die dem Kaiser einen jährlichen Tribut bezahlen mußten, regiert wurden. In der Länge erstreckte es sich von Morgen bis

gegen

gegen Abend auf 500, und in der Breite von Mittag gegen Mitternacht an manchen Orten über 200 Meilen. Gegen Mitternacht grenzt es an Neumexiko und Florida; gegen Morgen an das Mar del Nord, welches hier den großen mexikanischen Meerbusen bildet, und an die Erdenge von Panama; gegen Mittag und Abend an das Südmeer. Grenzen.

Bey der ungemeinen Größe des Landes findet man zwar hin und wieder einen Unterschied in der Beschaffenheit der Luft und Witterung; man kann aber doch vom ganzen Lande überhaupt sagen, daß ordentlicher Weise eine große Hitze darinn anzutreffen sey, da es in dem hitzigen Erdstriche liegt. Jedoch wird die Hitze theils durch die auf beyden Seiten daranstoßenden Meere, theils durch die kühlen Westwinde sehr gemildert, und die Luft so gemäßigt, daß man weder über zugroße Hitze, noch über große Kälte sich zu beklagen Ursach hat. Ueberdem fällt auch noch den ganzen Sommer über des Nachts ein kühler Thau, der das Erdreich ungemein erfrischet. Im August und September fallen häufige Regen, welche bis in den März, wiewohl seltener und schwächer, anhalten. Die Winde sind häufig und stark, und der mexikanische Meerbusen ist den allerentsetzlichsten Stürmen und Orkanen unterworfen. Witterung.

Das Land ist ungemein fruchtbar, und man findet darinn einen Ueberfluß an einträglichen Feldern, fetten und grasreichen Wiesen und anmuthigen Gegenden. Ob es gleich nicht glaublich ist, daß, wie einige Fruchtbarkeit.

Schriftsteller behauptet haben, in einem Jahre zweymal geärntet werden könne, so kann man doch mit Grunde der Wahrheit sagen, daß dieses Land alle Schätzbarkeiten der Natur in großer Menge hervorbringe. Gegen Mitternacht wird
Gebirge. es durch große Gebirge begrenzt, welche ehemals von den Chichimekern und Otomiern bewohnt wurden, welches sehr wilde und unbändige Völker waren, die in Höhlen unter der Erde und in Felsenklüften wohnten, von der Jagd und Baumfrüchten lebten und ihre Freyheit gegen die große merikanische Macht behaupteten. Unter den einzeln Bergen ist sonderlich der Novada merkwürdig, der sehr hoch und oben flach ist, und ein Loch von unergründlicher Tiefe hat, aus welchem bey Auf- und Untergang der Sonne ein dicker Dampf gerade in die Höhe steigt, der sich hernach in der Luft wie ein Strauß von einander breitet und sich endlich in eine schwarze Wolke verwandelt. In der Landschaft Tlaskala liegen gegen Norden hohe Berge, welche nur drey Monate von der Sonne beschienen werden, die übrige Zeit des Jahres aber in einem dicken Nebel verborgen liegen, und welche das kalte Land von dem warmen scheiden. In der Landschaft Guaraka liegt ein hoher Berg mit einer wundersamen Höhle, und in der Landschaft Guatimala ist eine andere Höhle, in welcher aus dem beständigen Durchträufeln allerley seltsame Bilder entstehen sollen, die an Weiße kaum dem feinsten Alabaster weichen. Es fehlt auch nicht an feuer-

speyenden

speyenden Bergen, worunter der Popokatepek in der Landschaft Tlaskala, wegen der großen Feuerkugeln, die er ausstößt, fürchterlich ist. Aus einem hohen Berge in der Landschaft Nikaragua steigt Abends und Morgens ein dicker Dampf hervor, und bisweilen kommen auch Feuerflammen zum Vorschein, die man weit in die Ferne sehen kann. Zween andere Berge, davon der eine Feuer, der andere Wasser spie, richteten im Jahre 1774 bey einem erschrecklichen Erdbeben die große Stadt Guatimala völlig zu Grunde. Unter den vielen Flüssen des Landes sind die merkwürdigsten: der Rio de Banderas, der Rio de Canoas, der Rio de Grijalva, welche in das Nordmeer gehen, und der Rio de Guadalajara, der seinen Lauf ins Südmeer nimmt. Es fehlet auch nicht an Seen und Brunnen. In der Landschaft Tlaskala liegt mitten auf einem Berge ein See von kaltem und blaulichem Wasser, das niemals weder steigt noch fällt. Nahe dabey liegen zween andere grundlose Seen, davon der eine Tlachak und der andere Alchichkan heißt, welcher bitteres Wasser hat, das er mit dem Winde so stark als die Wellen des größten Meers erhebet. Im Dorfe Mimilla stehen zween Brunnen dichte neben einander, davon der eine siedendheißes, der andere aber eiskaltes Wasser hat. Der See Laguna von Nikaragua hat 117 Meilen im Umfange, ist durch einen 3 Meilen breiten Strich Landes von der Südsee abgesondert und fällt in den Fluß De-

Feuerspeyende Berge.

Flüsse und Seen.

saguadro, der sich ins Nordmeer ergießet. Der See, in dessen Mitte die Stadt Meriko erbauet war, hatte trübes und salziges Wasser, so dem Seewasser gleich kam, und man konnte an den Ufern desselben Salz im Ueberflusse bekommen, woselbst es durch die Sonnenhitze gereinigt und zubereitet wurde. Von demselben war durch einen steinernen Damm ein kleiner See von lieblichem und hellem Wasser abgesondert und beyde machten ein kleines Meer aus, das 30 Meilen im Umkreise hatte. Die in der Mitte liegende Stadt hatte vermittelst einiger großen und sehr starken Dämme und Brücken mit dem Lande Gemeinschaft.

§. 102.

Produkte. Die fruchtbaren Felder liefern allerhand Arten von Korn, Weizen, Gersten, Maiz, Taback, Zucker, Baumwolle, Kasia, Ingwer, Manna, Sassaparilla, verschiedene Arten Pfeffer, Batatos und andere Wurzeln im Ueberflusse. Alle Arten der europäischen Hülsenfrüchte und Gartengewächse sind hier vortrefflich fortgekommen. Unter den hiesigen Blumen hat die Granadilla oder Passionsblume und das Floripendium den Vorzug. In jener trifft man einige Aehnlichkeit mit der Dornenkrone, Hammer, Nägeln, Geißel und Geißelsäule, als den Werkzeugen des Leidens Christi, an: diese, die das ganze Jahr hindurch blühet, hat weiße Blüthen, größer als Lilien, die insbesondere des Morgens einen sehr angenehmen Geruch von sich geben.

Fichten-

Fichtenäpfel oder Ananas, verschiedene Arten Feigen und andere inländische Früchte, auch Orangen, Zitronen, Limonien, Pfirsichen, Aprikosen und anderes Obst, welches die Spanier hieher gebracht haben, Kakao, Vanille und Kochenille sind im Ueberflusse vorhanden. Von der Kochenille werden jährlich an die 600000 Pfunde nach Europa gesandt, und man schätzt ihren Vertrieb jährlich auf mehr als 3 Millionen Thaler. Unter die hiesigen Schätzbarkeiten der Natur gehören die Balsambäume, die weißen, rothen, grünen und schwarzen Balsam geben, der nicht nur schön von Geruch ist, sondern auch in der Heilkunst vortreffliche Wirkung thut. Der Baum Maguey, ein Wunder der Natur, giebt Honig, Oel, Essig, Wolle und Zwirn, Nadeln, Wasser und Wein. Seine Blätter sind breit und dicke und laufen spitz zusammen. Er hat scharfe Stacheln, die man ausziehet und zu Nähenadeln gebraucht, und ein haarigtes Wesen, dessen man sich anstatt des Garns bedienet. Wenn man eine Ritze in den Stamm schneidet, so läuft ein süßes Wasser heraus, das, wenn es gekocht wird, keinem Wein an Schmackhaftigkeit weichet, aber bald zu Essig wird. Wird es zum zweyten und dritten mal abgekocht, so wird ein wirkliches Honig daraus. Jedermann pflanzt daher diesen in der Haushaltung so nützlichen Baum sorgfältig bey seiner Wohnung. Keinen geringern Nutzen haben die Mexikaner von der Aloe, von deren Blättern sie sich Schuhe, Kleider und Pappier,

von den Zacken Sägen und andere Werkzeuge, und von der Wurzel einen ganz angenehmen Saft zubereiten. Der neuspanische Weinstock ist ein Baum, der 2 bis 3 Schuhe im Umkreise hat und eine Gattung Trauben trägt, die an allen Orten des Baumes hervorwachsen. Die Beeren haben die Größe der Weinbeeren, sind bey der Zeitigung schwarz, von angenehmen Geschmack und gesund. Verschiedene Arten Bäume liefern wohlriechendes Gummi, worunter das Kopal, ein weißes und durchsichtiges Harz, seiner Vortrefflichkeit wegen berühmt ist. An Bäumen von allerley Gattung zum Bauholz ist kein Mangel; denn es finden sich hin und wieder, besonders aber auf den Gebirgen, Fichten, Cedern und Eichbäume, Manglebäume, auch Färbeholz, weswegen sonderlich die Kampechebay berühmt ist. Die fetten Weiden ernähren eine Menge von zahmen Vieh, von Pferden, Rindvieh, Schafen, Ziegen, Schweinen und Eseln, welche durch die Spanier hieher gebracht worden und sich sehr vermehret haben, obgleich die wilden Thiere unter ihnen großen Schaden anrichten. Die Anzahl der Schafe ist unglaublich, und es giebt Privatpersonen, die auf 100000 Stück haben. Weil das Gras sehr hoch und oft sehr hart ist, so taugt die Wolle nicht viel, weil sie trocken und zugrob zum verarbeiten ist; doch macht man Zeuge und Decken daraus, die den Indianern dienen. Außer den zahmen Kühen laufen viele wild in den Wäldern herum, die einem jeden zugehören, der

Zahme und wilde Thiere.

sie

sie fängt oder erlegt. Man trifft sie oft bey Tausenden an, und die Spanier tödten sie bloß, um ihnen die Haut abzuziehen. In den Wäldern giebt es auch viele wilde Pferde, die zwar mit den Hauspferden von einerley Geschlecht, aber doch sehr ausgeartet sind. Man fängt sie in Schlingen und zähmet sie durch Hunger. Außer verschiedenen Arten von schmackhaften Wildprett, besonders Ebern und Hirschen, findet man auf den Gebirgen und in den darauf befindlichen Wäldern Löwen, Tyger, Bären, Wölfe, Büffel und eine Art wilder Hunde, Adives genannt. Die mexikanischen Löwen sind grau von Farbe, nicht grimmig und lassen sich leicht von Menschen fangen oder zu Tode prügeln; die Tyger aber sind wegen ihrer Geschicklichkeit und Grausamkeit sehr gefährlich. Insbesondere ist in Neugallicien ein gewisses Thier anzutreffen, welches sie Capibare nennen, das die Baum- und Erdgewächse des Nachts abfrisset. Es gleicht einem 2jährigen Schweine, hat kurze Beine und Klauen, einen dicken Kopf mit einem Barte, offne Ohren und in jedem Kinnbacken etliche zwanzig Zähne und zween Hauer. Es hat keinen Schwanz, geht sehr langsam, schwimmt aber hurtig und kann lange im Wasser dauern. Oftmals kommen diese Thiere heerdenweise zum Vorschein und machen ein fürchterliches Getöse. Der Ameisenbär ist in Mexiko häufig. Er ist von der Größe eines Jagdhundes, hat braunes hartes Haar, kurze Beine, eine lange Schnauze, einen engen Rachen

ohne

ohne Zähne und eine dünne lange Zunge. Diese steckt er in einen Ameisenhaufen, die Ameisen setzen sich darauf, und in einem Augenblicke ist die Zunge damit bedeckt; er zieht sie alsdenn zurück, um sie zu verschlucken, und dies treibt er so lange, bis er satt ist. Die Eichhörnchen, deren es sechserley Gattungen giebt, thun auch an den Früchten vielen Schaden. Pfauen, Phasanen, Papagoyen und allerley andere Vögel finden sich in großer Menge und von so mannigfaltiger Gestalt und schönem Gefieder, daß die ganze übrige Welt nichts hat, was man mit ihnen vergleichen könnte. Besonders merkwürdig ist der königliche Adler, der seinen Namen daher hat, weil er eine Art von Krone von Federn auf dem Kopfe trägt. Er ist von erstaunender Größe und Stärke, und soll auf eine Mahlzeit ein ganzes Lamm verzehren können. Der Vogel Auras gleicht einem schwarzen Huhn, hat einen ganz rauhen Kopf und Hals, ein fürchterliches Ansehen, fliegt sehr hoch in die Luft und nähret sich bloß vom Aase, welches er vermöge seines starken Geruchs von weitem riecht.

Vögel.

§. 103.

Die Flüsse und Seen und der mexikanische Meerbusen geben Fische im Ueberfluße. In Neugallicien wird der Fisch Guarapaku häufig gefangen. Er ist 6 bis 7 Fuß lang, hat keine Schuppen, sondern eine glatte grünliche und mit Silberflecken besprengte Haut. Bloß vom Kopfe bis nach dem Schwanze zu, hat er einen schuppigten Streif. Er schwimmt sehr geschwinde, nähret

Fische.

ret sich von Fischen und hat ein trocknes schmackhaftes Fleisch. Eben daselbst findet man den Fisch Pirakoaba, der einen kleinen Kopf, einen langen weißen Bart, vier große Floßfedern und einen breiten gespaltenen Schwanz hat, und wegen seiner silberfarbenen Schuppen einen hellen Glanz von sich giebt. Die fliegenden Fische erheben sich oft bey Tausenden über dem Wasser, um den Raubfischen zu entgehen, gerathen aber dagegen oft den Raubvögeln in die Klauen. Ihre Flügel bestehen aus einer dünnen dunkelgrauen Haut, die mit zehn Floßfedern in die Länge durchzogen sind, und so lange diese Haut naß ist, können sie sich über dem Wasser erhalten, sobald sie aber trocknet, fallen sie wieder in die See. Die Seekuh oder Manati wird hier auch häufig gefunden. In der Landschaft Tlaskala halten sich in einem Flusse eine ungeheure Menge Krokodille auf, welche so viel Schaden thun, daß die umliegende Gegend fast ganz unbewohnt ist. Sie verbergen sich unter dem Schlamme und fallen diejenigen, die Wasser schöpfen wollen, unversehens an; ja sie verfolgen die indianischen Kanote und werfen mit den Schwänzen die Ruderer herunter. Die Weibchen legen insgemein 60 Eyer auf einmal, die so groß als Gänseeyer sind und welche sie in die Erde scharren. Die indianische Maus Ichneumon ist ihr abgesagter Feind und verdirbt nicht nur alle Eyer, die sie nur aufsuchen kann, sondern sie kriecht auch den schlafenden Krokodillen in den Hals und frißt sich durch den

Bauch

Bauch wieder heraus. Die Wasserschlangen, Habichte, Büffel und vornehmlich die Tyger sind auch Feinde der Krokodille, indem sie sie auf den Rücken werfen und ihnen den Bauch aufreißen. Der mexikanische Meerbusen hat auch viele Arten von Schildkröten und eine große Menge von allerley Muscheln und Austern, auch Perlenmuscheln, in welchen oft vortreffliche Perlen angetroffen wer-
Ungeziefer. den. An allerley kriechenden Thieren und Ungeziefer fehlt es in Neuspanien auch nicht; und die Schlangen sind hier so häufig, als in andern Gegenden von Amerika, anzutreffen. Es giebt grüne, gelbe, braune und weiß und gelbgefleckte, von denen die letzten die fürchterlichsten sind. Die Skorpionen sind in Neugallicien in großer Menge; nicht weniger Eidechsen, die Iguana genannt werden und sich sowohl im Wasser als auf dem Lande nähren. Sie können etliche Monate lang ohne Nahrung dauern und haben ein so hartes Leben, daß, ohngeachtet sie stark verwundet werden, sie dennoch nicht leicht sterben. Sie sind nicht giftig, sondern sollen vielmehr von den Einwohnern zur Speise gebraucht worden seyn. Von gleicher Beschaffenheit sind eine gewisse Art schwarzer Eidechsen, die sich in einigen Seen aufhalten und von sehr schmackhaftem Fleische seyn sollen. Man findet Kröten, so groß wie die Kaninchen, die wie die Vögel auf den Zweigen der Bäume herumspringen. In vielen Landschaften giebt es ungeheure Spinnen, deren Leib so dicke als eine Faust, und der Rücken mit gelblichen, sehr sanften

Pflaum-

Pflaumfedern bedeckt ist. Unter den mancherley Ameisen giebt es eine große schwarze Art, deren Stich so gefährlich ist, als der Biß der Skorpionen. Zwischen Mexiko und Akapulko finden sich Fliegen, deren Stich so giftig ist, daß er zuweilen den Tod verursachet. In dem Gebiete Guasteque werden die Einwohner von Würmern geplagt, die in ihren Lippen erzeugt werden, und sie wissen kein anderes Mittel dawider, als daß sie beständig Salz im Munde tragen. In den Gehölzen findet man in den hohlen Bäumen viele Bienenschwärme, welche viel Honig von weißer Farbe geben. Die Begierde zum Golde und Silber war der stärkste Bewegungsgrund der Spanier, sich des Reichs Mexiko zu bemächtigen und deswegen einige Millionen Einwohner aufzuopfern, welche ihre schönen Kürbisse den kostbarsten Metallen vorzogen. Es sind auch seit der Eroberung unglaubliche Schätze von Gold und Silber nach Spanien gekommen, und dennoch ist dieses dadurch wenig reicher geworden. Noch bis itzt giebt es hier eine große Menge Gold- und Silbergruben, die bearbeitet werden, und nur an Silber sollen jährlich zwo Millionen Mark erbeutet werden. Die Bergwerke von Pachuca sind die schönsten und reichhaltigsten in ganz Neuspanien. Wer eine Gold- oder Silbergrube entdeckt, kann sie bearbeiten lassen, und bezahlt den fünften Theil von der Ausbeute an den König. Kupfer, Eisen, Bley und mancherley Mineralien werden auch gefunden. Von Metalle.

Edelsteinen findet man Smaragden, Türkisse, Rubinen, Achat und besonders sehr schönen Jaspis, der dem Porphyr nahe kommt. Besonders rühmet man eine Art Jaspis von grasgrüner Farbe mit blutrothen Flecken, welche, wenn man ein klein Stückchen davon am Arme oder Halse trägt, allen Durchlauf stillet. Noch eine andre Art mit weißen Flecken stillet die Gichtschmerzen, vertreibt den Stein und hilft wider alle Verstopfungen, wenn man ihn um die Gegend der Nieren trägt. Die dritte Art von dunkler Farbe und ohne Flecken darf man nur auf den Nabel legen, um die schmerzhafteste Kolik zu heilen.

§. 104.

Ehemalige Einwohner.

Die große Veränderung, welche die Herrschaft der Spanier und der Umgang mit ihnen in den Gebräuchen und sittlichen Gewohnheiten der Mexikaner hervorgebracht hat, hat auch einigen Einfluß in ihre Neigungen, ja sogar in ihre Leibesgestalt gehabt; daher auch die Geschichtschreiber der verschiedenen Zeiten in ihren Beschreibungen sehr von einander abgehen. Die ersten Berichte geben die Mexikaner für Leute von mittelmäßiger Größe und mehr dicker als hagerer Leibesgestalt aus. Sie geben ihrem Gesichte eine sehr rothe Farbe, große Augen, eine breite Stirne, sehr weite Naselöcher, dicke, glatte und auf mancherley Weise gestutzte Haare, keinen oder doch sehr wenig Bart, weil sie die Haare entweder ausrauften, oder die Haut mit einer Salbe, welche das Wachsthum derselben verhinderte,

Ihre Leibesgestalt.

hinderte, beschmierten. Einige waren so weiß, als die Europäer. Sie bemalten sich am Leibe, und bedeckten den Kopf, die Arme und Beine entweder mit Vogelfedern oder Fischschuppen, oder mit Tyger- und andern Thierhaaren. Sie bohrten weite Löcher durch die Ohren, durch die Nase, ja durch das Kinn, und trugen den Schnabel oder die Klaue von einem Vogel, den Zahn eines Thieres, die Gräte von einem Fische in diesen Löchern, und die Vornehmen hatten kostbare Steine oder künstliche Arbeiten von Gold darinn. Sie hatten eine dauerhafte Leibesbeschaffenheit, und man hat, besonders in der Provinz Yukatan, Greise von 140 und mehrern Jahren gefunden. Die Weibspersonen waren an Größe und Farbe von den Männern wenig unterschieden, nur daß sie die Haare lang wachsen ließen und sie mit allerley Salben und Pulvern so schwarz als möglich zu färben suchten. Die Frauen schlungen die Haare um den Kopf und schlugen vorne an der Stirne einen Knoten daran, die Jungfern aber ließen die ihrigen fliegen. Sie hatten so große Brüste, daß sie sie den Kindern, welche sie auf dem Rücken trugen, über die Schulter zuwerfen konnten. Sie suchten das Hauptstück der Schönheit in einer kleinen Stirne, und brauchten daher gewisse Salben, wovon die Haare weit ins Gesichte, ja an den Schläfen wuchsen. Sie waren sehr reinlich und badeten sich oft, und nach dem Baden schminkten sie sich mit einer aus allerley Saamen verfertigten Milch, welche aber nicht sowohl ihre

Schönheit vermehrte, als sie gegen die Stiche der Mücken und anderes Ungeziefers schützte.

Charakter. Unter allen Völkern in Amerika waren die Mexikaner die klügsten und gesittetsten. Sie hatten einen guten natürlichen Verstand und viel Witz und Geschicklichkeit, welches ihre ungemein künstlichen Werke beweisen. Sie besaßen auch viel natürliche Güte, und waren höflich, leutselig und gefällig; sie hatten viel Muth und Herzhaftigkeit, und die Spanier hatten die geschwinde Eroberung des Landes nicht sowohl ihrer vorzüglichen Tapferkeit, als vielmehr dem plötzlichen Schrecken, welches bey ihrer Ankunft die Mexikaner überfiel, und ihrem in diesem Lande nicht bekannten groben Geschütz und Pferden zu verdanken. Im Kriege bewiesen sie viel Grausamkeit, und ihre abscheulichen Menschenopfer machten sie zu unmenschlichen Barbaren. Die gemeinen Mexikaner giengen barfuß und am ganzen Leibe nackend; nur um die Hüften hatten sie eine breite weiße Binde, davon ein Zipfel zwischen den Beinen herabhieng, und um den Hals hatten sie einen Kragen von Federn, der so breit war, daß er Schultern, Arme und Rücken bedeckte. An jedem Arme trugen sie Armringe, und unter den Knieen hatten sie ebenfalls Kniebänder von Federn. Die Soldaten hiengen die völlige Haut eines Thieres um sich, ja sie machten sich den Kopf desselben über den ihrigen zurechte. Hiezu kam noch, um ein desto gräßlicheres Ansehen zu haben, ein Halsgehänge von Menschenherzen,

Kleidung.

Nasen

Nasen und Ohren, nebst einem unten daranhängenden Todtenkopfe. Der Kaiser selbst und alle vornehme Herren hatten kein anderes Gewand um sich, als ein viereckiges Stück baumwollen Zeug, das über der rechten Achsel zusammengeknüpft wurde. Statt der Schuhe trugen sie Sohlen, und auf dem Kopfe hatten sie nichts als Federn und einige dünne Riemen, damit man sie fest band. Die gemeinen Weibspersonen giengen beynahe gänzlich nackend; doch hatten sie ein Hemde mit kurzen Aermeln, das bis an die Kniee reichte, an der Brust offen stund und so zart war, daß man es an den Orten, wo es knapp am Leibe lag, kaum von der Haut unterscheiden konnte. Sie trugen keinen andern Kopfputz, als ihre Haare, und die Spanier beobachteten, daß sie härtere Köpfe und dickere Hirnschädel hatten, als die Männer.

§. 105.

Häuser.

So prächtig die kaiserlichen Palläste und die Wohnungen der Caziquen und andrer Vornehmen waren, so armselig und schlecht waren die Wohnungen der gemeinen Mexikaner. Sie durften weder über einen Stock hoch bauen, noch auch Fenster und Thüren an ihren Häusern haben. Weil die meisten nur von Erde gebauet und mit Brettern gedeckt waren, und auf die Art etwas einer Terrasse ähnliches vorstellten; so konnte man so wenig Bequemlichkeit als zierliche Einrichtung darinn antreffen. Die Wände aber waren mit einem gewissen Kalche übertüncht,

und so glatt und glänzend, daß die Spanier, als sie solche zum ersten mal sahen, glaubten, die Mauern wären in diesem Lande von Silber. Sie machten ihre Häuser auch von Pfählen, die sie in die Erde rammten und mit Palmblättern umflochten und bedeckten; wobey man ihre Geschicklichkeit und Geschwindigkeit, mit der sie sie aufführten, zu bewundern hatte. Ihr Hausrath war eben so schlecht. Das Bette bestund aus Matten oder aus bloßem Stroh und ein Paar baumwollenen Decken, und die Stelle des Hauptküssens vertrat ein Stein oder ein Klotz. Ihre Stühle waren kleine mit Palmblättern gefüllte Säckchens; sie hatten auch hölzerne, aber sehr niedrige Stühle mit einer aus den stärksten Blättern geflochtenen Rücklehne. Bey dem allen setzte man sich gemeiniglich auf die bloße Erde hin, ja man aß auch darauf. Man beschuldigt sie einer großen Ungezogenheit bey ihrem Essen. Sie genossen wenig Fleisch; besonders bezeigten sie einen Ekel vor dem Schöpsen- und Ziegenfleische, verschmäheten aber sonst keine einzige Gattung lebendiger Thiere, sogar ihre eigenen Läuse nicht, welche sie der Gesundheit für zuträglich hielten. Sie lebten hauptsächlich von Maiz, woraus sie nicht nur Brot backten, sondern welchen sie auch auf mancherley Art zubereiteten. Hiezu kamen noch allerley Gattungen von Kräutern ohne Unterschied, nur die holzigten und übelriechenden verwarfen sie. Ihre Getränke bestunden aus abgekochten Kräuterwassern, die theils wohl-

Hausrath.

Speisen.

Getränke.

wohlriechend, theils schmackhaft und insgesammt der Gesundheit zuträglich waren. Der gewöhnlichste Trank aber war die Chokolade, die sie aus Kakaomehl mit etwas Honig vermischt verfertigten. Sie bereiteten auch starke Getränke aus Maiz, welche eine berauschende Eigenschaft hatten; diese aber waren scharf verboten, und kein Mensch durfte dergleichen ohne besondere Erlaubniß der Obrigkeit trinken. Nur alte und kranke Leute bekamen diese Erlaubniß; doch wurden die Feyer- und öffentlichen Arbeitstage hievon ausgenommen, da jedweder ein gewisses nach seinem Alter eingerichtetes Maaß bekam. Das Laster der Trunkenheit war äußerst verabscheuet, und die Strafe der Trunkenbolde war, daß man ihnen vor jedermanns Augen das Haar abschor und ihr Haus niederriß, damit anzuzeigen, daß sie nicht werth wären, in der menschlichen Gesellschaft zu leben. Allein weil dieses Gesetz nach der Eroberung in Abnahme gerieth, so sind heutiges Tages keine ärgere Säufer in Amerika, als die Mexikaner. Vom Taback waren sie auch große Liebhaber, und um ihn nach ihrer Meynung der Gesundheit zuträglicher zu machen, mischten sie ihn mit Ambra.

§. 106.

Heirathen.

Obgleich die meisten Mexikaner nur eine Frau hatten, so konnte doch ein Mann so viel Weiber nehmen, als er wollte, und es gab deren bisweilen, die 150 hatten. Das Alter zum Heirathen war bey den Mannspersonen das zwan-

zigste, und bey den Mädchen das funfzehnte Jahr. Die Heirathen wurden gemeiniglich durch Vermittelung alter Weiber gestiftet. Hatten beyderseitige Aeltern und der Hauptmann des Stadtviertels ihre Einwilligung gegeben, so wurde die Ceremonie durch einen Priester vollzogen, der den Saum des Rockes des Bräutigams an den Zipfel des Schleyers der Braut knüpfte, worauf er beyde in das Haus führte, was sie bewohnen sollten, und sie siebenmal um ein Feuer gehen ließ. Bey dem geringsten Verdachte wegen der Jungfrauschaft der Braut, schickte sie der Bräutigam den Tag nach der Hochzeit wieder nach Hause und nahm alles, was er ihr bey der Verlöbniß verehrt hatte, zurück. Nach der Scheidung durften sie bey Verlust des Lebens nicht wieder zusammenkommen; doch hatte die Weibsperson die Erlaubniß, sich anderweitig zu verheirathen. So genau sie es auch mit der Jungfrauschaft nahmen, so machten sie sich doch kein Bedenken, eine Wittwe oder Verstoßene zu heirathen. Verlangte jemand ein Mädchen nur als eine Beyschläferinn, der sprach ihren Vater unter dem Vorwande, Kinder mit ihr zu zeugen, an. Brachte sie nun einen Sohn, so mußte er sie entweder heirathen oder wieder nach Hause schicken. Erwählte er das letzte, so konnte er nimmermehr wieder einige Gemeinschaft mit ihr haben. Den Kindern wurde gleich bey der Geburt das Genicke mit Gewalt gegen die Schultern gedrückt, und sie banden es auch auf eine solche Weise, daß

Kinderzucht.

es

es nicht wachsen konnte, weil sie in dieser Unförmlichkeit etwas artiges suchten. Sobald ein Knabe zur Welt kam, rißte ihm ein Priester die Ohren und das männliche Glied blutig; nachher badete er das Kind und gab ihm, wenn sein Vater von Adel oder ein Kriegsmann war, in die rechte Hand einen kleinen Degen und in die linke einen Schild. Gemeinen Kindern gab er die Werkzeuge von ihrer Väter Handthierung in die Hände; die Mädchen aber bekamen ohne Unterschied des Standes allerley Geräthe zum Spinnen und Nähen. Die Mutter mußte ihr Kind selbst säugen, und bis zur Entwöhnungszeit, welche 4 Jahr betrug, beständig einerley Speise genießen. Alle Kinder wurden dem Schutze der Götter sorgfältig empfohlen, und man that nicht nur für ihre Gesundheit und künftiges Glück Gelübde und Opfer, sondern man hieng ihnen auch Zettel und andere Amulete, worauf Götzenbilder und geheimnißvolle Züge zu sehen waren, um den Hals. Die Knaben wurden in den Schulen, die bey jedem Tempel waren, von einem Priester unterrichtet. Sie lernten nicht nur die Religion und Gesetze, sondern auch die Leibesübungen, als Tanzen, Singen, Bogenschießen, den Wurfspieß gebrauchen, Degen und Schild tragen. Sie mußten öfters auf hartem Boden schlafen, wenig essen und sich stark bewegen. Die vornehmen Kinder waren in einer besondern Schule, und ihre Aufseher und Lehrer waren lauter alte Ritter, welche sie zu den härtesten Uebungen anhielten.

Sie wurden gleich in der ersten Jugend mitten unter die Kriegsheere geschickt und mußten Lebensmittel für die Soldaten dahin tragen. Hierdurch bekamen sie nicht nur Gelegenheit, einen Begriff von der Beschaffenheit und Gefährlichkeit des Krieges zu erhalten, sondern man lernte auch ihre Leibeskräfte, Herzhaftigkeit und Neigungen kennen. Nach geendigter Unterweisungszeit giengen diejenigen, welche Lust zum Tempeldienste hatten, in das für die Mannspersonen bestimmte Kloster. Wollten sie Priester werden, so wurden sie durch eigene Lehrmeister in den Geheimnissen und Ceremonien der Religion unterrichtet. Die Mädchen erzog man nicht minder ehrbar und sittsam. Schon vom vierten Jahre an gewöhnte man sie zu Frauenzimmerarbeiten und zu einem tugendhaften Leben; ja die meisten kamen bis zu ihrer Verheirathung nicht aus dem väterlichen Hause. Sie kamen auch nur selten in die Tempel unter Aufsicht alter Weiber, und denn durften sie nicht die Augen aufschlagen oder den Mund öffnen. Giengen sie ohne Erlaubniß von ihrer Arbeit weg, so wurden sie gestraft. Das Lügen wurde als ein solches Laster angesehen, daß man einem Mädchen, welches dieses Verbrechen begieng, einen kleinen Schnitt in die Lippe gab.

§. 107.

Handwerker und Manufakturen.

In Handwerkern und mancherley künstlichen Arbeiten waren die Mexikaner sehr geschickt. Die Goldarbeiter verstunden ihre Profession aus dem Grunde und verarbeiteten das Gold auf die sinnreichste

reichste Art. Ihre meiste Arbeit bestund aus Vögeln, Thieren und dergleichen, womit die Vornehmen ihre Zimmer aufputzten und worinn mehr Kunst und Arbeit als innerlicher Werth war. Sie machten Fische, deren Schuppen von Gold und Silber abwechselten; Papagoyen, die den Kopf, die Zunge und die Flügel bewegten; Affen die verschiedene Künste machten. Die prächtigen Gefäße, welche Motezuma in seinen Schlössern in Menge hatte, konnten von der Erfindung und Geschicklichkeit ihrer Verfertiger zeugen. Sie machten Kattunleinwand aus Baumwolle so schön, daß man sie dem Anblick nach von der Seidenarbeit nicht unterscheiden konnte. Die ungemein schön gearbeiteten Teppiche, wobey sich ihre Maler sonderlich hervorthaten, waren keine der geringsten Beweise ihrer Geschicklichkeit. Ihre Töpferarbeit war ungemein fein, künstlich geglättet und mit auserlesener Erfindung gearbeitet. Handel und Wandel war bey ihnen in nicht geringer Aufnahme. Im ganzen Reiche und allen dazu gehörigen Landschaften hatten die Einwohner eine besondere Neigung dazu, und brachten alle ihre Waaren nach der Hauptstadt Mexiko zum Verkauf, woselbst große Messen und Märkte gehalten wurden. Ihr meister Handel geschah durch Umsatz der Waaren, und einer vertauschte die seinigen gegen andere, die er nöthig hatte. Das Gold war zwar überflüssig unter ihnen, aber nicht bey dem gemeinen Mann, weil die Vornehmen so begierig darnach waren, daß sie, so viel sie davon

Handlung.

von erlangen konnten, an sich brachten und es sorgfältig aufhuben. Da ihre Schiffahrt von keiner sonderlichen Wichtigkeit war und sie sich niemals allzuweit in die offne See wagten, so waren auch ihre Fahrzeuge von keiner sonderlichen Erheblichkeit; sondern sie bestunden in den unter den Amerikanern durchgängig üblichen Kanoten und Pyroguen, außer daß sie mit etwas mehrerer Erfindung und Geschicklichkeit gebauet waren. Den Gebrauch der Buchstaben hatten sie nicht, und sie bedienten sich statt derselben gewisser Bilder. Was der Deutlichkeit der Figuren ermangelte, suchten sie durch gewisse Charaktere, die sie dazu setzten, verständlich zu machen, und darinn bestund ihre Art zu schreiben. Sie wußten sich durch den Pinsel deutlich auszudrucken, indem sie den materialen Gegenstand nach ihrer Einbildung, das übrige aber durch Zahlen oder andere Zeichen mit einer so artigen Ordnung vorzustellen wußten, daß die Zahlen, Charakter und Bilder sich unter einander zu Ausdrückung der Gedanken behülflich waren und eine ganze Rede schilderten. Sie verfertigten auf diese Art ganze Bücher, worinn sie das Andenken ihrer Alterthümer und die Jahrbücher ihrer Kaiser aufbehalten hatten. Ihre Bücher bestunden aus langen Streifen Leinwand, die mit einem Gummi oder Firniß überzogen waren, und es wurden auch einige von breiten Häuten angetroffen. Beyderley Arten waren zusammengelegt, so daß jede Falte ein Blatt ausmachte. Es ist

Schiffahrt.

Schreibekunst.

zu

zu bedauern, daß die Spanier, welche diese Bücher für Zauberbücher ansahen, aus einem unbedachtsamen Religionseifer sie alle vernichteten. Die Malerey der mexikanischen Maler war ungemein schön und künstlich. Sie bedienten sich zu ihren Schildereyen insbesondere der bunten Federn. Der Grund der Gemälde bestand aus feinem, sauber gearbeiteten, baumwollenen Zeuge, auf welchem die Federn dergestalt künstlich verbunden und Schatten und Licht so unglaublich künstlich beobachtet wurden, daß man mittelst dieser Zusammenfügung die schönsten Schildereyen sowohl, als auch Blumenstücke, Landschaften und dergleichen verfertiget sah. Diese Geschicklichkeit der mexikanischen Maler äußerte sich auch in Führung des Pinsels, und die Spanier erstaunten, da sie sahen, wie diese Maler von ihren Schiffen, Soldaten, Pferden, Geschütze und allem, was sie im spanischen Lager erblickt, einen sehr genauen Entwurf auf Kattunleinwand gemacht hatten. Sie bemalten auch allerley hölzernes, mit vieler Kunst verfertigtes Hausgeräthe mit mancherley Figuren, und um den Glanz der Farben dauerhaft und noch lebhafter zu machen, bestrichen sie sie mit gewissen Firnissen, so daß man sie ohne Schaden täglich brauchen und auch abwaschen konnte. Malerey.

§. 108.

Aus der Beschreibung ihrer Städte und besonders der Hauptstadt Mexiko ist abzunehmen, daß die Mexikaner keinen unebnen Geschmack in der Baukunst.

der Baukunst hatten. Bey den prächtigen Pallästen des Kaisers und seiner vornehmen Hofbedienten war alles anzutreffen, was zur Pracht und Herrlichkeit nur ausgedacht werden konnte. Marmor und Porphyr wurden zu ihrer äußerlichen Verzierung angewendet; Cedernholz, Gold und Malerey zierten sie von innen. Ihre Städte wußten sie mit ungemein dicken Mauern zu befestigen und hin und wieder Wachthürme anzulegen. In den Mauern waren vielerley Oeffnungen gelassen, wodurch sie ihre Pfeile auf die Feinde abdrücken konnten. Die Arzeneykunst war auch eine Wissenschaft, worauf sie sich sonderlich zu legen pflegten. Ihre Wundärzte kannten die Eigenschaften der Pflanzen, Kräuter und Wurzeln vollkommen, und wußten sie mit einer so wundersamen Geschicklichkeit bey den verschiedenen Schäden zu gebrauchen, daß nicht leicht jemand daran sterben durfte. Anfänglich gebrauchten sie einige einfache, gelinde Mittel, die Entzündung einer Wunde zu verhindern und die Schmerzen zu mindern; allmählig wandten sie sich zu andern, die der Wunde eine Heilung zuwege brachten, und endlich schritten sie zur Zuheilung. Motezuma war ein besonderer Liebhaber aller der Gesundheit dienlichen Kräuter und hatte in allen seinen Lustgärten besondere Abtheilungen dazu aussetzen lassen, und aus diesen konnten die Aerzte erhalten, was sie verlangten. Ihre Kalender hatten eine besondere Einrichtung. Sie verfertigten sie nach der Bewegung der Sonne und

Arzeneykunst.

Kalender.

und ihr Jahr bestund aus 365 Tagen; jedoch theilten sie es in 18 Monate und jeden Monat in 20 Tage. Weil dies nur 360 Tage ausmachte, so schalteten sie die 5 übrigen am Ende des Jahres ein, um es dem Sonnenlaufe gleich zu machen. Diese 5 Tage brachten sie in Müßiggang und Ergötzlichkeiten zu: sie besuchten einander und machten sich allerley Vergnügen, um sich ihrer Meynung nach im voraus wegen des Kummers und Elendes des Jahres, welches sie antreten sollten, schadlos zu halten. Ihre Jahrhunderte bestunden aus 4 Jahrwochen, deren Einrichtung mit vieler Kunst gemacht war. Es wurde ein großer Kreis gezogen und in 52 Grade abgetheilt, jedem Grade aber 1 Jahr beygelegt. Mitten im Kreise war das Bild der Sonne, aus deren Stralen vier mit verschiedenen Farben bezeichnete Linien hervorragten, welche den Umfang des Kreises gleich eintheilten. Auf diesen Abtheilungen zählten sie die Veränderungen ihrer Jahrhunderte und die glücklichen oder unglücklichen Sonnenwendungen nach der Farbe der Linien, unter welche sie fielen, ab. Sie glaubten, daß, wenn die Sonne am Ende dieses Jahrhunderts ihren Lauf endigte, die Welt Gefahr liefe, unterzugehen. Wenn also der letzte Tag des 52sten Jahres eintrat, so bereitete sich jedermann zur Erfahrung dieses schrecklichen Schicksals. Sie zerbrachen alle ihre Gefäße, als welche ihnen nicht weiter nutzen könnten, sie löschten das Feuer aus, sie liefen die

Jahrhunderte.

ganze

ganze Nacht als unsinnige Menschen herum, und niemand unterstund sich, sich zur Ruhe zu begeben. Sobald sie aber die Morgendämmerung erblickten, fiengen sie an wieder lebendig zu werden, und sobald sich die Sonne zeigte, so wurde sie unter dem Schalle aller ihrer Instrumente mit Liedern und Gesängen begrüßet, welche ihre Freude zu erkennen gaben. Denn statteten sie den Göttern in den Tempeln Dank ab und nahmen aus den Händen der Opferpriester ein neues Feuer, so sie vor den Altären durch heftiges aneinander Reiben zweyer trocknen Stücke Holz anzündeten. Nachher schaffte sich ein jeder neuen Vorrath von Gefäßen an, und dieser Tag wurde durch öffentliche Freudenbezeugungen, durch Tänze und andere Uebungen der Geschicklichkeit gefeyert.

§. 109.

Ergötzlichkeiten.

Eine der vorzüglichsten Ergötzlichkeiten bestund in der Jagd, in welcher Uebung die Mexikaner ungemein geschickt waren. Sie hatten eine Dreistigkeit mit wilden Thieren zu streiten, die man nicht ohne Erstaunen ansehen konnte, ja sie konnten sie ohne viele Mühe mitten in ihrem Laufe aufhalten und erlegen. Sie liebten nicht weniger die Musik, welche in Instrumenten und Gesängen bestund. Jene waren Rohrflöten, Meerschnecken und eine Art von Trommel, die aus einem gekrümmten Baumstamme gemacht und so lange geschabet war, bis sie durch Berührung mit einer Ruthe einen Laut von sich gab. Ihre

Gesänge

Gesänge brauchten sie auch bey dem Tanze und sie enthielten das Lob ihrer Götter und der Thaten ihrer Kaiser. Sowohl zu diesem Zeitvertreibe als zu allen Schauspielen hatten sie eine solche Neigung, daß sie fast alle Abende Lustbarkeiten anstelleten. Die vorzüglichste war eine Art von Ball, welche sie Mitotes nannten, und bestund aus einem ungeheuren Zulauf von Menschen, deren einige sehr gepußt, andere aber unter wunderbaren Larven verkleidet waren. Hiebey war der Adel mit dem gemeinen Volke ohne Beobachtung des Ranges vermischt. Man tanzte unter dem Schall zwoer Pauken von ausgehöhltem Holze, davon die eine einen hohen, die andere einen niedrigen Ton hatte. Auf dem Tanzplatze stellten sie sich paarweise ein, und nachdem sie einige mal hin und hergegangen waren und verschiedene Figuren gemacht hatten, so machten sie einen Kreis und jedermann sprung zugleich in die Höhe, ohne jedoch aus dem Takte zu kommen. So bald ein Kreis müde war, trat ein anderer an dessen Stelle, der ganz andere Sprünge und Figuren machte. Endlich liefen sie mit großem Freudengeschrey, jedoch beständig nach dem Takt, alle unter einander. Bisweilen versammelte sich das Volk auf den öffentlichen Plätzen oder auf den Stuffen der Tempel, wo man nach der Scheibe schoß, Wettläufe und Zweykämpfe und andere Uebungen anstellete, und zwar unter gewissen Bedingungen, wobey der Ueberwinder auf öffentliche Kosten einen Preis erhielt. Es

Tanz Mitotes.

fanden sich auch Seiltänzer, die ohne Gleichgewicht mit vieler Fertigkeit auf dem Seile herumsprungen, und andere, die auf die Schultern der ersten sprungen und sich auf denselben vielmals herumdreheten. Das Ballspiel liebten sie auch sehr. Sie brauchten dazu einen Ball, der aus einer Art von Harze gemacht und weder zuhart noch zuschwer war, sondern beständig als ein Ballon prallete. Hiezu vertheilten sie sich in Partheyen, und oftmals wurde der Ball lange Zeit in der Luft erhalten, bis ihn eine von beyden Partheyen zu einem gewissen Ziel getrieben und solchergestalt das Spiel gewonnen hatte. In der Hauptstadt verstrichen wenig Tage, da nicht dergleichen Ergötzlichkeiten angestellet wurden. Denn ob Motezuma gleich keinen sonderlichen Gefallen daran hatte, so hielt er doch für rathsam, daß sklavische Volk durch dieses anscheinende Vergnügen bey guter Gesinnung zu erhalten, und seinen sonst zur Unruhe geneigten Unterthanen dadurch täglich etwas neues zu thun zu geben.

§. 110.

Religion. Die Religion der Mexikaner war höchst unvernünftig und wegen der erschrecklichen Menschenopfer abscheulich. Ohngeachtet der großen Grundsätze. Anzahl von Göttern, welche sich über 2000 belief, hatten sie doch einigen Begriff von einer obern Gottheit, der sie die Erschaffung des Himmels und der Erde beylegten. Sie hatten aber für diesen unbekannten Gott keine Benennung in ihrer Sprache, und sie gaben bloß dadurch, daß

sie

sie ihre Augen ehrerbietig gen Himmel richteten, zu verstehen, daß sie ihn kenneten. Sie hielten ihn aber nicht für so mächtig und unumschränkt, daß er nicht zur Regierung der Welt einigen Beystand gebrauchte. Ihre Meynung vom Ursprunge der Götter, welche sie anbeteten, war diese, daß sie nicht eher entstanden wären, als bis die Menschen sich zu vermehren angefangen und böser geworden. Sie hielten sie für wohlthätige Geister, die alsdenn, wenn die Menschen ihrer Hülfe bedürften, entstünden, ob man gleich ihre eigentliche Natur nicht wisse. Die Seele hielten sie für unsterblich und entweder zu Belohnungen oder zu Strafen bestimmt. Sie gaben vielerley Orte an, wohin die Seelen nach dem Tode kämen. Einen davon setzten sie in die Sonne, wohin niemand kam, als wer ein redlicher Mann gewesen, im Treffen umgekommen, oder von Feinden geopfert worden. Die Bösen mußten in unterirdische Löcher kriechen. Die Kinder und Todtgebohrnen, wer vor Alter oder an Krankheit starb, wer plötzlich starb, wer im Wasser ersoff, kam an einen besondern Ort. Kurz es war einem jeden nach Beschaffenheit seines Alters, geführten Lebens und der Art seines Todes ein eigener Ort angewiesen. Der vornehmste Götze war der Kriegsgott Vitzilipuztli und dessen Bruder Tlaloch, welche die oberste Gewalt über den Krieg mit einander theilten und von einerley Stärke und übereinstimmenden Willen waren; daher sie auch mit einerley Opfern Götzen.

verehret wurden. Außer diesen hatten sie einen Gott der Todten, einen Wassergott, einen Wind- und Weingott, einen Gott der Jagd und der Kaufmannschaft und andere Götter. Fast jede Gasse hatte ihren Schutzgott, und kein Unglück war zu erdenken, das nicht seinen besondern Altar hatte, wo sie Hülfe dawider zu finden glaubten. Den Bußgott Tescatilpuza, an den sie sich wandten, um Vergebung ihrer Sünden zu erhalten, fürchteten sie am meisten, weil sie immer besorgten, er möchte ihre Sünden aufdecken. Sein Fest wurde alle 4 Jahre gefeyert und brachte allgemeinen Ablaß mit sich. Sie hatten auch Göttinnen, worunter die vornehmste Tazi, die allgemeine Mutter, hieß, und Matlalcuja die Wassergöttinn war. Eine jede Gottheit hatte zwar ihren besondern Tempel, dem Vizzilipuztli aber waren die herrlichsten, besonders der große Tempel zu Meriko gewidmet. Dieser stand in einem großen viereckigen Platz, um welchen eine steinerne Mauer aufgerichtet war, welche mit steinernen in einander geschlungenen Schlangen besetzt war. Vor der Hauptpforte stand eine Art Kapelle von Stein, 30 Stuffen hoch erhaben, und oben drauf ein Altan, an dessen Gelände der Hirnschädel der Geopferten hiengen. Innerhalb der Mauer waren die Wohnungen der Opferpriester und Bedienten des Tempels, und dennoch war der Platz von solchem Umfange, daß an den großen Festen 10000 Menschen bequemlich darauf tanzen konnten. In der Mitte dies-

Tempel.

ses

ses Platzes erhub sich ein großes steinernes viereckiges Gebäude, gleich einer abgekürzten Pyramide, an dessen einer Seite eine Treppe von 120 Stuffen hinaufführte. Oben war ein viereckiger Platz, 40 Fuß im Umkreise, den eine Gallerie von schlangenweise gedreheten steinernen Pfeilern umgab. Der Treppe gegen über standen zwo prächtige Kapellen, in welchen das Bild des Viztzilipuztli und des Tlaloch stand, und vor denselben war ein 5 Fuß hoher grüner Stein, der oberwärts in Form eines Kameelrückens spitz zu gieng. Auf diesen Stein legte man die unglücklichen Schlachtopfer, um ihnen den Leib aufzureißen und das Herz herauszunehmen. Viztzilipuztli hatte eine menschliche Gestalt und saß auf einem Throne, der auf einer blauen Kugel, welche sie den Himmel nannten, ruhete. Auf zwo Seiten der Kugel giengen vier Stäbe heraus mit Schlangenköpfen, welche die Opferpriester auf die Schultern legten, wenn sie den Götzen öffentlich zeigen wollten. Auf dem Kopf hatte er einen Helm in Gestalt eines Vogels, der mit schönen Federn und einem goldenen Schnabel und Kamm gezieret war. Das Gesicht war schreckhaft und grausam und wurde durch zwey blaue Bänder, davon ihm eins über die Stirne, das andere über die Nase hieng, verunstaltet. Seine rechte Hand lehnte sich auf eine gekrümmte Schlange, die ihm statt des Stabes diente, in der linken hielt er viel Pfeile und ein Schild, welches mit fünf kreuzweis gelegten Fichtenäpfeln ver-

Viztzilipuztli.

sehen war. Diese Zierrathen hatten geheimnißvolle Bedeutungen, wovon sie tausend Thorheiten zu erzählen wußten. In der Stadt Meriko waren noch 8 kleinere Tempel, die fast eben so prächtig und beynahe auf eben die Art erbauet waren.

§. 111.

Menschenopfer.

Die Mexikaner schoneten nur deswegen das Blut ihrer Feinde im Kriege und suchten viel Gefangene zu machen, damit sie ihren Göttern desto mehr Menschen opfern könnten. Währete der Friede allzulange, so stellten die Priester dem Kaiser vor, die Götter litten großen Hunger. Sogleich griff die ganze Nation zum Gewehr, man brach eine Ursach vom Zaun und fiel den Nachbarn auf allen Seiten ins Land. Bey manchem Feste belief sich die Zahl der Schlachtopfer wohl auf 5000, ja zu Meriko kostete wohl ein einzig Opfer 20000 Menschen das Leben. Man führte die Gefangenen unter einer zahlreichen Wache in den Hof des Tempels und ließ sie einen nach den andern auf den vorhin beschriebenen Altan steigen. Jedweder wurde, wenn die Reihe an ihn kam, auf einen Stein gelegt. Ein Opferpriester hieng ihm ein hölzernes Halsband, das die Gestalt einer im Kreise liegenden Schlange hatte, um den Hals, und vier andere hielten ihm die Arme und Beine. Der Topilzin oder vornehmste Opferpriester schlitzte ihm mit einem kieselsteinernen Messer die Brust auf, riß ihm das Herz aus dem Leibe und hielt es erst gegen die Sonne, um

ihr den daraus aufsteigenden ersten Dampf zu opfern. Hernach rieb er einem neben ihm liegenden aus Maizmehle und Honig verfertigten Götzenbilde das Gesicht damit und sprach einige Gebete dabey, da indessen die andern Priester den Leichnam die Treppe herunterwarfen. Eben so verfuhr man mit allen zum Opfer bestimmten Gefangenen, so lange noch einer da war. Nachgehends kamen diejenigen, die sie gefangen hatten, holten die todten Körper weg und vertheilten sie unter ihre Freunde, die sich damit was zu gute thaten. Diese abscheuliche Gewohnheit wurde in allen Landschaften des Reichs mit gleichem Eifer beobachtet. An gewissen Festen nahm man noch andere Opfer vor, die man Xacazipe Velitzli, d. i. Menschenschinderey nannte. Die Priester lasen einige Gefangene aus und schunden sie wirklich, und behiengen einige geringe Tempeldiener mit den Häuten. Diese liefen damit in der ganzen Stadt herum, sungen und tanzten vor allen Häusern, und jedermann mußte ihnen eine Gabe reichen. Die Köpfe hob man auf, um den sogenannten Gottesacker der Schlachtopfer davon zu bauen. Dieses war eine Art von Amphitheater von Kalk und Todtenköpfen zusammengesetzt, woran die Zähne der Köpfe den abscheulichsten Anblick machten. Es wurden eigene Leute gehalten, die herausgefallenen Köpfe wieder hineinzusetzen und Ordnung in diesem entsetzlichen Gebäude zu erhalten. Die Spanier sollen 130000 Köpfe darinn gezählt haben, die vier großen Thürme

Menschenschinderey.

ungerechnet, die am Eingange stunden und auch aus lauter Köpfen erbauet waren. Das vornehmste Fest wurde dem Vizizilipuztli zu Ehren allemal im Maymonate gefeyert. Man verfertigte aus Maizmehle und Honig ein großes Bild, welches man herrlich schmückte. Am Festtage, Festtage. sobald die Sonne aufgieng, wurde das Bild von den jungen Mädchen auf einer Bahre in den Tempelhof getragen, wo jedermann auf die Knie fiel und sich Erde aufs Haupt streute. Denn liefen die Jünglinge mit dem Bilde in Procession nach dem Berge Chapultepeque und einigen andern Orten. Bey ihrer Rückkunft in den Tempel wurde das Bild auf die Höhe des Tempels gezogen, da indessen alles Volk auf der Erde lag und anbetete. Einige Mädchen brachten von eben dem Teige, woraus das Bild verfertigt war, viele Stücke in Gestalt der Knochen. Diese wurden von den Priestern mit Gesängen und Gebeten eingeweihet; hernach wurden viele Gefangene geopfert und mancherley Ceremonien vorgenommen. Endlich zerschnitten die Priester die Teigstücke in Bissen und gaben sie dem Volke ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Jedweder aß seinen Bissen mit großer Andacht, ja mit heißen Bußzähren, und glaubte, er habe das Fleisch seines Gottes gegessen. Alle vier Jahre wurde ein Ablaßfest, welches sie Toxcoatl nannten, zehn Tage lang dem Götzen Tezkatlipuka zu Ehren mit abergläubischem Gepränge gefeyert. Man trug den Götzen in Procession herum, wobey sich

das

das Volk dergestalt geißelte, daß das Blut häufig herabfloß. Diejenigen, die eine Missethat begangen hatten, weinten und baten ihn um Vergebung der Sünden, und die Kriegsmänner baten um Sieg wider die Feinde, damit sie viel Gefangene machen könnten. Jedermann brachte dem Götzen nach Vermögen Geschenke, und endlich endigte sich das Fest mit Abschlachtung eines Gefangenen, der ein ganzes Jahr zuvor dem Götzen vorgestellet war. Die Kaufleute hatten ein Jahresfest, das ihrem Götzen Quatzalcoatl zu Ehren gefeyert wurde. Man kaufte vierzig Tage vorher einen wohlgewachsenen Gefangenen, den man alle Tage badete, mit dem Gewande des Götzen schmückte und mit Leckerbissen futterte. Am bestimmten Tage wurde er um Mitternacht geopfert und sein Herz dem Monde gewebt. Der Leichnam wurde zu dem vornehmsten Kaufmann gebracht und daselbst verzehret. Mit Aufgang der Sonne bezeigten sie dem Götzenbilde ihre Ehrerbietung und machten sich den ganzen Tag lustig, wobey sie sich auf mancherley Weise verkleideten.

§. 112.

Priester.

Außer den sechs Opferpriestern des großen Tempels, welche ihre Aemter auf ihre Kinder vererbeten, hatte jeder Götze und jeder Tempel seine eigene Priester und Oberpriester, welche insgesammt unter dem obersten Opferpriester Topilzin stunden. Ihr Aufzug war fürchterlich und bestand in einem schwarzen Mantel, der auf der

Erde nachschleppte und oberwärts zusammen gefalten war, wie eine Kapucinermütze, welche sie auch über den Kopf zogen. Weil sie ihre Haare und den ganzen Leib mit einem gewissen Fette salbeten, so wurden sie nicht nur über und über haarig, sondern auch die Haare selbst so steif als Borsten, welche überdies von Menschenblut starreten. Sie durften sie niemals auskämmen, auch Hände und Gesichte nur zu gewissen Zeiten waschen. Ihre gewöhnliche Verrichtung war, alle Tage viermal vor den Götzen zu räuchern, nach welcher Ceremonie sie mit einander in einen verborgenen Ort giengen und einige harte Bußübungen vornahmen, da sie sich peitschten, oder sich Blut aus irgend einem Theile des Leibes zapften, welches bey der Andacht aller Merikaner etwas gemeines war. Jedweder Tempel hatte seine Einkünfte, und die Priester wurden für die Peinigung ihres Leibes wichtig bezahlt. Es hat-

Geweihete Jungfrauen,

ten sich auch zu ihrem Götzendienste eine Anzahl Jungfrauen gewidmet. Sie mußten nur 12 bis 13 Jahre alt seyn, wenn sie in den Tempeln aufgenommen wurden. Sie reinigten die Tempel, schmückten sie an Festtagen und bereiteten die Speisen für die Götzen, d. i. für die Priester; denn diese durften nichts essen, als was vor den Altar gebracht worden war. Zu gewissen Zeiten stunden sie des Nachts auf, spielten auf Flöten und Schneckenhörnern und stimmten Lieder mit einem traurigen Tone an; zugleich räucherten sie mit Weihrauch, geißelten sich bis aufs Blut, zer-

stachen ihre Ohren und bestrichen ihre Angesichter mit dem Blute. Nach Ablauf eines Jahres stund ihnen frey, im Tempel zu bleiben oder sich zu verheirathen. Auch junge Mannspersonen und Jünglinge. thaten das Gelübde der Keuschheit. Sie wohnten unter einem Aufseher in einem besondern Gebäude des Tempelhofes, und hatten die Aufsicht über die Kleidung und Rauchfässer und über den immer glühenden Feuertopf vor den Vitzilipuztli. Sie durften vor einer Weibsperson kein Auge aufschlagen, mußten die heiligen Oerter auskehren, das vor dem Götzen brennende heilige Feuer bewachen und unterhalten, und von Haus zu Haus Allmosen sammeln. Bey Nacht mußten sie aufstehen und die Trommeten blasen. Sie stachen sich auch oft mit Pfriemen blutig und bestrichen mit dem Blute die Schläfe bis unten an die Ohren. Nach Ablauf eines Jahres wuschen sie das Blut wieder ab, und denn stund es ihnen frey, im Tempel zu bleiben oder ihn zu verlassen. Die Sorge für das Begräbniß gehörte auch den Leichbegängnisse. Priestern. Einige Mexikaner ließen sich im Hofe ihres Hauses, andre auf einem Gebirge begraben, und noch andre verordneten, man sollte ihre Leiche verbrennen und die Asche nebst ihren Kleidern und Kostbarkeiten in einem Tempel beysetzen. Sobald jemand gestorben war, rief man die Priester herbey, welche ihn auf die Erde huben, und mit seinen besten Kleidern angethan in eine sitzende Stellung brachten. Denn traten die Anverwandten und Freunde vor den Todten, grüßten

ten ihn und brachten ihm Geschenke. War es ein Vornehmer, so wurde seinem Hauskapellan, seinen vornehmsten Bedienten und Leibeigenen die Hälse abgeschnitten, um ihn in der andern Welt zu bedienen. Es war ein Merkmaal einer besondern, den rechtmäßigen Weibern aber besonders eigenen Liebe, die Begräbnißfeyer ihres Mannes durch ihren Tod noch mehr zu begehen. Man gab ihnen auch ihre Kleider, Kostbarkeiten und Schätze mit. Das Begängniß dauerte zehn Tage, und bestund aus einer Abwechselung von Heulen und Singen. Die Priester sangen ein gewisses Todtenamt, richteten dabey den Todten oft in die Höhe, beräucherten ihn lange und spielten traurige Melodien auf der Trommel und Flöte. Wurde er verbrannt, so sammelte ein Priester in gräßlicher Kleidung die Asche sorgfältig, und rührte sie lange Zeit mit einem Stocke unter einem so fürchterlichen Bezeigen durch einander, daß der ganzen Versammlung die Haare zu Berge stunden. Wurde der Kaiser gefährlich krank, so bedeckte man dem vornehmsten Götzen das Gesicht mit einer Larve; starb er, so bekamen alle Landschaften gleich Nachricht davon, weil alle Vornehme bey dem Leichenbegängnisse erscheinen mußten. Die Leiche wurde mit vielen Kostbarkeiten im Tempelhofe verbrannt, und es wurden wenigstens 200 Schlachtopfer dabey geopfert, welches nicht nur Leibeigene, sondern auch Hofbeamte nebst einigem Frauenzimmer waren. Die Asche wurde in ein Gefäß gesammelt und

mit

mit großer Pracht in das kaiserliche Begräbniß auf dem Berge Chapultepeque gebracht.

§. 113.

Die Mexikaner hatten keine geschriebene Gesetze, sondern sie richteten sich nach der Gewohnheit, so von ihren Vorfahren auf sie gekommen. Das Herkommen diente ihnen also anstatt der Gesetze, wenn nicht der Machtspruch des Landesherrn der Sache ein anderes Ansehen gab. Die Hauptverbrechen, welche mit dem Tode bestraft wurden, waren Todtschläge, Räuberey, Ehebruch und die geringste Verabsäumung der Ehrfurcht wider des Kaisers Person und wider die Religion. Die Untreue eines Bedienten wurde auch mit dem Tode bestraft, und diejenigen, welche in öffentlichen Aemtern stunden, hatten sich in diesem Falle keine Verzeihung zu versprechen. Motezuma hatte diese Gewohnheit mit aller Strenge erneuert; er hatte geheime und sichere Kundschafter, die ihn von der Aufführung seiner Bedienten benachrichtigten; er ließ sogar unter der Hand ihre Uneigennützigkeit durch Darbietung wichtiger Geschenke auf die Probe stellen, und derjenige, der sich hintergehen ließ, wurde ohne Barmherzigkeit mit dem Tode bestraft. Zur Verwaltung der Gerechtigkeit waren sowohl Unter- als Obergerichte bestellet. Sie waren mit erfahrnen Männern besetzt, welche ihre Aufmerksamkeit nicht nur auf die Bestrafung der Laster, sondern auch auf die Belohnung der Verdienste richteten. Bey den Prozessen in der ersten Instanz

Justizverwaltung.

stanz verfuhren sie summarisch, ohne etwas niederzuschreiben. Der Kläger und Beklagte erschienen, jedweder mit seinen Zeugen und Beweisen, und die Streitigkeit wurde auf der Stelle entschieden. Wenn die Sache von Wichtigkeit war, daß eine Apellation an ein hohes Gerichte statt fand, so wurde sie etwas länger erwogen. Sie hatten auch Handelsrichter, und es waren auch Polizeymeister in jeder Stadt verordnet, die durch die Gassen der Stadt giengen und die Uebelthäter aufhuben. Diese hielten einen Stab in der Hand, welcher ihr Amt anzeigte, und wurden allezeit von einigen Schergen begleitet. Sie besorgten unter Aufsicht der Gerichtshöfe alles, was eine geschwinde Erörterung erforderte.

§. 114.

Regierungsform.

Mexiko war ein Wahlreich und die Thronfolge war keinesweges erblich; sondern nach Ableben eines Kaisers wurde allemal ein solcher unter den Landesfürsten, dem Adel und der Ritterschaft ausgesucht, von dem man eine gelinde Regierung und eine tapfere Bestreitung der Feinde vermuthen konnte. Die Tapferkeit war die Haupttugend, welche sie kannten, und der Krieg, der ihnen ihre Könige verschaffte, vergrößerte auch ihr Reich immer mehr. Die Kaiserwahl geschah durch 6 Wahlfürsten, unter denen die Caziquen von Tezcuco und Tacuba den vornehmsten Rang hatten, welche auch ihre Würde auf ihre Kinder vererbten. Unmittelbar nach der Wahl mußte der neue Landesherr zu Felde gehen,

Kaiserwahl.

gehen, und entweder eine Landschaft erobern, oder doch wenigstens einen Sieg gegen die Feinde des Reichs erfechten, oder einige Aufrührer zum Gehorsam bringen. Denn hielt er seinen triumphirenden Einzug in die Stadt und wurde vom ganzen Adel, allen Beamten und Priestern in den Tempel des Kriegsgottes begleitet. Hier legten ihm die Kuhrfürsten den kaiserlichen Mantel und Kleidung an, und gaben ihm in die rechte Hand ein goldenes, mit Feuersteinen besetztes Schwert, das ein Zeichen der Gerechtigkeit war, und in die linke einen Bogen und Pfeile, welche die unumschränkte Gewalt über das Kriegsheer andeuteten. Alsdenn setzte ihm der König von Tezcuco die Krone auf, welches eine leichte goldene Mütze war; die vorwärts spitzig zugieng, hinterwärts aber sich herabbog. Einer von den Großen wünschte ihm in einer langen Rede Glück zu seiner Würde und stellte ihm die damit verknüpfte Schuldigkeit vor Augen. Denn ließ ihn der Hoheprieſter schwören, daß er die Religion seiner Voraltern erhalten, die Gesetze und Gewohnheiten des Reichs beobachten und seine Unterthanen mit Gelindigkeit regieren wolle. Er schwur auch, daß es Zeit seiner Regierung zu rechter Zeit regnen, die Flüsse keine Ueberschwemmungen anrichten, und die Felder nicht durch Unfruchtbarkeit, noch die Menschen durch übele Einflüsse der Sonne befallen werden sollten. Durch diesen wunderlichen Eid wollte man ihm nur zu verstehen geben, daß er, weil die Landplagen

Krönung.

plagen gemeiniglich von einer schlechten Regierung herrühreten, mit Mäßigung und Weisheit verfahren sollte, daß man solche Unglücksfälle weder für eine Folge seiner Unvorsichtigkeit, noch für eine Strafe seines übeln Lebens ansehen

Wappen. könnte. Das kaiserliche Wappen bestand in einem Greif, dessen halber Leib einen Adler, die andere Hälfte aber einen Löwen vorstellete. Dieser hatte die Flügel ausgebreitet, als ob er auffliegen wollte, und hielt einen Tyger zwischen den Klauen, welchen er mit Gewalt zu tödten schien. Hiedurch wollte man die Unüberwindlichkeit der

Kaiserliche Schmuck. Kaiser anzeigen. Der kaiserliche Schmuck bestand in einem feinen baumwollenen, mit Gold, Perlen und kostbaren Steinen besetzten Mantel, der auf beyden Schultern fest gemacht war und bis auf die Erde hinunterhieng. An den Füßen trug er goldene Fußsohlen, die mit Riemen befestiget wurden. Insgemein ließ er sich auf einem Sessel von feinem Golde, der mit den seltensten und kostbarsten Federn künstlich gezieret war, tragen. Auf den Seiten giengen vier vornehme Herren, die einen Himmel von grünen Federn über dem Sessel trugen, und voran giengen zween Marschälle mit goldenen Stäben, die sie bisweilen in die Höhe huben, worauf sogleich jedermann auf die Erde fiel, und sich niemand unterstehen durfte, ihn anzusehen. Motezuma

Hofstatt. hatte eine ungemein prächtige Hofstatt und eine Menge von Hofbedienten, wozu er keine andere, als adeliche Personen nahm. Er hatte eine zwiefache

fache Leibwache. Die eine war so zahlreich, daß sie alle Höfe seines Schlosses einnahm. Die andere bestand aus 200 Edelleuten, die täglich im kaiserlichen Pallaste die Aufwartung hatten und theils des Kaisers Person im Schlosse bewachten, theils ihn aller Orten hin begleiteten. Alle Edelleute, nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch im ganzen Reiche, dieneten wechselsweise, und wenn sie die Reihe traf, fanden sie sich aus den entferntesten Städten bey Hofe ein. Diese Leibwache dienete ihm, den Gehorsam des Adels in Uebung zu erhalten, und auch seine tüchtigsten Unterthanen kennen zu lernen. Er hatte auch zur Aufmunterung der Tapferkeit eine Art von Ritterorden erdacht, und die damit begnadigt wurden, trugen besondere Kleider und Ordenszeichen. Es gab Ritter des Adler- des Tyger- des Löwenordens, und jeder Ritter trug das Zeichen seines Ordens, welches in dem Bildnisse gedachter Thiere bestund, an einem Bande um den Hals, oder auf dem Mantel gemalt. Noch stiftete er einen hohen Orden, wozu nur die kaiserlichen Anverwandten und Prinzen gelangeten. Die Ritter, welche Tecuitles hießen, hatten ein Theil ihrer Haare durch ein rothes Band zusammengebunden und große rothe Bänder von ihren Federkronen über die Schultern herabhängen. Die Länge und Anzahl der Bänder war unterschieden, nachdem der Ritter viel oder wenig Verdienste erworben hatte. Sie mußten vor ihrer Aufnahme manche Proben ausstehen und

Ritterorden.

wurden mit vielen Ceremonien aufgenommen, worunter diese die vornehmste war, daß ein Priester ihnen die Nase mit einem spitzigen Tygerknochen oder Adlersklaue durchbohrte, in welchen Löchern sie hernach Goldkörner, Perlen oder Edelgesteine trugen. Motezuma gab selten öffentlich Audienz. Gehör, und wenn es geschah, schickte er sich mit vieler Pracht dazu an. Es geschah allezeit in Gegenwart der Großen und seiner Staatsräthe. Derjenige, der zur Audienz gelassen wurde, mußte barfuß eintreten und drey Verbeugungen machen, ohne sich zu unterstehen die Augen aufzuheben. Bey der ersten Neigung sagte er: gnädiger Herr! bey der andern: mein gnädiger Herr! und bey der dritten: großmächtigster Herr! Der Vortrag mußte auf die allerunterwürfigste Art gethan werden; nachher wurde auf eben die Art Abschied genommen und die Verbeugungen wiederholt, ohne sich umzukehren. Sobald das geringste Versehen dabey vorgieng, so waren sogleich gewisse Bediente bey der Hand, welche solches auf der Stelle bestraften.

§. 115.

Kaiserliche Palläste. Der kaiserliche Pallast in Mexiko war ein Gebäude von ungeheurer Größe und hatte 30 Pforten, die auf eben so viele Gassen stießen. Die Vorderseite war von hellgeschliffnen schwarzen, rothen und weißen Jaspis in schönster Ordnung aufgeführt. Drey große mit Jaspis gezierte Vorhöfe führten zu des Kaisers Gemächern, welche mit Teppichen von der schönsten Federmalerey

malerey geschmückt waren, und deren Decken aus Cedern- Cypressen- und andern wohlriechenden Holze bestunden und mit Laubwerk und anderer erhabener Arbeit ausgelegt waren. Das besonderste war, daß, obgleich die Mexikaner den Gebrauch der Nägel nicht kannten, man dennoch eine so genaue Zusammenfügung der einzelnen Stücke bemerkte, als ob sie aus einem einzigen Stücke bestanden hätten. Motezuma hatte noch einen andern Pallast, der dem kaiserlichen an Größe nichts nachgab, und ebenfalls prächtig ausgeschmückt war. Er hatte das Ansehen einer Festung, und war mit starken und dicken Mauern, auch von einem Raume zum andern mit Thürmen versehen. Er hatte außerdem noch verschiedene Lustschlösser, die zur Zierde der Stadt dieneten. In einem derselben wurden allerley Gattungen von Vögeln aufbehalten, die wegen ihres lieblichen Gesanges und der Schönheit ihrer Federn schätzbar waren. Mehr als 300 Menschen beschäfftigten sich mit Abwartung derselbigen. In einem andern Jagdschlosse wurden die Raubvögel unterhalten, die auf der Reyherbeize abgerichtet waren. In einem Hofe desselben sah man Löwen, Tyger, Bären und andere wilde Thiere, welche in starken hölzernen Behältnissen aufbehalten wurden. An einem geheimen Orte dieses Schlosses soll auch eine unglaubliche Menge von giftigen Thieren, als Ottern, Klapperschlangen, Skorpionen u. dergl. in verschiedenen Höhlen und Behältnissen seyn unterhalten worden. In dem

ersten Stocke dieses für die wilden Thiere angelegten Hofes war eine weitläuftige Wohnung für die Hofnarren, Poßenreißer und Taschenspieler, welche dem Kaiser zur Ergötzlichkeit dienten. Unter ihre Zahl wurden auch die Ungeheuer, als Zwerge, Buckligte und andre, die mit Naturfehlern und Gebrechen behaftet waren, gerechnet. Jedwede Art hatte ihre Aufseher und Lehrmeister, die sie in allerhand Geschicklichkeiten und Geschwindigkeit des Leibes unterrichteten, und es waren einige Bediente dazu bestellt, welche diejenigen, die sich hervorthaten, belohnen mußten. Alle diese Schlösser waren mit großen und wohlunterhaltenen Gärten versehen, worinn die schönsten Blumen und vortrefflichsten Arzeneykräuter angetroffen wurden. Man fand in allen diesen Gärten viele Springbrunnen von süßem Wasser, welche aus den benachbarten Bergen durch verschiedene Wasserleitungen in die Stadt geführt wurden.

Gärten.

Unter allen Gebäuden des Motezuma war das merkwürdigste der Pallast der Traurigkeit, dessen Mauren, Dach und Verzierungen schwarz und von einem traurigen Ansehen waren. Dahin begab sich der Kaiser, wenn ihm ein Anverwandter abstarb, oder bey allgemeinen Landplagen und Vermuthung eines übeln Ausganges einer Unternehmung, wobey eine öffentliche Betrübnißbezeigung erforderlich war. Die Fenster waren klein und mit einer Art Gitter versperret, welche nur wenig Licht durchließen. Außerhalb der Stadt hatte er auch Lusthäuser, welche nahe an Wäl-

Pallast der Traurigkeit.

dern

dern lagen, worinn er seine Jagden anstellete, wovon er ein großer Liebhaber war. Der Kaiser speisete gemeiniglich allein, doch geschah es auch oft öffentlich. Seine Tafel war mit mehr als 200 Schüsseln von unterschiedenen Speisen besetzt, deren einige so schmackhaft waren, daß sie auch den Spaniern gefielen. Ehe er sich zur Tafel setzte, besah er alle Gerichte, und berührte diejenigen mit einem Stäbchen, wovon er essen wollte; die übrigen wurden unter seine adeliche Leibwache ausgetheilt. Die Schüsseln waren von feiner Thonerde, und die Tafeltücher und Servietten von sehr weißer und feiner Kattunleinwand; beydes wurde nur einmal gebraucht und hernach unter die Bedienten ausgetheilt. Einige Hofnarren wohnten jeder Mahlzeit bey und suchten ihn auf eine dergleichen Personen gewöhnliche Art zu belustigen. Hatte der Kaiser einige Stunden geruhet, so mußten die Hofmusikanten eintreten, welche mit Flöten und künstlichen Seemuscheln eine Art von Harmonie machten. Sie sungen auch verschiedene Lieder, deren Inhalt die Thaten und Siege der Kaiser waren. Die mexikanischen Kaiser vermählten sich mit den Prinzessinnen ihrer zinsbaren Fürsten, und Motezuma hatte zwo solche Gemahlinnen, welche den Titel Kaiserinn führten, und mit gleicher Pracht und Vorzügen unterhalten wurden. Die Zahl seiner Kebsweiber belief sich auf 3000, welche insgesammt im kaiserlichen Pallast wohnten. Sobald nur eine vorzüglich schöne Frauensperson im

Kaiserliche Tafel.

Gemahlinnen.

Reiche gefunden wurde, so forderten seine Aufseher sie als einen Tribut ein. Er wurde aber dergleichen Personen bald überdrüssig und verschaffte ihnen alsdenn eine anständige Gelegenheit sich zu verheirathen, und ihre Stelle wurde durch andere ersetzt.

§. 116.

Landeskollegia.

Obgleich der Kaiser durch die Wahl und unter verschiedenen Bedingungen zur Regierung gelangte; so wurde ihm doch, sobald er den Thron bestiegen, eine unumschränkte Gewalt gelassen, und er konnte seine Regierung dergestalt einrichten, als es ihm selbst gefiel, ohne besorgt zu seyn, jemanden dieserhalb Rechenschaft ablegen zu dürfen. Besonders war die despotische Gewalt unter dem Motezuma aufs höchste gestiegen, welcher seine Unterthanen mit aller ersinnlichen Tyranney beherrschte. Das vornehmste Regierungskollegium war der Staatsrath, welcher aus den sechs Wahlfürsten des Reichs bestand. Die Fürsten von Tezcuco und Tacuba wurden nur bey Angelegenheiten von besonderer Wichtigkeit in den geheimen Rath gefordert: die andern viere aber hatten ihre Wohnung und Tafel im Pallaste, damit sie der Kaiser zu aller Zeit um Rath fragen konnte. Sie führten seltsame Titel: der eine hieß Wurfspießfürst; der andere Menschenhauer; der dritte Blutvergießer, und der vierte Beherrscher des schwarzen Hauses. Unter ihnen stunden alle Gerichtshöfe, und alles,

alles, was im Reiche vorgieng, wurde ihnen berichtet. Absonderlich mußten sie auf die Todesurtheile Achtung geben, und niemals wurde eins ohne ihren eigenhändigen Befehl vollzogen. Die Oberrentkammer hatte die Aufsicht über die im Reiche hin und wieder befindlichen Tribunäle zu Einhebung der Abgaben und über alle Einkünfte des Kaisers. An den Justizrath liefen die Appellationen aus allen Untergerichten ein, und ein Kriegsrath hatte mit Anwerbung und Unterhaltung der Soldaten zu thun. Die kaiserlichen Einkünfte hatte Motezuma bis auf fast unerschwingliche Summen erhöhet. Die Gold- und Silberbergwerke, der Tribut der zinsbaren Caziquen, die Salzquellen und andere von Alters her eingeführte Gerechtigkeiten trugen dem kaiserlichen Schatze ein großes ein. Die hauptsächlichsten Einkünfte aber bestunden in den Steuern der Unterthanen. Jeder Ackersmann bezahlte den Drittel des Ertrags des Landes, so er bearbeitete; die Handwerksleute mußten von dem Preise ihrer Arbeit eben so viel entrichten: die Armen mußten unentgeldlich alles dasjenige, was die andern beytrugen, nach Hofe bringen und Handdienste thun. Die um die Hauptstadt liegende Oerter mußten zu seinen Gebäuden, welche er ohne Unterlaß aufführte, Werkzeug und Bauleute herschaffen. Der Tribut der Edelleute bestund darinn, daß sie der Person des Kaisers zur Leibwache und mit einer gewissen Anzahl ihrer Unterthanen unter seiner Armee dienen mußten. Außerdem mußten Einkünfte.

sie unaufhörlich Geschenke bringen, und die schönsten Frauenspersonen im ganzen Reiche wurden ihm als einen Tribut überlassen. Die geringste Untreue oder Nachlässigkeit der Bedienten, welche die Abgaben einnahmen, wurde mit der Todesstrafe belegt; daher unerhörte Gewaltthätigkeiten von ihnen dabey ausgeübt wurden. Die Einkünfte reichten nicht nur hin, die Ausgaben zur Pracht des Hofes zu bestreiten, sondern auch zwey bis drey Kriegsheere im Felde davon zu unterhalten. Hievon blieb noch eine ansehnliche Summe übrig, und die Oberrentkammer mußte Sorge tragen, daß diese in den kaiserlichen Schatz gebracht wurde. Es ward insgesammt zu Golde gemacht, damit es desto leichter aufbehalten werden konnte. Die Mexikaner erkannten keine größere Glückseligkeit, als die in Erlangung der Ehre durch die Waffen bestand. Nur dadurch konnten sich Personen geringern Standes unter den Adel erheben, und daher trachteten alle diejenigen, welche einen Ehrgeiz und Herzhaftigkeit verspürten, die Würden des Krieges zu erlangen, und auf solche Art einen Vorzug vor andern zu gewinnen. Es war eine gewisse Zeit im Dienste bestimmt, wodurch man den Titel eines Soldaten mit vorzüglichen Freyheiten erhielt. Ihre Armeen versammelten sich ohne Mühe, weil die Fürsten und Caziquen der Landschaften gehalten waren, die ihnen anbefohlne Mannschaft auf den bestimmten Sammelplatz zu führen. Motezuma soll dreyßig so mächtige Vasallen gehabt haben, daß

Kriegsstaat.

Armeen.

daß ein jeder 100000 bewaffnete Mannschaft ins Feld stellen konnte. Der Kaiser befand sich gemeiniglich in Person bey der Armee, in seiner Abwesenheit aber stund sie unter der Oberaufsicht eines Generalhauptmanns, dem alle Caziquen gehorchen mußten. Ihre Waffen bestunden in Bogen und Pfeilen, welche letztern in Ermangelung des Eisens mit spitzigen Knochen oder Fischgräten geschärft waren. Sie führten auch eine Art von Wurfspießen, und einige hatten breite hölzerne auf beyden Seiten mit Feuersteinen geschärfte Schwerter, welche sie mit beyden Händen handhabeten. Die Stärksten hatten auch schwere Streitkolben, in welche am Ende eckige Kieselsteine eingesetzt waren. Endlich hatten sie auch Schleuderer, welche die Steine geschickt und weit zu werfen wußten. Die Caziquen und Hauptleute hatten zu Vertheidigungswaffen dicke baumwollene Juppen und hölzerne oder schildkrötene Schilder, die mit Gold und anderm Metall beschlagen waren. Jeder Haufe führte seine besondere Standarte, einen Adler, einen Greif, einen Löwen u. dergl. Bey wichtigen Gelegenheiten wurde die kaiserliche Standarte mit ins Feld genommen und bloß von dem obersten Befehlshaber getragen. Sie war von dem feinsten Golde als ein Netz gewirkt, auch umher mit vielen Federn von mancherley Farbe ausgeziert und hieng an einer langen Stange. Man hatte bisher das Kriegsheer, welches diese Standarte führte, allezeit für unüberwindlich gehalten, bis

Waffen.

Fahnen.

endlich, da die Spanier die ganze Armee schlugen und die Standarte erbeuteten, der Erfolg zeigte, daß es ein bloßes Vorurtheil gewesen. Zur Aufmunterung der Soldaten gebrauchten sie auch eine Feldmusik, die aus Rohrflöten, Meerschnecken und Trommeln bestund. Den Anfang zum Treffen machten sie mit einem ungeheuren Geschrey, beobachteten aber dabey eine gute Ordnung und Mannszucht. Sie verschossen sogleich ihre Wurfspieße und suchten sobald als möglich mit dem Feinde handgemein zu werden und ihre Schwerter und Streitkolben zu gebrauchen. Sie suchten nicht sowohl ihre Feinde niederzumachen, als Gefangene zu bekommen, und derjenige war der tapferste, der die meisten Gefangenen zum Opfer bringen konnte. Motezuma hatte auch Zeughäuser, die von seiner Größe und Neigung zum Kriege zeugeten. In dem einen arbeiteten alle geschickte und vortreffliche Arbeitsleute an allerhand Arten von Waffen unter gewissen Oberaufsehern, welche über die Vielheit und den Werth des verfertigten Rechnung führten. Das andere Haus dienete zum ordentlichen Zeughause, wohin die fertigen Waffen gebracht und woraus sie unter die Kriegsvölker und in die Grenzplätze vertheilt wurden. Die für die Person des Kaisers bestimmten Waffen waren mit Golde und kostbaren Steinen ausgeziert und in den höchsten Zimmern längst den Wänden in schönster Ordnung aufgehängt.

Feldmusik.

Zeughäuser.

§. 117.

§. 117.

Republik Tlaskala.

Die Tlaskalaner, welche sich wider die Macht der Kaiser von Mexiko beständig geschützt und durch die den Spaniern geleistete Hülfe nicht wenig zum Untergange des Reichs beygetragen haben, verdienen noch besonders erwähnt zu werden. Ihr Land war zwar bergig und uneben, aber doch durchgehends fruchtbar. Der Eingang in dasselbe war durch eine hohe 20 Fuß dicke Mauer versperret, die von einem großen Berge zum andern gieng und eine ungemeine Stärke und prächtiges Ansehen hatte. Die Tlaskalaner hatten von den Mexikanern sonst nichts angenommen, als den abscheulichen Gebrauch, ihre Feinde zu opfern und hernach aufzufressen. Die meisten hatten viel natürliches Geschick und lernten alles, oder machten es nach, was man ihnen zeigte. Sie wollten mit Liebe gezogen und gebessert seyn, sie waren mäßig und tapfer, und liebten Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit. Lügen, Ehebruch, Dieberey und sinnliche Lüste, die wider die Natur liefen, wurden mit dem Tode bestraft. Die Trunkenheit war so scharf verboten, daß niemand als alte Greise, die ihre Kräfte im Dienste des Staats zugesetzt hatten, starkes Getränke trinken durften. Landesverräther wurden, nebst ihrer ganzen Anverwandtschaft bis in den siebenten Grad, hingerichtet, und wenn jemand das gemeine Beste hinderte durch solche Unordnungen, welche den Tod nicht verdieneten, so wurde er an die Grenze verwiesen,

Einwohner.

sen, welches die schimpflichste unter allen Bestrafungen war. Junge Leute vom Stande, die ihren Aeltern nicht ehrerbietig begegneten, noch Gehorsam leisteten, wurden als aufkeimende Bösewichter, die dereinstens im Staat lauter Unheil stiften würden, erdrosselt. Die Tlaskalaner giengen nicht nackend, sondern trugen eine
Kleidung. enge Weste, ohne Kragen und Aermel, mit einer Oeffnung, den Kopf durchzustecken. Diese Weste reichte bis an die Knie und über dieselbe trugen sie einen langen Rock von Zwirne gewebet, welchen ihnen eine Pflanze lieferte, die in großer Menge im Lande wuchs. Die Gesetze erlaub-
Vielweiberey. ten nicht nur die Vielheit der Weiber, sondern sie ermahnten auch diejenigen, die mehr als eine Frau ernähren konnten, dazu. Doch führte nur eine oder zwo den Namen der Gemahlinnen und gegen diese trugen die übrigen alle große Ehrerbietung, und es durfte der Mann bey keiner Beyschläferinn liegen, ohne es ihnen vorher zu melden. Die Kinder wurden mit aller Sorgfalt zur Bescheidenheit und Reinlichkeit gewöhnt, und die Caziquenkinder hatten einige Lehrmeister, welche ihnen nicht nur die Vollkommenheit des Gemüths, sondern auch des Leibes beybrachten. Sie liebten die Musik, das Singen und Tanzen und das Ballspiel. Sie waren ungemein aber-
Religion. gläubisch, und ihr Gottesdienst macht ihrer Vernunft nicht so viel Ehre, als ihre Regierungskunst. Sie hatten, nebst erstaunlich vielen Göttern, auch eine Menge Göttinnen, darunter die

Liebe,

liebe, der sie zugleich die Herrschaft über die Winde zueigneten, die vornehmste war. Ihr Tempel war kostbar und ihr Fest wurde alle Jahr mit einer Pracht, welche die ganze Nation herbeylockte, gefeyert. Die Laster hatten ihre Gottheiten sowohl als die Tugenden, und man verehrte die Herzhaftigkeit und die Zagheit, den Geiz und die Freygebigkeit unter sehr seltsamen Gestalten. Weil die gemeine Landplage dieser Gegenden in langwieriger Dürre bestund, so genoß der Wasser- und Donnergott Holoc der allereifrigsten Verehrung. Das Feuer hielten sie für den Gott des hohen Alters, darum weil es keinen Körper giebt, den es nicht verzehren könnte. Sie erkannten bey dieser Vielgötterey zwar eine allerhöchste Gottheit, die sie aber mit keinem Namen belegten. Sie glaubten eine Belohnung und Bestrafung in der andern Welt; Geister, die in der Luft herumschwärmten; neun Himmel, darinn sie wohnten und dahin tugendhafte Leute nach ihrem Tode gleichfals kämen. Die Welt war nach ihren Begriffen zwar ewig, sie hatte aber doch, vermöge einer alten Sage, ihre Gestalt schon zweymal geändert, einmal bey der Sündfluth, das zweytemal durch die Gewalt der Winde und Stürme. Die Erde sollte ihr Ende durchs Feuer nehmen und bis zu einer abermaligen Veränderung, davon sie aber nichts zu sagen wußten, ein Aschenhaufen verbleiben. Sie hatten anfänglich eigene Könige, endlich aber verlohren sie durch einen innerlichen Krieg die Neigung zum

Regierungsform.

zum Gehorsam und entledigten sich von dem Joche. Sie brachten ihre Regierungsart in die Gestalt eines freyen Wesens und wählten viele Caziquen. Sie theilten ihre Flecken in eine Art von Kreisen, und jedweder derselben ernannte einige Personen von Ansehen, die in der Stadt Tlaskala ihren Sitz aufschlagen mußten und den Senat ausmachten, der die Regierung des ganzen Landes besorgte und dessen Entscheidungen in allem Folge geleistet ward. Die Caziquen wurden von dem gemeinen Manne gleichsam angebetet: wenn sie mit ihnen reden wollten, beugten sie sich beynahe bis auf die Erde, schlugen, ohne die mindeste Bewegung zu machen, den Kopf und die Augen beständig nieder und begaben sich, ohne ihnen den Rücken zuzuwenden, hinweg. Durch diese gute Regierungsform hatten sie sich wider die Macht der Kaiser von Mexiko beständig geschützet, und diese sowohl, als die Freyheit, darinn man zu Tlaskala lebte, lockte von allen Seiten Fremde herbey, welche auch ohne weitere Bedingung, als den Landesgesetzen Gehorsam zu leisten, willig angenommen wurden.

Kriegsstaat.

Weil das Wohlseyn des Staats bloß auf der kriegerischen Tapferkeit beruhete, so bestund auch bey den Tlaskalanern der größte Ruhm in derselbigen und sie verstunden nach ihrer Art die Kriegskunst sehr gut. Sie wußten mit Hinterhaltlegen, plötzlichen Ueberrumpeln und andern Kriegslisten sehr wohl umzugehen. Sie wußten mitten im hitzigsten Gefechte, nach Beschaffenheit

heit der Umstände, zu weichen und wieder anzugreifen. Indem nämlich ein Haufen von seiner Stelle wich, so hielt ein anderer ihm den Rücken frey, und so rückten sie wechselsweise bis an Ort und Stelle, wo die Noth dringend, oder ihr Beystand nöthig war. Bey dem geringsten Vortheil erhoben sie ein Siegesgeschrey, riefen ihre Götter an und versprachen die Gefangenen, die sie machten, zu opfern. Dabey machten ihre Trommeln und übrigen Kriegsspiele ein fürchterliches Gelärme. Sie bedienten sich der Bogen und Pfeile, der Schleuder, der Wurfspieße, der Schwerter, und Macanas oder hölzernen Keulen, mit vieler Stärke und Geschicklichkeit. Sie bewaffneten sich nachgehends mit Schilden, und allmählig gebrauchten sie auch Gräben, Minen und Aufwürfe zu ihrer Vertheidigung. Sie wußten einen vortheilhaften Ort auszusuchen und streueten scharfe Spitzen rings um sich, die sie, um den anfallenden Feind zu betriegen, mit Erde bedeckten. Ohngeachtet sie zu Hause die Blöße des Leibes nicht dulden konnten, so fochten sie gleichwohl nackend und mit allerley wunderlichen Farben bemalet. Nur der Adel trug ein durchgenähetes Bruststück von baumwollenen Zeuge, darauf man die Bildnisse von allerley wilden Thieren sah, nebst einer Sturmhaube mit Federn und allerley kostbarem Geschmeide. Die große Treue und der tapfere Beystand, den die Tlaskalaner den Spaniern bey der Eroberung von Mexiko geleistet hatten, bewog den Kaiser Karl V.

sie

sie auf ewig von allen Steuern und Abgaben zu befreyen; die Strenge der spanischen Beamten aber brachte die Stadt Tlaskala doch in Verfall, indem sie unter dem Vorwande, es sey dieser Ort von allen Auflagen befreyet, die Einwohner nach Belieben und ohne den geringsten Lohn zur Arbeit gebrauchten.

§. 118.

Heutige Mexikaner.

Die heutigen Einwohner von Neuspanien sind ein Gemenge von Mexikanern, Spaniern, Kreolen, Mestizen, Schwarzen und Mulatten. Die eingebohrnen Mexikaner haben alle, sowohl Manns- als Weibspersonen, von Natur eine braune Farbe. Die meisten sind ziemlich wohl gewachsen, besonders was die Einwohner der nördlichen Landschaften betrifft. Sie bestreichen sich die Wangen, um sie gegen die Mückenstiche zu verwahren, mit zerstoßenen Kräutern. Gleichfals streichen sie eine gewisse mit Wasser angerührte Erde auf den Kopf, nicht nur um sich abzukühlen, sondern auch damit die Haare schwarz und sanft werden sollen. Sie sind gesitteter als die Indianer in andern europäischen Kolonien, sehr demüthig, unterthänig, furchtsam und gelehrig, und zeigen von dem ehemaligen hohen Geiste ihrer Nation wenig mehr an sich. Heutiges Tages bestehet ihre Kleidung in einem kurzen Wammes und weiten Pluderhosen. Ueber die Schultern hängen sie eine Tilma, das ist ein Mäntelchen von allerley Farben, ziehen es unter dem rechten Arme durch und knüpfen die Zipfel über der linken

ken Schulter zusammen. Sie tragen keine Schuhe, sondern Socken, und die Haare schneiden sie niemals ab. Die Weibspersonen tragen ein Guaipil, das ist einen Sack und über selbigen eine Cobixa, das ist ein Stück feinen Kattun, und wenn sie aus dem Hause gehen, hängen sie noch ein anderes ähnliches Stück über die Schultern. Dieses letztere ziehen sie in der Kirche in die Höhe, ja gar über den Kopf. Ihre Röcke sind enge, mit allerley Figuren von Löwen, Vögeln oder Blumen gezieret, auch hin und wieder mit schönen Entenfedern behangen. Sie wohnen theils in Flecken und Dörfern, theils in den Städten unter den Spaniern. Sie beschäfftigen sich mit dem Feldbau und allerley Handwerkern, und noch bis itzt werden sehr schöne irdene Geschirre von ihnen verfertiget, die in Europa so hoch geachtet werden, daß das Frauenzimmer die Scherben davon benaget. Man findet auch noch unter ihnen geschickte Goldschmiede, und besonders in der Landschaft Mechoacan viele Künstler, welche die schönen Stoffe und Gemälde von Federn verfertigen, die eine den Mexikanern eigene Erfindung sind. Ohngeachtet sie zum Christenthume bekehret sind, so leben sie doch in der größten Unwissenheit und hegen von göttlichen und menschlichen Dingen die lächerlichsten Begriffe. Sie bleiben beständig Götzendiener, indem sie die Bilder der Heiligen als Götter ansehen und anbeten. Die Priester und Mönche verstatten dies und sagen, es wäre

doch besser, als wenn sie gar nicht getauft wären; der Heilige werde sich ihrer erbarmen und aus Liebe zu seinem Bilde sie segnen. Man thut es gern, daß man sie in dieser allgemeinen Blindheit lässet, es wird ihnen daher auch verboten Bücher zu haben, und in ganz Neuspanien sieht man nicht leicht andere als Gebetbücher, Meßbücher und Breviere. Sie werden von den Spaniern in der härtesten Sklaverey gehalten. Man braucht sie zu allerley öffentlichen Arbeiten und in den Bergwerken, sie müssen schwere Abgaben entrichten, außerdem sind sie den Plackereyen und Bedrückungen der Statthalter und ihrer Unterbedienten ausgesetzt, und was diese ihnen noch übrig lassen, das erpressen die Geistlichen und Mönche von ihnen. Es ist also kein Wunder, daß ihre Herren, die so unbarmherzig mit ihnen verfahren, von ihnen aufs äußerste gehasset und verabscheuet werden. Aus Begierde ihrer Knechtschaft ein Ende zu machen, läuft alle Jahre eine große Anzahl von ihnen davon und begiebt sich tiefer ins Land auf unzugängliche Gebirge, von denen sie nie wieder herabkommen, als nur um den spanischen Reisenden aufzupassen und sie zu ermorden. Dergleichen sogenannte Indios Bravos giebt es sehr viele in der Landschaft Guatimala und Costaricca.

§. 119.

Spanier. Die hiesigen Spanier sind entweder Chapetonen oder Kreolen. Erstere besitzen mehrentheils Aemter oder treiben Handlung und haben

eben

eben den Charakter und eben die Sitten, wie die Spanier in Europa. Sie sind ernsthaft, scharfsinnig, träge, stolz und von sich eingenommen. Sie bilden sich auf ihre Herkunft viel ein, welches macht, daß die Kreolen sie beneiden und hassen. Weil sie bey ihrer Ankunft aus Spanien bey diesen eine ganz andere Lebensart und andere Neigungen, als die ihrigen finden, so halten sie diese für halbe Indianer, folglich für halbe Unmenschen, die zu Bedienungen und Regierungsgeschäfften kein Geschick hätten. Die Kreolen erhalten also zu ihrem größten Verdrusse nie die geringste Bedienung, und es ist etwas unerhörtes, daß man einen von ihnen zum Statthalter oder Richter machen sollte, ungeachtet es Corteze, Girone, Alvarados und Gusmane, unstreitige Abkömmlinge der ersten Eroberer, unter ihnen giebt. Die Geringschätzung gegen alles, was nicht aus Spanien kömmt, hat sich sogar unter die Geistlichkeit ausgebreitet; denn selten erlanget ein kreolischer Priester eine Domherrnstelle und noch seltener ein Bisthum. Die Kreolen haben wenig Herz und sind überhaupt genommen weichlich und weibisch. Da sie in einem Klima gebohren sind, wo die Hitze sie entkräftet, hiernächst im Ueberflusse aller Dinge leben; so überlassen sie sich einzig dem Müssiggange und Vergnügen. In der Ueppigkeit trunken verschwenden sie ihr Geld ohne Geschmack und Ueberlegung, aus bloßer Pralerey, und sehen mehr auf das Aeußerliche als auf das Wesentliche. Im Essen und

Kreolen.

Trinken sind sie mäßig; sie genießen aber viel Zuckerwerk und Chokolade, die sie auf mancherley Art zubereiten. Sie beschäfftigen sich meistens mit Galanterien und Liebesgeheimnissen, und suchen sich nach Art der alten Spanier bey dem schönen Geschlechte durch abentheuerliche Thaten und Reden, durch eine elende Musik, durch abgeschmackte Verse und durch einen närrischen Aufwand beliebt zu machen. Ein neuer Grund ihres Hasses gegen die europäischen Spanier ist dieser, daß das kreolische Frauenzimmer von den Chapetonen so eingenommen ist, daß es auch die ärmsten von diesen den reichsten Kreolen vorziehet. Die kreolischen Weiber sind schön, unterscheiden sich aber weder durch Vernunft, noch durch häusliche Tugenden. Die Neigung zur Pracht ist allen Ständen gemein, vornehmlich in der Hauptstadt Mexiko. Man siehet hier Kutschen, deren Zahl man über 4000 schätzet, die kostbarer sind, als an den vornehmsten Höfen in Europa. Um sie zu verzieren, erspart man weder Gold noch Silber, weder Edelsteine noch kostbare Stoffe. Die Pferdezäume sind mit Edelsteinen besetzt, und alles, was anderwärts von Eisen ist, ist hier von Gold und Silber. Nichts ist gemeiner, als auf den Hüten der Leute von Stande Rosen von Diamanten, und Schnuren von Perlen auf den Hüten der geringsten Handwerksleute zu sehen. Die Kutschen der Mannspersonen werden von einer Menge schwarzer Sklaven, in mit Gold und Silber besetzten Livreyen,

Große Pracht.

in

in seidenen Strümpfen, mit Bandschleifen an den Schuhen und mit dem Degen an der Seite begleitet. Die kreolischen Damen haben einen Haufen Mulattinnen in ihrem Gefolge, die so wollüstig angekleidet sind und ein so gefälliges Wesen haben, daß sie den meisten Spaniern besser gefallen, als ihre Frauen. Sie tragen gemeiniglich einen Unterrock mit goldenen und silbernen Borten besetzt. Ihre Leibstücke haben keine Aermel und werden mit einem Gold- oder Silberbande zugeschnürt. Ihre Leibgürtel sind von Golde gewebt, und mit Perlen und Edelsteinen geschmückt. Die Aermel sind von holländischer oder chinesischer Leinwand, sehr weit, vorne offen, mit Seide, Gold oder Silber gestickt, und hängen bis an den Rocksaum herunter. Den Kopf bedecken sie mit einer gestickten Haube, worüber sie eine Florkappe stürzen, und den ganzen Hals und Busen mit zarter Leinwand. Sie hängen noch, wenn sie ausgehen, einen Mantel von der feinsten Leinwand mit Band besetzt um sich; meistentheils hängen sie ihn über den Kopf, so daß er bis an die Mitte des Leibes reicht, folglich ihren Gürtel und übrigen Schmuck sehen lässet. Statt des Mantels hängen andere einen kostbaren seidenen Rock über den Kopf, wovon sie einen Theil über die Achseln schlagen und das übrige mit der Hand empor halten. Ihre Schuhe sind ungemein hoch und viele haben mit einem silbernen Rande besetzte Sohlen. Diese Weibspersonen sind meistentheils Leibeigene, oder sie

sind es doch gewesen, und haben ihre Freyheit bloß der Liebe zu verdanken

§. 120.

Manufakturen. Das Land ist mit Handwerksleuten schlecht versorgt, nicht nur was dergleichen Arbeit betrifft, die man im Kriege und zur Schiffahrt nöthig hat, sondern auch für die allergemeinsten Dinge, so daß man fast alles aus Europa kommen lassen muß. Die Manufakturen bedeuten auch wenig oder gar nichts; denn ob man wohl zu Puebla de los Angelos sehr gute Tücher, die den spanischen gleich geschätzt werden, gute Hüte und Gläser verfertigt, so ist es doch bey weitem nicht

Handlung hinlänglich. Die Handlung ist die wichtigste Beschäfftigung in Neuspanien und ungemein einträglich; daher sich auch fast jedermann, die Geistlichen und Mönche nicht ausgenommen, damit abgiebt. Die vornehmsten Häfen sind Vera Cruz am mexikanischen Meerbusen und Aqua-

zu Vera Cruz, pulko an der Südersee. Vera Cruz ist der vornehmste Hafen in ganz Neuspanien und man findet vielleicht auf dem Erdkreise keinen Ort, der eine so weitläuftige Handlung triebe, als dieser. Es kommt hier jährlich aus Spanien eine Flotte an, welche aus Europa Waaren von unsäglichem Werthe mitbringet. Es wird alsdenn hier ein Markt gehalten, der dem zu Portobello gleicht, aber länger dauert. Die aus Europa kommenden Waaren werden auf Pferden und Mauleseln, oder auf Wagen mit Ochsen bespannet, nach Mexiko und andere Oerter gebracht. Alle Schätze

aus

aus Mexiko kommen hier zusammen; auch die ostindischen Schätze, welche die philippinischen Aquapulkofahrer mitbringen, werden größtentheils hieher gebracht. Auch aus Peru und andern amerikanischen Ländern kommen eine Menge Güter hieher, und diese Handlung machet diese kleine Stadt dermaßen reich, daß sie für den Mittelpunkt aller Schätze und Bequemlichkeiten beyder Indien gelten kann. Die Rückladung der spanischen Flotte bestehet in Silber, Kochenille, Kakao, Leder, Färbeholz und andern Waaren. Ohngeachtet nun nach den königlichen Verordnungen keine andere als spanische Kaufleute an dieser Handlung Antheil haben sollen; so ziehen doch die Engländer und Franzosen, die die europäischen Manufakturen und Waaren darzu hergeben, den besten Vortheil davon. Die Statthalter, ihre Beamten und die reichen Handelsleute helfen einander die königlichen Verordnungen unterschlagen oder doch in Vergessenheit bringen. Meistentheils wird in den spanischen Häfen falsch in die Register eingetragen, und ein Paß von den königlichen Beamten lässet alle nur beliebige Waaren vor den Augen derer, die um den Betrug wissen, ungehindert durchgehen. Aquapulko ist eher ein Dorf als eine Stadt, sie wird bloß von Mulatten und Schwarzen bewohnt, indem die spanischen Kaufleute, wenn ihre Handelsgeschäffte geendigt sind, sich an andere Oerter begeben. Gegen den Anfang des Decembers bekommt sie ein ganz anderes Ansehen und wird zu Aquapulko,

einer der reichsten Märkte in der Welt. Alsdenn läuft die große Gallione, wodurch die Gemeinschaft zwischen Amerika und den philippinischen Inseln unterhalten wird, nach einer Reise von 3000 Seemeilen, in diesen Hafen ein und ladet die kostbarsten Waaren aus China und Ostindien hier aus. Diese Waaren werden auf Maulthieren nach Meriko gebracht, und wenn diese Hauptstadt hinlänglich versorgt ist, schickt man das übrige nach Vera Cruz und von da nach den antillischen Inseln und den übrigen amerikanischen Provinzen. Zu gleicher Zeit kommt eine Gallion aus Lima mit peruanischen Schätzen an, welche gegen die asiatischen Waaren vertauscht werden. Bey diesem Handel haben alle Einwohner zu Aquapulko Gelegenheit in kurzer Zeit sich unmäßig zu bereichern; sogar der Pfarrer gewinnt zuweilen in einem Jahre bis 14000 Piaster, so theuer läßt er sich seine Amtsverrichtungen, besonders aber die Beerdigung der Fremden, welche in der Stadt oder auf den Schiffen sterben,
zu Meriko. bezahlen. Da alle Waaren, die von Aquapulko nach der Nordsee, und von Vera Cruz nach der Südsee gebracht werden, über Meriko gehen; so ist leicht zu erachten, daß diese Stadt an dem wichtigen Handel großen Antheil nimmt und eine der reichsten Städte in der Welt ist. Sie hat einen ungemein großen Marktplatz, dessen eine Seite mit einem bedeckten Gange eingefasset ist, daran Kaufläden stoßen, die mit allerley Gattungen kostbarer seidener Zeuge angefüllet sind. In

der

der Gasse Plateria oder Goldschmidsgasse kann man in weniger als einer Stunde für viele Millionen Perlen, Edelsteine, Gold- und Silberwerk sehen. Die Augustinergasse wird von Seidenhändlern bewohnt, und in der Tacubagasse, die die längste und breiteste in der Stadt ist, sind fast alle Läden mit Eisen- Staal- und Kupferarbeit angefüllet. Die Adlergasse hat in Ansehung der Pracht der Häuser den ersten Rang, und hier wohnen die meisten spanischen Großen. Alles Silber aus ganz Neuspanien muß nach Mexiko geschafft und daselbst in der Münze angegeben werden, und dieses soll jährlich auf 2 Millionen Mark betragen, das ungerechnet, was heimlich eingebracht wird. Es werden alle Jahr 700000 Mark in Piasters gemünzt. Der König bekommt außer dem fünften Theil noch einen Real von der Mark, welchen man die Lehnsgebühren nennet. Obwohl jede Privatperson das Recht hat, Geld schlagen zu lassen; so wird doch das meiste auf Rechnung der Kaufleute gemünzt. Diese kaufen alles Silber, das sie kriegen können, und behalten von jeder Mark 2 Realen zurück, einen für die Lehnsgebühren und einen für die Prägekosten. Man münzet Stücken von 8 Realen, von 4, von 2, von 1 und von einem halben Realen. Man nennet abgekürzt Stücken von Achten ein Stück Silber, das 8 Realen gilt. Im Golde schlägt man Stücken von 16, 8, 4, und 2 Stücken von Achten. Die Bedienungen der Münzbe-

Münze.

dienten sind ungemein einträglich, und der Schatzmeister hat jährlich 60000 Stücken von Achten Einkünfte. Weil man kein Kupfergeld hat und die geringste Silbermünze einen halben Real beträgt, so sind noch heutiges Tages, wie vor der Eroberung, die Kakaobohnen die Scheidemünze. Man rechnet deren 60 oder 80 Stücke für einen Real, nach Beschaffenheit des Preises des Kakao, der niemals einerley ist.

§. 121.

Religion. Die Einwohner in Neuspanien sind für die katholische Religion sehr eingenommen, und die Indianer geben den Spaniern darinn so wenig als in der strengsten Beobachtung aller äußerlichen Andachtsübungen etwas nach. Insonderheit lieben sie, sich bey Processionen zu zeigen, wobey man aber die lächerlichsten Auftritte zu sehen bekommt. Vor dem heiligen Sacramente gehen vermummte Leute her, welche Purzelbäume machen; andere schlagen Räder; andere tragen eingewickelte Katzen und Schweine, die mit ihrem Mauzen und Grunzen, nebst den Menschenstimmen, die dazu kommen, ein wunderliches Concert machen. Zu Weihnachten bey der Mitternachtsmesse sieht man jedermann, Mönche und Layen, nach Musik tanzen, unter Stellungen und Geberden, wie bey den Masken eines Karnevals. Die Layen verkleiden sich in Engel, die Mönche in Teufel; beyde schimpfen einander wie der gemeinste Pöbel, und schlagen sich mit Fäusten so lange, bis die schwächste

Par-

Parthey die Flucht ergreift. Die Mönche der verschiedenen Orden zanken sich um den Vorsitz und balgen sich ofte so ernstlich, daß Leute dabey verwundet werden, die man wegtragen muß. Die Geistlichkeit ist ungemein zahlreich und die Priester, Mönche und Nonnen machen mehr als den fünften Theil der freyen Einwohner des Landes aus, und sie allein besitzen den vierten Theil der Einkünfte des ganzen Königreichs. Die Indianer haben eine ungemeine Ehrfurcht für sie, besonders für die Mönche, und diese misbrauchen das Zutrauen dieser Unglücklichen, ihnen alles, was sie durch ihre Arbeit verdienen, zu entreißen. Die meisten sind aus Spanien gekommene Herumläufer, die, ohne auf ihren Stand zu sehen, nur suchen geschwind reich zu werden. Weil auch die Spanier auf keine sichere Mittel etwas zu erwerben denken, so bezeigen sie wenig Lust zum Heirathen und ziehen das Klosterleben vor, wo sie Ruhe, Ansehen und Reichthum beysammen finden; und dies füllet die Klöster mit Mönchen und Nonnen an. Jene haben sich so vermehret, daß man in der Hauptstadt allein mehr als 50 Klöster zählet, davon der größte Theil sehr reich und von Privatpersonen gestiftet ist, welche sich durch diese Art von Freygebigkeit hervorzuthun suchen. Einige lassen kostbare Altäre in den Kapellen der Heiligen anrichten; andere beschenken die Marienbilder mit goldenen Kronen, Ketten und Lampen. Ein Kreol, wenn er stirbt, glaubt seiner Seligkeit gewiß

Geistlichen.

wiß zu seyn, wenn er der Kirche große Summen hinterlässet. Oefters werden seine Gläubiger oder Verwandte vergessen, die Güter aber kommen an die Klöster. Daher findet man nirgends so prächtige Kirchen und Klöster als hier. Dächer und Balken sind vergoldet, die meisten Altäre mit Säulen von Marmor geziert und ihre Stuffen von kostbarem Holze verfertigt. Die Tabernakel sind dermaßen kostbar, daß der geringste auf 20000 Dukaten geschätzt wird. Der innerliche Reichthum an goldenen und silbernen Heiligthumskästchen, an Kronen, an Edelgesteinen, an Meßgewanden und Tapeten könnte die Einwohner eines weitläuftigen Landes zu vermögenden Leuten machen. Die Unwissenheit der meisten Priester und Mönche ist erstaunend groß und ihre Lebensart ist fast durchgängig üppig, weichlich und liederlich. Sie maßen sich des Vortheils der Handlung um so viel unverschämter und freyer an, da sie sich mit der Heiligkeit ihres Amtes und dem Misbrauch der geistlichen Waffen fürchterlich machen. Ihre Zellen sind aufs prächtigste ausgeschmückt und in ihrer Kleidung zeigen sie ebenfalls eine ausschweifende Pracht. Ein Franciskaner begiebt sich zu Pferde, von einem Bedienten begleitet, zu einem Sterbenden, den er berichten soll. Unter seiner heraufgenommenen Kutte zeigen sich seidene Strümpfe, kordouanene Schuhe, Beinkleider von holländischer Leinwand und eine vier Finger breite Spitze um die Knie. Andere Mönche tragen unter ihren

weiten

weiten Aermeln seidene durchgenähete Kamisöler, gestickte Manschetten und Hemden von holländischer Leinwand. Eine bey den Mönchen in Mexiko eingeführte Gewohnheit ist, daß sie die Nonnen in ihren Klöstern besuchen, einen Theil des Tages sich das Vergnügen machen, ihre Musik anzuhören und mit ihnen Zuckergebacknes zu essen. Das Kirchenregiment wird von dem Erzbischof von Mexiko und sieben Bischöfen verwaltet, und die Inquisition hat in den vornehmsten Städten ebenfalls ihre Tribunale. Der Pabst ziehet jährlich ansehnliche Summen für verschiedene Bullen; besonders wird eine gewisse Abgabe mit größerm Eifer bezahlt, als die königlichen. Sie gründet sich auf eine Bulle, vermöge deren ein jeder, der fremde Güter besitzt, ohne es zu wissen, sicher, ruhig und mit gutem Gewissen das Eigenthum davon behält, wenn er von 30 Dukaten 12 Realen abgiebt.

GEOGRAPH. P. A. N. MEXICO

§. 122.

Justizwesen.

Die Justiz wird, wie in andern spanischen Provinzen, durch Alkalden und Regidoren verwaltet; es wird aber theils über die Unwissenheit, theils über die Ungerechtigkeit der meisten Richter sehr geklagt. Sie sind gegen die offenbarste Billigkeit blind und taub, verkaufen die Gerechtigkeit um Geld und saugen die armen Indianer bis auf das Mark aus. Die Appellationen gehen an die drey Audiencias zu Mexiko, Guatimala und Guadalarara, welche aus einer gewissen Anzahl von Richtern bestehen, die in verschiedenen Kammern

mern vertheilt sind. In der ersten hat der Unterkönig den Vorsitz, und nimmt seinen Platz, wenn es ihm gefällig ist. Die Stelle eines Unterkönigs von Mexiko ist die größte, die der König von Spanien zu vergeben hat, und die reichste Statthalterschaft in der ganzen Welt. Die Gewalt desselben ist nicht so unumschränkt, daß der ganze Rath sich nicht dem, was wider die Gesetze und das gemeine Wohl läuft, widersetzen könnte; da aber allen Gliedern desselben daran gelegen ist, ihr Oberhaupt beständig zu schonen, so bedienen sie sich ihrer Gewalt nicht, als nur bürgerliche und peinliche Sachen zu schlichten. Er bekommt alle Jahre 100000 Dukaten von den Kroneinkünften, und kann durch die Handlung und andere Mittel unermeßliche Reichthümer erwerben. Seine Regierung dauert ordentlich 5 Jahre; die meisten aber erhalten durch Geschenke von dem Rath von Indien die Verlängerung auf 10 Jahre. Unter ihm stehen die Statthalter von 22 Provinzen, worinn das ganze Reich vertheilt ist. Diese sowohl, als die Statthalter der Städte, müssen dem Unterkönige, der sie ernennt, ansehnliche Summen bezahlen. Es giebt Statthalterschaften, die in weniger als 2 Jahren 200000 Thaler abwerfen. Erstlich fängt man mit den kleinern an, hernach setzen die zufälligen Gewinnste nebst der Ersparung den Besitzer in den Stand, wichtigere zu erkaufen. Daher saugen auch die meisten dieser Beamten, aus unersättlicher Habsucht und um die Zeit zu nutzen, die armen Völker

Regierung.

ker aus und betriegen die Krone um ihr Eigenthum. Diejenigen, die nach ihnen kommen, haben dieselben Neigungen; niemand aber sorget nützliche Anstalten zu machen, indem sich der Nachfolger, sobald er es seinem Gewinne nachtheilig erachtete, nicht darnach richten würde. Diese Erpressungen und üble Verwaltung machen, daß man überall eine Menge Unglücklicher siehet, welche ihr Elend zur Verzweiflung bringt; daß die festen Plätze in schlechtem Vertheidigungsstande sind, und daß sie weder Soldaten, noch Gewehr, noch Vorräthe haben. Die Truppen werden nicht ordentlich bezahlt und müssen sich mit Plünderung der Indianer behelfen. Niemals werden sie in den Waffen geübt; kaum sind sie bekleidet, und man sähe sie eher für Bettler und Spitzbuben als für Soldaten an. Die spanische Herrschaft ist daher in Mexiko nicht so fest gegründet, daß sie durch eine allgemeine Empörung nicht einmal sollte zu Grunde gehen können.

Einkünfte des Königs von Spanien.

Die königlichen Einkünfte fließen hauptsächlich aus dem fünften Theil aller Erze, der dem Könige gehört, so wie der Fünfte von Perlen und Edelsteinen, wozu noch anderthalb vom Hundert wegen der Ausfuhre kommt, ingleichen, was von allen in Mexiko geschlagenen Münzen entrichtet wird. Dem Könige gehört auch die Hälfte der verborgenen Schätze, welche in den alten Wohnungen gefunden werden, indem die Indianer sie in die Erde zu vergraben pflegten, wegen der Bedürfnisse, die sie nach ihrem Tode nöthig zu haben

haben glaubten. Die Güter derer, welche ohne Erben sterben, werden zum Nutzen des Königs eingezogen. Die andern Abgaben sind, die auf Spielkarten gelegt sind; der Zwanzigste von allen Manufakturen, die aus Spanien gebracht werden; der Fünf und zwanzigste von allem, was im Lande verkauft, gekauft und vertauscht wird; von Testamenten, Schenkungen oder Aemtern; Gebühren wegen verbotener Waaren, wegen des Genusses einer offengewordenen Stelle; zwey Piasters von jedem Schwarzen, welcher in das Land kommt; der Tribut der Indianer. Aus allen diesen Quellen müssen nothwendig erstaunende Summen in die königlichen Kassen fließen; sie werden aber durch beständigen Unterschleif ungemein verringert; und bey dem Fünften vom Golde und Silber wird der König dergestalt betrogen, daß nicht ein Viertel davon in den Schatz kommt.

Das XI. Hauptstück.

Von Neumexiko.

§. 123.

Lage. Neumexiko ist ein ungemein großes Land gegen Mitternacht von Neuspanien, welches aber noch großentheils unbekannt ist. Es wurde dieses Land vom Markus de Nisa im Jahre 1528 entdeckt, und seitdem haben

haben es sich die Spanier zugeeignet und einige Städte darinn angelegt. Die Größe desselben kann aus Mangel gehöriger Nachrichten nicht bestimmt werden. Die Grenzen gegen Mitternacht sind noch unbekannt, gegen Morgen liegt Florida, gegen Mittag Neuspanien, und gegen Abend ein großer Meerbusen, welcher Mar Vermejo oder die Purpursee genannt wird. Das Klima ist unter einem gemäßigten Himmelsstriche ganz angenehm und gesund; doch fallen die täglichen Winde und Donnerwetter in diesen Gegenden sehr beschwerlich. An vielen Orten ist das Erdreich wohl gebaut und fruchtbar, und trägt alles, was zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit des menschlichen Lebens beytragen kann. Die Thäler und die Gegenden um die Flüsse haben gute Weyde für das Vieh, auch Holz zum bauen und brennen. Es wird viel Getreyde, Kakao und Wein hier gebauet und nach Neuspanien gebracht. An andern Orten ist das Erdreich rauh, sandig und unfruchtbar, und man trifft auch viele Gebirge an. In den Wäldern giebt es Tyger, Bären, Löwen und wilde Ziegen, und auf der Küste findet man eine Art von Kühen, deren Fell einer Bockshaut, die Haare am Halse einer Löwenmähne, und der höckrige Rücken dem Rücken eines Kameels gleicht. Die Flüsse haben viele Fische, und im Purpurmeer wird eine starke Perlenfischerey getrieben. Die Spanier haben hin und wieder Gold- und Silbergruben entdeckt, welche mit gutem Erfolge gebauet werden. Die Einwohner

Grenzen.

Beschaffenheit und Produkte.

Einwohner.

dieses Landes bestehen aus vielen Völkerschaften, welche sich sowohl durch die Sprache, als in ihren Sitten unterscheiden. Sie sind von mittelmäßiger Statur, eines magern und bleichen Angesichts, einfältig, faul und abergläubisch. Einige führen eine herumschweifende Lebensart und ziehen mit ihren Heerden herum, andere wohnen in Flecken und Dörfern und werden von Caziquen regiert. Die zahlreichste Nation sind die Apaches, welche sich zu beyden Seiten des Flusses del Norte niedergelassen haben. Sie sind in vier Stämme getheilt, leben unter Zelten, sind kriegerischer Neigung, heirathen mehr als eine Frau, und bethen die Sonne und den Mond an. Die Jesuiten haben viele von den Einwohnern zum Christenthum bekehrt, sie gesittet gemacht, und den Acker- und Weinbau und die Handlung gelehrt. Die Spanier haben das Land in 18 Provinzen abgetheilt; es verbleiben ihrer aber noch viele theils zu entdecken, theils zu erobern. Es wird durch einen Statthalter regiert, welcher seinen Sitz in der Hauptstadt Santa Fe hat.

§. 124.

Kalifornien

Zu Neumexiko wird von einigen auch Kalifornien, welches auch Neuandalusien heißt, gerechnet. Dieses Land wurde 1535 vom Cortez entdeckt und S. Philipp genannt. Bis auf den Anfang dieses Jahrhunderts hat man es für eine Insel gehalten, man weis aber nunmehro, daß es eine Halbinsel ist. Ohngeachtet es ein sehr armes Land ist, so haben doch die

Spanier

Spanier fast binnen 200 Jahren alles angewandt, sich dessen zu bemächtigen, weil es für sie sehr wichtig ist, zur Sicherheit sowohl der nördlichen Küsten von Neuspanien längst dem Südmeere und der dortigen Perlenfischerey, als der Handlung der philippinischen Inseln mit Neuspanien; denn die große Gallion, die jährlich von Manilla nach Aquapulko gehet, muß in einem der kalifornischen Häfen einlaufen, sich zu erfrischen. Nachdem viele Statthalter und Unterkönige die äußerste Mühe vergeblich angewandt hatten, dieses Land zu erobern, so haben es endlich die Jesuiten allein der spanischen Herrschaft unterthänig gemacht. Der Pater Salva-Tierra gieng zuerst als Missionar im Jahre 1697 nach Kalifornien, mit Befehl, das Land im Namen des Königs in Besitz zu nehmen. Es wurde ihm, zu seiner und der andern Missionarien Beschützung, ein Haufen Truppen mitgegeben, die seinen Befehlen völlig unterworfen waren. Dieser letzte Umstand erregte den Neid der Audiencia zu Mexiko, und die Jesuiten mußten 30 Jahre lang alle ersinnliche Widerwärtigkeiten erfahren. Man beschuldigte sie, sie wollten sich der Perlenfischerey ausschlußweise bemächtigen, und man verklagte sie deswegen bey dem Könige von Spanien; allein ihre Vorstellungen drangen durch bey dem spanischen Rathe, und die Truppen mußten sowohl in Ansehung der bürgerlichen als geistlichen Angelegenheiten unter ihrer Aufsicht stehen. Sie predigten den Kaliforniern das Christenthum,

sammelten die Neubekehrten in Flecken und Dörfern, und theilten das Land in Missionen, deren sie hauptsächlich viere errichteten, nämlich: Loretto, S. Xaver, unsere liebe Frau von Schmerzen und S. Johann. Die Grenze von Kalifornien gegen Mitternacht ist unbekannt, gegen Morgen ist das Purpurmeer, und gegen Abend und Mittag das Südmeer. Die Länge wird auf 300 Meilen geschätzt und die Breite beträgt höchstens 40 Meilen. Das Erdreich ist größtentheils unfruchtbar, mit Felsen und Sande überhäuft, von Wasser entblößt, folglich zum Ackerbau und Pflanzungen wenig geschickt; doch sind an den Küsten einige Gegenden zum Anbau tüchtig, welche auch von verschiedenen Flüssen beströmt werden. Mitten im Lande findet man Thäler und Gebirge, wo sich alle Arten von Thieren aufhalten. Unter den Bäumen ist der vorzüglichste eine Art von Buchen. Der Baum hat keine Blätter, gerippte Zweige und eine Frucht, die der wilden Kastanie gleicht und Stacheln hat. Das Fleisch gleicht den Feigen, nur daß es weicher und saftiger ist. Die Zeit da man sie einsammelt, ist für die Kalifornier eine festliche Zeit, wo sich jedermann lustig macht. Die Missionarien haben Pferde, Maulesel, Rindvieh, Schafe, Ziegen und Schweine dahingebracht, welche insgesammt sehr gut fortgekommen sind. Die Verschiedenheit der Vögel ist hier unzählich: unter andern ist eine Art von Wasserhühnern merkwürdig. Sie gleichen einer Gans,

Grenzen.

Beschaffenheit.

haben

haben Beine wie ein Storch, einen Fuß langen Schnabel und sehr großen Kropf, worinn sie die Vorräthe, die für ihre Jungen bestimmt sind, behalten. Die Liebe dieser Vögel für einander ist zu bewundern, und wenn einer unter ihnen krank und unvermögend wird, so bringen ihm die andern seine Nahrung, welche in Fischen besteht. Von Gold- und Silberminen sind hier häufige Spuren angetroffen worden. Das Land wird von verschiedenen Nationen bewohnt, die an Eigenschaften und Sitten den übrigen Wilden in Amerika ziemlich gleichen. Sie haben eine sehr braune Farbe und eine leidliche Gesichtsbildung, welche sie aber durch Schminke und Farben verstellen. Sie durchbohren die Lippen, Nasen und Ohren, um allerhand Putz daran zu hängen, und beschmieren den ganzen Leib mit einer Salbe, um sich vor dem Ungeziefer zu schützen. Sie haben einen sehr schwachen, eingeschränkten Verstand: ihre Begriffe gehen nicht weiter als sie sehen, und die einfachsten Beurtheilungen übersteigen ihre Kräfte. Sie kennen weder Ehre noch Ruhm, und wissen nicht, was das ist, so zu handeln, daß man sich einen Vortheil verschaffe oder Schaden abwende. Sie sind schläfrig und unbeständig; sie werden leicht böse, besänftigen sich aber bald wieder, wenn man ihnen nachgiebt, und denn ist nichts zuniederträchtig, das sie nicht aus Furcht begehen. Doch sind sie weder boshaft noch lasterhaft, kennen keine Dieberey und Zank, sind sanftmüthig und gelehrig und

Einwohner.

leben in vollkommener Eintracht. Ehe die Mi-
Kleidung. sionarien ins Land kamen, giengen sie nackend: itzt verfertigen sie aus den Fasern der Palmblätter eine Art Zeug, wovon 2 Stücke den Rock abgeben, der bis auf die Füße gehet, das dritte aber als ein Mantel gebraucht wird, der den Oberleib bedecket. Der Kopfputz bestehet in einer Art von Netz von eben der Materie. Sie tragen auch Halsbänder von Perlenmuscheln, mit Rohre, kleinen Muscheln und Nußkernen durchflochten. Einige schmücken auch ihre Köpfe mit Perlen und Federn, die sie in die Haare flechten. Zuweilen nehmen die Weiber eine Haut um sich von Seewölfen, Füchsen oder andern Thieren, die die Männer auf der Jagd erlegen. Eines ihrer großen Feste ist der Tag, wo sie die Häute aller im Jahre getödteten Thiere unter sich austheilen. Bey diesen und andern Festen belustigen sie sich mit Schmausen, Singen und Tanzen und spielen zusammen kleine Lustspiele. Ihre Tänze sind von vielerley Art und stellen die verschiedenen Umstände ihrer Jagd, Fischerey, Kriegesübungen und Reisen vor. Ihre Häuser be-
Wohnungen. stehen in kleinen Hütten, wo sie sich kaum, wenn sie schlafen, ausstrecken können, und diese tragen sie von einem Orte zum andern, so ofte sie sich genöthigt sehen, ihren Unterhalt anderwärts zu suchen. Ihr Hausrath bestehet in einem Wurfspieße, einer Schüssel, einer Schale, einem kleinen Stück dürren Holz Feuer anzumachen, einem Sack zu den Vorräthen und einem andern

an

en eine Stange gebunden, um die Kinder darin-
nen zu tragen. Bey einigen dieser Völker war Heirathen.
die Vielweiberey erlaubt, bey andern hatten nur
die Oberhäupter zwo Weiber, die übrigen aber
begnügten sich mit einer. Der Ehebruch war
ein unverzeihliches Verbrechen, ausgenommen
bey Festen und Kampfspielen, wo der Ueberwin-
der berechtigt war, sich der Frau des Ueberwun-
denen zu bedienen. Die Verheirathungen ge-
schahen ohne Ceremonien: ein junger Mensch
überreichte dem Mädchen, das er liebte, einen
Krug; stund er ihr an, so machte sie ihm ein
ähnliches Geschenk, und durch diese gegenseitige
Schenkungen wurde die Hochzeit unter Schmau-
sen und Tanzen vollzogen. Sobald eine Frau
niedergekommen war, badete sie sich und ihr
Kind in einem Flusse und that hernach ihre Haus-
verrichtungen; der Mann saß indessen in der
Hütte, stellte sich 3 bis 4 Tage krank und em-
pfieng Wochenbesuche. Sie hatten weder Tem- Religion.
pel noch äußerlichen Gottesdienst. Sie erkann-
ten ein erstes Wesen, welches sie aber weder anruf-
ten, noch ihm einige Dankbarkeit erwiesen. Den-
noch hatten sie Priester, die ein heimlich Ver- Priester.
ständniß mit den unsichtbaren Geistern vorgaben,
und sich über diese dummen und furchtsamen
Leute eine unumschränkte Gewalt anmaßeten.
Die Priester nahmen zugleich den Titel der Aerzte
an, und wen sie nicht durch Zauberkünste hatten
furchtsam machen können, den schreckten sie durch
Furcht des Todes. War der Kranke ohne Hoff-

nung, so schnitt ihm die Tochter oder Schwester den kleinen Finger ab, weil das vergossene Blut der Familie die Betrübniß benehmen sollte. Die Verwandten machten ein entsetzliches Geheul, saugten dem Sterbenden das Blut aus und bliesen ihn an. Unterdessen steckten ihm die Aerzte ihre Finger in den Hals, um den Tod herauszulangen; die Weiber aber gaben ihm unter beständigem Geheule Stöße, wodurch sie ihn aufzuwecken suchten, bis er endlich den Geist aufgab. Kaum war er verschieden, so veranstaltete man sein Begräbniß, das ist, man verbrannte oder scharrete den Körper ein, und mit selbigem alles, was zu seinem Gebrauch gedienet hatte. Die Kleidung der Priester bestund in einem langen Rocke von Menschenhaaren gemacht, der vom Halse bis auf die Füße gieng. Auf dem Kopfe hatten sie einen Busch von Falkenfedern, und in der Hand trugen sie einen großen Fächer von Federn und ein steinernes Rohr, womit sie die Feste. Sterbenden saugten. Das feyerlichste Fest begiengen sie, wenn sie den Kindern die Nase und Ohren durchstachen. Die Priester legten denjenigen Aeltern, die das geringste Merkmaal von Schwäche dabey blicken ließen, Strafen auf. Diese bestanden im Fasten, auch im Abschneiden der Haare, woraus sie ihre Ceremonienkleider machten. Zuweilen verurtheilten sie wohl eine ganze Familie zur härtesten Arbeit, ja zu einem schmählichen Tode, und die Verblendung dieser Völker gieng so weit, daß dergleichen grausame

Befehle genau vollzogen wurden. Den Anfang des Festes machten die Zauberer, die sich mit Taback berauschten und in diesem Zustande über ihre Lehren mit entsetzlicher Stimme und Geberden predigten. Hierauf folgten Schmausereyen, Tänze und liederliche Ausschweifungen, da Manns- und Weibspersonen durch einander liefen und ihre Lüste vergnügten, ohne auf Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit zu sehen.

§. 125.

Neualbion.

An den mitternächtlichen Theil von Kalifornien grenzt Neualbion, welches der englische Seefahrer Franz Drake im 16ten Jahrhundert entdeckte, für England in Besitz nahm und ihm den alten Namen seines Vaterlandes beylegte. Er fand die Luft ziemlich kalt, aber rein und gesund. Vögel und allerley Wildprett waren häufig, besonders wurden die Damhirsche heerdenweise zu tausenden angetroffen. Man fand auch eine besondere Art von Kaninchen, welche Füße haben wie die Maulwürfe, und Schwänze wie die Murmelthiere. Drake sah auch während seines Aufenthalts fast keinen einzigen Ort, wo nicht Merkmaale von Gold und Silber wären zu spüren gewesen. Die Einwohner waren von schwarzbrauner Farbe, stark und groß, sehr treuherzig und dienstfertig. Die Männer giengen nackend; die Weiber hatten eine Rehhaut über den Rücken, und von den Hüften bis auf die Kniee trugen sie anstatt der Schürzen eine Art Leinwand von Baumrinden. Ihre Wohnun-

Beschaffenheit.

Einwohner.

gen, die eine Aehnlichkeit mit Taubenhäusern hatten, waren rund und ohne Fenster, mit einer einzigen Thüre und einer Oeffnung oben auf dem Dache, daß der Rauch hinausziehen konnte. Sie schliefen auf Rohre und Tannenzweigen, welche auf die Erde gebreitet und in einem Kreise um den Heerd gelegt waren. Sie bothen dem Drake allerhand Arbeit von Federn an, und die kleinen Krämereyen, welche er ihnen dafür gab, gefielen ihnen so wohl, daß sie die Engländer als Götter ansahen. Als sie sich in größerer Menge versammelt hatten, legten sie ihre Waffen ab, kamen und sangen und bathen den Drake, ihr Land in seinen Schutz zu nehmen, und setzten ihm eine Krone auf. Dieses Berichts des Drake ohngeachtet, glaubt man doch heut zu Tage insgemein, daß Neualbion ein fabelhaftes Land sey.

Das XII. Hauptstück.

Von Florida.

§. 126.

Geschichte. Diese weitläuftige Halbinsel bekam den Namen Florida von den Spaniern, entweder weil sie sie an einem Palmsonntage, den man im gemeinen Leben grüne Ostern nennt, entdeckt, oder weil sie die Felder daselbst voller Blumen gefunden haben. Man hatte von diesem Lande eine Menge romanhafter Er-

Erdichtungen ausgestreuet; besonders von einem vorgegebenen Brunnen von Jouvence, dessen Wasser die ältesten und unvermögendsten Leute wieder jung machen sollte. Ponce von Leon, einer der vorzüglichsten Herumläufer seiner Zeit, unternahm eine eigene Schiffahrt diesen Brunnen zu entdecken, und war der erste Europäer, der im Jahre 1512 nach Florida kam, wo er überall suchte und alle Wasser kostete, die er antraf. Bey seiner Rückkehr nach Spanien ertheilte ihm der König die Erlaubniß, Kolonien in das neuentdeckte Land zu führen; allein der Anschlag wurde nicht ausgeführt. Lukas Vasquez unternahm im Jahre 1520 die Entdeckung von Florida fortzusetzen. Er übte die größten Grausamkeiten an den Einwohnern aus, lockte eine Menge von ihnen auf die Schiffe und schleppte sie in die Sklaverey. Bey einer abermaligen Reise dahin erkannten ihn die Wilden, fielen auf seine Leute, hieben 200 nieder und zerstreuten die übrigen. Das Meer verschlung einen Theil seiner Flotte; er selbst aber entkam und kehrte nach Spanien zurück, wo er endlich im äußersten Elende sterben mußte. 1539 gieng Ferdinand von Soto in der Absicht nach Florida ab, die Entdeckung zu Stande zu bringen und das Land einzunehmen. Das erste von diesen beyden Vorhaben wurde wohl ausgeführt; nachdem er aber 3 Jahre herumgeschweift, so mußte er sterben, ohne einen Fuß breit Landes gewonnen zu haben. Moscoso, sein Nachfolger,

folger, führte die geringen Ueberbleibsel seiner Armee nach Neuspanien zurück, und Florida blieb in den Umständen, wie es vor der Entdeckung des Ponce von Leon gewesen war, bis die Spanier sich in dem Morgentheile, in der Halbinsel Tegeste setzten, wo sie die Städte S. Augustino, Pensakola und einige Festungen anlegten. 1562 nahm der Admiral von Coligny sich vor, eine Kolonie von reformirten Franzosen in Florida zu errichten. Johann von Ribaud führte sie dahin, nahm im Namen des Königs Besitz vom Lande, und legte an einem Flusse, den er Port Royal hieß, die Festung Charlesfort an, in der Nachbarschaft der heutigen Stadt Charlestown in Karolina. Er gieng nach Frankreich zurück, um neue Verstärkung zu holen; als diese aber fehl schlug, gerieth seine kleine Kolonie bald in das äußerste Elend, daher sie das Land verließ. 1564 schickte der Admiral Chatillon eine neue Kolonie unter dem Laudonniere dahin, welcher in den Mayfluß einlief und ein neues Fort anlegte. Weil aber seine Leute den Anbau des Landes verabsäumten und sich nur beschäfftigten, die Spanier auf den Antillen zu plündern; so nöthigte sie der Mangel, das Fort zu schleifen und sich wieder einzuschiffen. Ribaud kam zwar mit 4 Schiffen zur Verstärkung an, es erschienen aber 6 spanische Schiffe, welche die französischen verjagten und den Ribaud mit vielen seiner Leute niedermachten. Die Spanier ließen sich nun auch in diesem Theile von Florida nieder,

wurden

wurden aber 1567 vom Gourgues, einem französischen Edelmann, der den seiner Nation angethanen Schimpf rächen wollte, angegriffen und sämmtlich niedergemacht. Er konnte sich aber im Lande nicht behaupten und mußte wieder nach Frankreich zurückkehren, und die Franzosen ließen sich erst am Ende des vorigen Jahrhunderts, gegen Abend von den Spaniern, an dem Ausflusse des Missisippi nieder. 1662 nahmen die Engländer denjenigen Theil von Florida ein, der heut zu Tage Karolina genannt wird, und Karl II. überließ es acht verschiedenen Herren, welche es in eben so viele Grafschaften vertheilten und die Stadt Charlestown und andere Oerter anlegten. Weil aber allerhand Klagen einliefen, so wurde es 1720 der Krone einverleibt und ein Gouverneur dahin gesetzt. 1728 wurde unter dem König Georg II. noch ein groß Stück Landes gegen Mittag dazu gekauft und Georgien genannt, wo der berühmte Oglethorpe 1732 eine neue Niederlassung veranstaltete und am Flusse Savannah eine Stadt gleiches Namens anlegte. Diese Provinz wurde hernach durch eine Kolonie von Schweizern, die zu Purrisbury angesetzt wurde, und noch mehr durch eine Kolonie von emigrirenden Salzburgern bevölkert, welche im Jahre 1734 die Stadt Ebenezer anlegten. Im letztern Kriege eroberten die Engländer das spanische Florida, welches ihnen auch im Frieden 1762 abgetreten wurde. Bald nachher überließ Frankreich seinen Antheil an

Florida

Florida den Spaniern, und bekam dagegen die diesen gehörige Hälfte von der Insel Domingo.

§. 127.

Größe. Florida ist ein weitläuftiges Land zwischen Neuspanien und Kanada, dessen Länge auf 300, und die Breite auf 150 Meilen geschätzt wird.

Grenzen. Gegen Mitternacht wird es von Kanada, gegen Morgen vom Nordmeere, gegen Mittag von dem mexikanischen Meerbusen und Neuspanien, und gegen Abend von Neumexiko begrenzt.

Witterung. Die Luft ist überhaupt gemäßigt, besonders in Karolina, welches weder mit der heftigen Hitze der südlichen Kolonien, noch mit der strengen Kälte der nördlichen Pflanzstädte belästigt wird. Wärme und Kälte, Regen und Sonnenschein wechseln durchgängig ab und verursachen eine angenehme Veränderung der Witterung. Gegen das Ende des Sommers lassen sich schreckliche Gewitter verspüren, und alsdenn sind die Nordwinde dergestalt ungestüm, daß diejenigen, die auf dem Felde sind, öfters gezwungen werden, sich auf die Erde zu legen, bis der heftigste Stoß vorbeygegangen. Die Gipfel der höchsten Berge, die gegen Mitternacht liegen, sind fast die halbe Zeit des Jahres mit Schnee bedeckt, denn dieser schmelzt niemalen eher, als wenn die Sonne am heißesten zu scheinen angefangen. Um die Zeit geschiehet es auch, daß die Flüsse die Felder überschwemmen; diese Ueberschwemmungen aber laufen bald wieder ab und lassen aller Orten eine Fettigkeit zurück, die das Erdreich fruchtbar machet.

machet. Der Boden ist überhaupt fruchtbar, doch in den verschiedenen Provinzen verschieden. Das ehemalige spanische oder das itzige eigentliche Florida hat einen sandigen Boden und ist noch nicht hinlänglich angebauet. In dem westlichen Theil desselben ist es viel besser angebauet, als im östlichen, und der Boden ist zur reichlichen Hervorbringung des Getreydes, Reises, Indigo, Weins, Oels ꝛc. sehr tauglich. In Karolina wird viel Weizen und anderes Getreyde, und eine große Menge Reis und Indigo, auch Taback und Flachs gebauet. Bohnen und andere Hülsenfrüchte, die Kochkräuter, Melonen, Gurken und überhaupt alle europäische Gartenfrüchte sind sehr gut fortgekommen. Georgien liefert Reis, Indigo und Getreyde in großer Menge. Man hat auch angefangen Weinberge anzulegen, und es sind hier und in Karolina, wo es viele Maulbeerbäume giebt, Versuche mit dem Seidenbau gemacht worden, welche sehr gut von statten gegangen. Von fruchttragenden Bäumen sind, außer den Kastanien- und Nußbäumen, die in den Wäldern hin und wieder wachsen, Feigen- Granat- Orangen- Citronen- Aepfel- und Birnbäume in Menge angepflanzt worden, und heut zu Tage trifft man auch Kirsch- Pflaumen- und Pfirsichbäume an. Die großen Wälder sind mit Bäumen von erstaunender Höhe und Dicke besetzt, welche schönes Holz zum Schiffbau liefern. Unter die Seltenheiten des Landes gehören gewisse vortreffliche Wurzeln, Orizely genannt.

Beschaffenheit und Produkte.

Sie

Sie hängen vermittelst gewisser Fäserchen an einander, sind etwas dicker als eine Nuß, rund und mit einer röthlichen Haut umgeben. Wenn sie in der Asche gedürret und in Wasser gekocht werden, sind sie von unvergleichlichem Geschmack und ein vortreffliches Brustmittel. Koymelak, eine andere Wurzel, bestehet aus vielen Knoten von der Größe eines Hühnereyes. Sie hat einen angenehmen Gewürzgeruch, man bedienet sich ihrer im Baden, den Leib damit zu waschen, und sie hat die besondere Kraft, die Glieder geschmeidig zu machen und einen durch Arbeit ermüdeten Leib zu stärken. Man findet auch eine empfindende Pflanze Amazuli, welche unter allen, die diesen Namen führen, den Vorzug verdienet. Sie treibt aus einer Zwiebel einen dicken Strauch von langen schmalen Blättern hervor, die auf allen Seiten stachlicht sind. Mitten in dem Haufen Blätter wächset ein Zweig von der Dicke eines Daumens, der mit einer schönen wohlriechenden Blume versehen ist. Ihre Blätter sind purpurfarbig und mit gelben Punkten gesprenkelt, die als Sterne funkeln. Ihre vollkommenste Schönheit bestehet in einer Glocke, die mit allen Regenbogenfarben pranget, und mitten darinn siehet man eine hochrothe sehr wohlschmeckende Frucht von der Größe einer Kirsche. Die Blume wendet sich beständig nach der Sonne, und schließt sich zu, sobald diese untergehet. Berühret man die Frucht, so richten sich alle die stachlichten Blätter in die Höhe und um-

umschließen die Hand, und die Pflanze verwelkt in dem Augenblicke.

§. 128.

Die vielen Wiesen oder Savannen haben ein schönes fettes Gras und ernähren eine große Menge von Rindvieh, Schafen, Ziegen und Schweinen, an welchen besonders Nordkarolina einen großen Ueberfluß hat. Von Wildprett giebt es Hirsche, Rehe, wilde Ziegen, Damhirsche, wilde Schweine und Gemsen im großen Ueberflusse. Hasen giebt es zwar nicht, aber die Kaninchen sind sehr gemein und die Einwohner bedienen sich ihrer sehr weißen Häute, sich im Winter damit zu putzen. In den weitläuftigen Wäldern, die von menschlichen Wohnungen entfernt liegen, trifft man Tyger, Bären, Leoparden, eine Art von Löwen und andre Raubthiere an. Füchse, Marder und andere Thiere, die gutes Pelzwerk liefern, sind auch häufig. An Vögeln finden sich fast durchgehends indianische Hähne und eine Art von Hühnern, die den Phasanen gleichen; desgleichen Rebhühner, Turteltauben, auch Adler und andere Raubvögel, und eine unendliche Anzahl anderer Vögel, die wundersame Federn haben. Die Tonatzulis, welche wie unsere Nachtigallen schlagen, sind von der Größe eines Distelfinkens: Bauch und Flügel sind goldgelb, der Rücken bis an den Schwanz ist himmelblau, der Kopf vielfarbig, und der Schnabel und die Füße haben eine Weiße wie Elfenbein. Der Paracusse oder Königsvogel hat

Thiere.

Vögel.

hat auf dem Kopfe einen Busch, der eine Krone bildet; seine Augen sehen wie zween Rubinen aus, die in goldene mit Silber ausgelegte Ringe eingefaßt sind. Sein Kopf und Hals ist mit Pflaumfedern bewachsen, welche wegen der mannigfaltigen Vermischung der Farben eine schöne Veränderung geben. Der Bauch bis unter die Flügel ist gelb und hochroth vermischt; der Rücken und die großen Federn der Flügel und des Schwanzes sind goldgelb mit schwarz vermengt. Die Beine sind pomeranzengelb, Schnabel und Beine aber sind am Ende violetbraun. Die vornehmsten Flüsse sind der Missisippi, die Savannah, der May, die Seine, Loire und der Jordan. Die Flüsse und Seen haben eine große Menge Fische, die von gutem Geschmack sind und unsern Karpen, Barben und Hechten gleichen. Man fängt darinn auch Aale, Krebse und Krabben, desgleichen Biber, davon sich die Eingebohrnen Mützen und andere Winterkleidung verfertigen. An allerley giftigen und schädlichen Thieren fehlt es ebenfalls nicht, von Krokodillen, die 12 Fuß lang sind, bis auf Ungeziefer, das kaum mit den Augen zu entdecken ist. Die Krokodille halten sich in frischen Wasserflüssen auf und die Savannah hat einen Ueberfluß davon. Die größte Plage des Landes sind Myriaden von Mosquiten oder großen Mücken, die einen den Sommer über fast verzehren. Obwohl die Flüsse bisweilen Goldkörner mit sich führen, so hat man doch in Florida noch keine Gold- und

Fische.

Schädliche Thiere.

Metalle.

Silber-

Silberbergwerke gefunden. Kupferadern sind zwar vorhanden, sie sind aber auch noch nicht hinlänglich entdeckt. Auf den Gebirgen trifft man Bergkrystall und schöne rothe Steine an, die einen solchen Glanz von sich geben, daß man sie füglich für Rubine halten könnte.

§. 129.

Florida wird von mancherley Völkerschaften bewohnt, die in der Sprache, Sitten und Gebräuchen von einander unterschieden sind. Sie sind mehrentheils groß von Statur und wohl proportionirt, welches besonders von den Apalachiten gilt. Ihre Haut ist olivenfarbig; denn ob sie gleich weiß gebohren werden, so ändern sie doch ihre Farbe durch öftern Gebrauch einer Salbe, so sie aus Bärenschmalze und einem gewissen Kraute bereiten, welche die Kraft hat, die Haut wider Hitze und Kälte zu bewahren. Sie tragen insgesammt lange schwarze Haare, haben aber keinen Bart; und wenn sich ja ein Haar um das Kinn äußert, so reißen sie es sorgfältig aus und gebrauchen ein beizendes Oel, welches die Oeffnungen verstopfet und die Wurzeln der Haare verbrennet, daß sie nicht weiter zum Vorschein kommen können. Männer und Weiber halten ihre Haare sehr reinlich und flechten sie artig zusammen; nur mit dem Unterschiede, daß die Weiber sie auf dem Kopfe in Gestalt eines Kranzes zusammenwinden, anstatt daß die Mannspersonen sie insgemein in zwo Flechten hinter den Ohren herabhängen lassen. Gegen Fremde sind

Floridaner. Leibesgestalt. Charakter.

sind sie ungemein leutselig und freundlich, sonst aber sehr hitzig und jähe und zum Kriege geneigt. Die so mitten im Lande wohnen, sind sehr wild und grausam, die aber bey den europäischen Kolonien wohnen, sind gesitteter. Die Apalachiten sind mehrentheils von höflicher und liebenswürdiger Beschaffenheit und wissen nicht, wie sie den Europäern Höflichkeit und Gefälligkeit genug beweisen sollen. Sie sind ordentlicher Weise sehr mäßig, bey Festen und Ergötzlichkeiten aber überlassen sie sich einer großen Ausschweifung. Sie sind sehr vorsichtig und sorgfältig in Einsammlung der nöthigsten Lebensmittel, auf viele Jahre aber sammeln sie keinen Vorrath ein, und sie verlachen die eifrige Beflissenheit der Europäer, welche oft mit allzugroßer Sorgfalt nach überflüssigen Dingen streben. Sie sind gelehrig und wissen leicht etwas zu fassen, daher auch viele ohne Mühe lesen und schreiben und andere Künste und Handwerker gelernt haben. Sie sind mistrauisch, jähzornig, eigensinnig und einer hinterlistigen Rache ergeben. Einige lassen sogar ihre Feindschaft in ihrer Familie erblich werden. Sie sind auch nicht wenig abergläubig in Ansehung ihrer Träume, und es giebt gewisse alte Träumerinnen, welche Profession vom Traumdeuten machen und das arme Volk in diesem Aberglauben unterhalten. Sie haben eine besondere Ehrerbietung für das Feuer, welches ihrer Meynung nach das lebendige Ebenbild der Sonne ist, die sie anbeten, daher sie auch nicht dulden können,

daß

daß in die Glut ein Speichel oder sonst andere Unreinigkeit hineingeworfen wird. Die Kleidung der Mannspersonen besteht in einer Art von bockledernen oder hirschledernen Höschen, welche nicht bis auf die Hälfte des Schenkels gehen und von mancherley Farbe sind. Den Oberleib bedecken sie mit einem Mantel, der eine Art von Decke ist, welche vom Halse bis auf die Waden gehet. Er ist gemeiniglich von feinem Marder und hat einen angenehmen Muskusgeruch. Sie haben auch zuweilen welche von Katzen- Hirschen- Damhirschen- Bären- und Löwen- ja gar von Kuhfellen, die sie so gut zubereiten, daß man sich derselben wie eines Zeuges bedienen kann. Die Weiber haben meistentheils den ganzen Leib auf eine anständige Art bedeckt. Sie tragen einen Rock von Fellen, der von der Hüfte bis über die Waden hinuntergehet und über den Oberleib auch einen Mantel von Fellen. Die Felle wissen sie, wie die besten Kürschner in Europa, zuzubereiten. An einigen lassen sie die Haare oder Wolle, so ihnen statt des Futters dienen muß; an andern aber nehmen sie solche weg, daß sie auf beyden Seiten glatt werden, und bemalen sie mit Blumen oder andern Figuren mit so lebhaften Farben, daß es von ferne als die schönste ausgenähete Arbeit aussiehet. Sie haben auch nachher von den Europäern gelernt, wie sie Felle gerben und zu Schuhen und Stiefeln tüchtig machen sollen. Die verheiratheten Mannspersonen tragen Mützen von schwarzen und glänzen- Kleidung.

den Marder. Sie machen sie hoch und lassen einen drey Daumen breiten Rand darum, der vorwärts spitz in die Höhe gehet, und die eine Seite ist mit einem Strauße von Federn geziert. Die Weiber gehen ebenfalls mit bedecktem Haupte und tragen Mützen, die mit grauem oder schwarzem Pelzwerke verbrämt sind. Die unverheiratheten Mannspersonen und Jungfrauen aber haben zu keiner Zeit einen andern Hauptputz als ihre eigene Haare, die auf vorbeschriebene Art geflochten und aufgewunden sind. Das gemeine Volk trägt bloß einen Ueberrock mit kurzen Aermeln, über ein kleines Hemde von Ziegenhaaren, so ihnen bis an die Kniee reicht. Der Paracusse der Apalachiten, seine Hauptleute und Hofbedienten sind weit reicher und besser bekleidet. Sie haben weite Hemden von Baumwolle und Leinwand, deren Ränder und Aermel mit bunter Seide ausgenähet sind. Ihre Röcke sind im Sommer mit verschiedenen Borten, im Winter aber mit dem besten Rauhwerke verbrämt. Sie umgürten sich auch mit einem Gürtel, der aus Seide oder anderm kostbaren Zeuge gemacht ist, und wenn sie sich in ihrem größten Staate sehen lassen wollen, so hängen sie noch einen Mantel um, der hinten bis auf die Erde reicht, vorwärts aber nicht über den halben Leib gehet. Auf der Brust tragen sie eine Platte von Silber oder feinem Kupfer, einer Hand breit: dadurch suchen sie gleichsam, als wie durch das Zeichen eines Ritterordens, ihren Vorzug anzuzeigen. Ihre

Schuhe

Schuhe und Halbstiefeln sind auf eine solche Art gemacht, daß sie in einem Lande, wo die Künste noch nicht sonderlich gestiegen, gewiß vor zierlich und nutzbar gehalten werden können.

§. 130.

Die Wohnungen der Floridaner sind mit einer wundersamen Einfalt, nämlich aus in die Erde gerammeten Pfählen, die an einander gefügt sind, gebauet; oder sie bestehen aus Stangen, davon die Borke abgeschält ist. Die Wände sind an allen Seiten mit fetter Erde ausgefüllet, welche, wenn sie trocken geworden, dergestalt feste hält, daß auch nicht die geringste Luft durchdringen kann. Diese leichten Gebäude sind länger als breiter, länglich rund, und bis an das Dach nicht über 5 bis 6 Fuß hoch. Das Dach ist mehrentheils aus Schilf geflochten und so dichte, daß es Regen und Wind lange Zeit aushalten kann. Das Pflaster dieser Wohnungen besteht aus kalcinirtem Muschelwerk und einer Art gelben und glänzenden Sande, welches einen solchen Schimmer von sich giebt, wenn es gänzlich getrocknet ist, daß es scheinet, als ob der Boden mit goldenen Platten belegt wäre. Die verschiedenen Nationen der Floridaner wohnen jede in Flecken und Dörfern beysammen, die Apalachiten aber haben auch Städte, die mit Umpfählungen oder Hecken und Zäunen eingeschlossen sind. Die Häuser sind in kleine finstere Kammern, durch eine Art von Tapete aus Baumrinden oder Palmblättern, vertheilt. Die Wohnungen.

Kammern der Vornehmen sind mit Hirsch- oder wilden Ziegenfellen behangen, welche mit einer angenehmen Vermischung verschiedener Farben ausgeziert werden. Es giebt auch Künstler unter ihnen, welche die Geschicklichkeit haben, aus Federn von Vögeln Tapeten zu machen, die wie seidene Stoffen aussehen. Die Betten bestehen in 2 bis 3 Brettern, die auf vier in die Erde geschlagenen Pfählen liegen, auf welche gemeine Leute Säcke mit Farrenkraut ausgestopft legen und sich mit Bärenhäuten zudecken. Die Vornehmen stopfen die Säcke mit den Pflaumfedern aus, die an einer gewissen Pflanze wachsen, und im Winter bedecken sie ihre Betten mit Marder- Biber- oder weißen Fuchsfellen. Ihre Betten und einige Polster dienen ihnen statt der Stühle und Bänke; und ein Teppich von Leder, der auf dem Boden ausgebreitet wird, um welchen sie sich herumsetzen, wenn sie ihre Mahlzeiten einnehmen wollen, dienet ihnen anstatt des Tisches, Tischtuchs und Servietten. Die Gefäße, die sie in ihrer Wirthschaft gebrauchen, sind irden, oder bestehen aus Baumfrüchten, welche eine holzige Schale haben; diese wissen sie inwendig zu glätten und mit einem Lack zu bestreichen, der niemals abgehet. Ihre gewöhnlichste Nahrungsmittel sind Hirse, Erbsen, Bohnen, Reis, Maiz und andere Hülsenfrüchte. Sie tragen selten zwey Gerichte bey einer Mahlzeit auf; sie halten keine Heerden, und vor Ankunft der Ausländer aßen sie weder das Fleisch von wilden

Hausgeräthe.

Speisen und Getränke.

Thieren,

Thieren, noch von Vögeln. Sie jagten bloß zum Vergnügen, hauptsächlich aber um die Felle zu bekommen. Es finden sich auch bey den Apalachiten noch einige alte Geschlechter, welche nicht zu bewegen sind, Fische oder das Fleisch von irgend einem lebendigen Thiere zu essen. Diejenigen, die Fleisch zu essen angefangen, genießen es nur gebraten; denn sie sagen, daß das Wasser ihm seine Kraft benehme. Anstatt des Brots brauchen sie verschiedene Wurzeln, die auf ihrem Boden wachsen. Die Gerichte schneiden sie in kleine Stücke, ehe sie aufgetragen werden; anstatt der Gabel gebrauchen sie Löffel und eine hölzerne oder beinerne lange Pfrieme. Ohnerachtet der häufigen Weintrauben, die bey ihnen wachsen, machen sie doch keinen Wein daraus, sondern ihr ordentliches Getränk ist Wasser. Bey ihren Gastmahlen brauchen sie einen aus Maiz gekochten wohlschmeckenden Trank, und die Kriegsleute haben einen aus Hirse gemachten Trank, den sie Casine nennen, dessen man sich aber auch nur bey den großen Feyerlichkeiten bedienet.

§. 131.

Beschäfftigung.

Die Apalachiten haben jederzeit den Müßiggang als die größte Pest ihres gemeinen Wesens verabscheuet. Sie bauen das Feld mit Fleiß und halten die Früchte des Landes mit Vernunft zu Rathe, daher sie allemal hinlänglichen Vorrath haben, sich und ihre Familien zu unterhalten, wenn ihre Nachbarn, welche an die Seeküste stoßen, oftmals Hunger leiden, weil sie ihre Fel-

der nicht gehörig bestellet oder ihren Vorrath bey Gastereyen aufgezehrt haben. Nach der Saat- und Aerntezeit gehen die Mannspersonen auf die Jagd und Fischerey; sie pflanzen Obstbäume und legen Gärten an, oder sie bauen und bessern ihre Hütten aus, oder sie verfertigen ihre Kleidung, Schuhe und Halbstiefeln, daher man sie selten müßig siehet. Seitdem sie mit den Europäern Umgang gehabt, bauen sie dauerhaftere und bequemere Häuser, und sie haben auch angefangen, Tische, Stühle und andere Tischlerarbeit zu machen. Nichts lassen sie sich angelegener seyn, als ihre Bogen und Pfeile, Keulen, Schilder und andere Waffen zu verfertigen, die sie theils auf der Jagd, theils wider ihre Feinde gebrauchen. Denn alle Mannspersonen, alt und jung, machen sich eine Ehre daraus, sie bereiten zu können und sie glänzend und sauber zu unterhalten. Wenn die Weiber ihre Hausgeschäffte verrichtet haben, so spinnen sie Baumwolle, Flachs oder Pite, woraus sie nachher verschiedene Zeuge, welche zu Sommerkleidungen bequem sind, künstlich zu weben wissen. Sie lieben die Musik und alle Instrumente, die eine Harmonie machen, so sehr, daß man kaum einen einzigen unter ihnen antrifft, der nicht wenigstens auf einer Flöte spielen könnte. Sie haben eine angenehme und geläufige Stimme, daher sich viele darauf befleißigen, den Gesang der Vögel nachzuahmen, und mit dem Gesange versüßen sie sich auch alle ihre Arbeit. Nicht weniger lieben sie den Tanz, wo-

Ergötzlichkeiten.

bey

bey sie hüpfen, springen und allerley Stellungen machen. Sie stellen oftmals feyerliche Tänze an, wozu die Oberhäupter der Familien Zeit und Ort bestimmen. Ihren kleinen Handel treiben sie durch Umtausch der Waaren, oder sie haben gewisse schwarze oder weiße Körner, welche ihnen statt der Gold- und Silbermünze dienen; jedoch mit dem Unterschiede, daß ein schwarzes Korn eben so viel als zwanzig weiße am Werth enthält. Die Indianer am Meere machen diese Art der Münze aus den äußern Theilen der Muscheln, die sie besonders achten. Sie machen Ketten daraus, und schmücken sich damit, wenn sie im vollen Putz erscheinen wollen. Diese Münze hat ihren Lauf nicht nur unter den Eingebohrnen im mitternächtlichen Amerika, sondern sie gilt auch in den engländischen Kolonien. Ordentlicher Weise heirathen die Floridaner nur eine Frau, welche verbunden ist, ihrem Manne treu zu bleiben, bey Strafe des Todes oder sonst einer schimpflichen Züchtigung. Die Großen können so viele Weiber nehmen, als ihnen beliebt; jedoch ist nur eine die rechtmäßige, und die andern sind bloß Kebsweiber. Die Kinder, welche von den letztern gebohren werden, erben nicht so, wie die von der rechtmäßigen Frau, von den Gütern des Vaters. Die Apalachiten verheirathen sich niemals außer ihrer Familie, und wenn einer dergleichen thut, so wird er bey der ganzen Verwandtschaft ein Vorwurf des Abscheues und der Verachtung. Sie können sich in alle Grade verheirathen,

Handel.

Heirathen.

heirathen, die unter Bruder und Schwester sind. Die jungen Mannspersonen brauchen nicht viel Umstände zu machen, wenn sie ein Mädchen heirathen wollen; denn die Verwandten beyder Personen verabreden oftmals die Ehe, wenn die Kinder noch in der Wiege liegen, und die Kinder haben so viel Ehrfurcht für ihre Aeltern, daß sie niemals einen Ungehorsam hierinn beweisen. Die Männer sollen keinen Umgang mit ihren Weibern während der Schwangerschaft haben, ja sie essen sogar nicht einmal etwas von demjenigen, was sie in dieser Zeit angerührt haben. Die Weiber erziehen die Knaben bis ins zwölfte Jahr, alsdenn überlassen sie selbige der Aufsicht ihrer Männer, welche sie mit auf die Jagd und Fischerey nehmen, und sie zur Arbeit und andern Uebungen anführen. Man giebt ihnen Bogen und Pfeile und lehret sie schießen, da sie denn den Mäusen und Eidechsen auflauern. Man giebt ihnen den Namen der Feinde, die sie erlegt haben; oder der Dörfer, die sie abgebrannt haben; oder der Gefangenen, die in ihren Diensten gestorben sind. Sie haben überhaupt viel Liebe zu ihren Kindern, sie lassen sichs aber äußerlich nicht merken und überhäufen sie nicht mit Liebkosungen.

Kinderzucht.

§. 132.

Die Mäßigkeit der Apalachiten im Essen und Trinken, und ihre beständigen arbeitsamen Bewegungen des Leibes erhalten sie gesund und bewahren sie vor Krankheiten; wenn sie aber alt werden, sind sie heftigen Kopfschmerzen, Magen-

Krankheiten.

be-

beschwerungen und einer Unverdaulichkeit sehr unterworfen, wodurch an ihrem ganzen Leibe Beulen entstehen, die oftmals in böse Geschwüre verwandelt und unheilbar werden. Ihre Jauas oder Priester sind auch ihre Aerzte. Sie haben Scheermesser von spitzen schneidenden Fischzähnen, womit sie in die schadhaften Theile tiefe Oeffnungen machen. Ihre Taschen, die sie an dem Gürtel hängen haben, sind beständig mit verschiedenem Schmalz, Blättern und Kräutern angefüllt, die sie als ein Pflaster auf die kranken Theile legen. Sie wissen auch den Schweiß und das Brechen vermittelst eines Pulvers zu befördern, welches aus der Rinde eines gewissen Strauchs und verbrannten Muschelschalen bestehet. Wenn alles nichts hilft, so verordnen sie ein Bad und den Gebrauch des mineralischen Wassers, so am Fuß des Berges Olaimy ist: endlich aber lassen sie die Kranken, wenn die Sonne aufgeht, vor ihre Hütten tragen, in der Zuversicht, daß die Stralen dieses Gestirns viel vermögender wären, als alle Arzeneymittel, die Gesundheit wieder herzustellen. Sie beschwören diese Gottheit, ihre Kräfte zum Vortheil derjenigen, die von ihr Hülfe erwarten, zu verdoppeln. Sie erreichen mehrentheils ein hohes Alter und leben auf hundert Jahr und drüber. Die Floridaner begraben ihre Todten und geben ihnen alles mit, was sie in ihrem Leben lieb gehabt haben. Die Weiber schneiden sich die Haare ab und streuen sie auf die Gräber ihrer Männer. So wie ihnen die Haare wieder wachsen, Begräbnisse.

wachsen, nimmt auch die Trauer ab, und wenn sie wieder zu ihrer ersten Länge gekommen sind, so ist sie völlig aus und alsdenn mögen sie sich wieder verheirathen. Ihre Caziquen oder Parausti begraben sie mit aller Pracht. Sie setzen sie in einigen Landschaften in Tempeln bey; in andern stecken sie Pfeile um das Grab und setzen die Schale oben drauf, deren er sich im Leben zum Trinken bediente. Sie bringen 3 Tage mit Weinen und Fasten auf dem Grabe zu und schneiden sich ihm zu Liebe alle Haare ab, welches das größte Zeichen der Trauer ist. Alle Tage gehen Klageweiber hinaus, 6 Monate lang, und beweinen ihn dreymal des Tages. Man verbrennet alles, was er im Leben besessen hat, und an einigen Orten werden auch seine Sklaven und liebsten Bedienten mit ihm begraben. Die Apalachiten balsamiren die Leichname ihrer verstorbenen Freunde. Sie lassen sie 3 Monate lang im Balsam liegen, bekleiden sie hernach mit schönen Fellen und legen sie in Särge von wohlriechendem Holze, die sie 12 Monate lang bey sich bewahren. Denn trägt man sie in einen Wald und begräbt sie an der Wurzel eines Baums. Stirbt ein Cazique, so bekleiden sie den Leichnam, wenn sie solchen balsamirt haben, mit allen seinem Schmuck und verwahren ihn 3 Jahr lang in dem Zimmer, wo er gestorben ist. Wenn diese Zeit um ist, trägt man ihn in das Grab seiner Vorfahren am Fuß des Berges Olaimy. Man läßt ihn in eine Kluft hinunter, verschließt

die

die Oeffnung mit großen Steinen, und hängt seine Waffen an die Zweige der in der Nähe stehenden Bäume. Die nächsten Anverwandten pflanzen eine Ceder dabey und unterhalten sie mit möglichster Sorgfalt. Die Hauptleute und andere Bediente, ingleichen die Häupter der Familien, welche dem Begängniß beywohnen, stoßen ein fürchterliches Geheul dabey aus, und alle Unterthanen scheeren sich den ganzen Kopf kahl, lassen auch ihre Haare nicht eher wieder wachsen, als bis der Leichnam zur Erde bestätigt ist. Die Apalachiten glauben die Unsterblichkeit der Seele, und daß diejenigen, welche gut gelebt haben, gen Himmel geführt und unter die Sterne gesetzt werden; den bösen aber weisen sie die Abgründe der höchsten Berge gegen Norden, unter den Bären, mitten unter Eis und Schnee an. Auch die andern Völker glauben eine Belohnung der Frommen und Bestrafung der Bösen nach diesem Leben. Sie nennen den Himmel Hamampascha, d. i. die Oberwelt, und die Hölle Ucupacha oder die Unterwelt, in welcher ein böser grausamer Geist, Cupay, herrschet, von dem die Bösen gemartert werden. Andere glauben eine Wanderung der Seele, und wenn jemand stirbt, so begräbt man Lebensmittel und einiges Geräthe zu seiner Nothdurft mit ihm. Hiebey ist zu merken, daß alles, was von den Ehen, Aerzten und Begräbnissen der Apalachiten gesagt worden, theils von den Alten, theils auch von denen ihrer Nation angenommen werden muß, welche annoch in der Abgötterey verbleiben. §. 133.

§. 133.

Religion. Die Völker in Florida sind Abgötter und halten die Sonne und den Mond für Gottheiten, welche sie verehren, ohne daß sie ihnen Gebet und Opfer bringen. Nach einem andern Berichte bethen sie einen einzigen Gott, Schöpfer aller Dinge, an: sie glauben aber nicht, daß sich solcher um die Geschäffte der Menschen bekümmere, als welche seine Sorgfalt nicht verdienen; sondern er überlasse die Führung und Einrichtung der Dinge auf Erden bösen und guten Geistern. Einige setzen der obern Gottheit ein böses Wesen, welches sie Toja nennen, entgegen. Von diesem werden sie, wie sie sagen, grausam gemartert, daher sie es anbethen, um es zu besänftigen. Einige Völker opfern der Sonne oder vielmehr ihrem Oberherrn ihre Erstgeburt auf; wenigstens geschiehet diese grausame Ceremonie in Gegenwart eines Parausti. Es wird vor demselben ein Block hingesetzt, worauf das Kind geopfert werden soll. Die Mutter des Kindes nahet sich diesem Block, huckt vor demselben nieder und bedeckt sich mit ihren Händen das Gesicht. Indem sie nun also weinet und seufzet, machen ihre Nachbarinnen einen Kreis, singen und tanzen. Eine, die das Kind trägt, trit in die Mitte des Kreises und singet und tanzt eben so, wie die andern. Sie zeigt das Kind dabey dem Parausti von ferne, dessen Lob sie anstimmt. Unterdessen naht sich der Priester zwischen sechs andern geführet und schlachtet das Kind, welches allezeit ein

Knabe

Knabe seyn muß, auf dem Blocke. Eben diese Völker nehmen die Haut von dem größten Hirsche, den sie nur bekommen können, stopfen sie mit allerhand Kräutern aus, schmücken sie mit Blumen und Früchten, und stellen sie auf den Gipfel des höchsten Baums, so daß der Kopf gegen die Sonne gerichtet ist. Diese Ceremonie geschiehet alle Jahre zu Ende des Hornungs und wird stets mit Gebeten und Liedern begleitet, welche der Parausti und einer der obersten Priester selbst an der Spitze der Andächtigen anstimmet. Sie ersuchen die Sonne dadurch, die Früchte des Landes zu segnen und demselben seine Fruchtbarkeit zu erhalten. Die Hirschhaut bleibt auf dem Baume stecken bis auf das folgende Jahr. Bey einem andern Feste versammelt sich das Volk, um dem Toja seine Schuldigkeit abzustatten. Sie kommen auf einem großen Platz zusammen und machen einen Kreis, in dessen Mitte drey Priester erscheinen, die mit mancherley Farben bemalt sind, und Trommeln haben, nach deren Klange sie singen und tanzen und außerordentliche Geberden machen. Die Versammlung antwortet chorweise auf das Singen der Priester, welche drey oder viermal herumtanzen und darauf plötzlich in den Wald fliehen, daselbst den Toja um Rath zu fragen. Die Weiber setzen die Andacht den ganzen Tag mit Heulen und Weinen fort: sie schneiden ihre Töchter mit scharfen Muschelschiefern in die Arme, und sprengen das herausfließende Blut unter drey- Bußfest.

maliger Anrufung des Toja in die Luft. Zween Tage hernach kommen die Priester wieder aus dem Gehölze zurück, und der Tanz endiget sich mit einer Mahlzeit, welche sie nach dreytägigem Fasten wohl nöthig haben. Das Fasten aber war unumgänglich nöthig, weil sich die Götter nur denjenigen frey offenbaren, die solches beobachten.

Priester.

Ihre Jauas oder Priester sind zugleich Aerzte, und noch über dieses die Räthe und Staatsbediente des Parauski. Bevor sie zum Priesterthum kommen, müssen sie durch die Prüfungen einer strengen Zucht, welche drey Jahre dauert, gehen, unter der Anführung anderer Priester, welche sie in den Geheimnissen der Religion unterrichten. Man übt sie durch Fasten, durch die Enthaltung, durch die Eingezogenheit und durch die Beraubung der sinnlichen Vergnügungen.

Tempel.

Diese Völker haben Tempel, sie bedienen sich aber derselben nur, ihre Todten darinn beyzusetzen, und dasjenige darinn einzuschließen, was sie kostbares in ihrem Leben gehabt haben. Sie stecken auch an den Thüren dieser Tempel dasjenige, was sie ihren Feinden abgenommen haben, als Siegeszeichen auf.

§. 134.

Religion der Apalachiten.

Die Apalachiten bethen auch die Sonne an, weil sie dafür halten, daß ihre Stralen die Kraft hätten, allen Geschöpfen das Leben zu geben, Krankheiten zu heilen, und die unfruchtbarsten Länder fruchtbar zu machen. Sie glauben, die Welt bestünde bloß vermittelst des Einflusses

flusses derselben, und da sie einsmals ihren Lauf 24 Stunden eingestellt, so wären die Gewässer der großen See Theomi dergestalt ausgetreten, daß sie die höchsten Berge überschwemmet, den Olaimy ausgenommen, der wegen des darauf befindlichen Sonnentempels von der Ueberschwemmung befreyet geblieben. Der Dienst, den sie der Sonne bringen, besteht darinn, daß sie selbige bey dem Aufgange grüßen und einige Lobgesänge anstimmen. Eben dieses thun sie alle Abend, wobey sie sie bitten, daß sie zur gehörigen Zeit wieder zurückkehren wolle. Außer diesem täglichen Dienste, den jedermann an seiner Hausthür verrichten konnte, hatten sie ehemals noch andere feyerliche Dienste, welche sie des Jahrs viermal auf dem Berge Olaimy unter allgemeinem Zulauf aller Einwohner des Landes begiengen. Der Berg Olaimy ist einer der schönsten und anmuthigsten in Amerika, in der Landschaft Bemarin, ohnweit der Hauptstadt Melilot. Er ist völlig rund und so steil, daß man rund herum einen Weg hat hauen müssen, der drittehalb Meilen lang ist, und sich so lange um den Berg herumschlinget, bis man auf den Gipfel gelanget. Der ganze Umfang des Berges ist mit Citronenbäumen, Fichten, Palmen, Cypressen besetzt; der Gipfel aber bildet eine Ebene, die ohngefähr eine Meile im Umkreise hat, und mit grünen Kräutern und Blumen bedeckt ist. Mitten auf derselben ist ein Teich mit klarem und hellem Wasser, womit die Wallfahrtenden ihren Berg Olaimy.

Durst löschen können. Der Ort, der ihnen statt eines Tempels diente, ist eine geräumige Höhle, welche von der Natur gegen Morgen in den Felsen gearbeitet ist. Sie ist länglich rund, etwa 200 Schritte lang und von verhältnißmäßiger Breite. Das Gewölbe erhebt sich von unten in Gestalt eines Zirkels bis ohngefähr 26 Fuß hinauf, und in dessen Mitte ist eine ziemlich große Oeffnung, wodurch das Licht in die Höhle fällt. Gerade unter derselben steht der Altar des Tempels, der aus einem steinernen Tische ohne alle Zierrathen besteht. Das Gewölbe ist durchgehends mit einem Salpeter überzogen, der mit der Zeit hart wird, und den man für weiße Korallen ansehen sollte. Das Pflaster, so aus einem einigen Steine besteht und sowohl als das Gewölbe und die Wände weder Spalten noch Fugen hat, ist spiegelglatt. In der Tiefe des Tempels entdeckt man ein Becken, so zu aller Zeit mit klarem Wasser angefüllt ist. Das Opfer, welches die Apalachiten der Sonne brachten, bestand nicht in einer Hirschhaut, noch weniger in Vergießung des Menschenblutes; sondern sie opferten Weihrauch und andere Spezereyen, welche sie unter Singen und Tanzen anzündeten. Ingleichen bestunden ihre Opfer aus Kleidungen und andern Geschenken, welche sie den Jauas einhändigten, um sie den Armen zu reichen, welche dieser Feyerlichkeit beywohnten. Heut zu Tage, da die vornehmsten Einwohner der Provinz Bemarin den christlichen Glauben angenommen haben, wird

Tempel auf demselben.

Opfer.

wird der Berg Olaimy und dessen Tempel bloß aus Neubegierde besucht; denn der Landsherr hat allen, die noch der alten Religion zugethan sind, und insbesondere den Jauas untersagt, ferner hinaufzugehen und die alten abergläubischen Gebräuche fortzusetzen. Ja es soll der Zugang zur Höhle vermauert und der Weg hin und wieder verschüttet worden seyn, um die Einwohner desto eher davon abzuhalten. Die Jauas oder Opferpriester der Sonne stehen im großen Ansehn, und verwalten ihr Amt mit Ernsthaftigkeit, Bescheidenheit und Enthaltsamkeit von allen Zärtlichkeiten. Sie rühmen sich dabey der Erscheinungen und anderer abergläubischen Dinge. Ihre Kleidung ist lächerlich und abgeschmackt. Sie tragen einen langen Rock, der aus Fellen verschiedener wilden Thiere gemacht, und aus lauter Streifen von ungleicher Breite zusammengesetzt ist, davon die Mannigfaltigkeit der Haare von außen einen fürchterlichen Anblick verursacht. Um den Leib haben sie einen Gürtel von Hirschhaut, woran einige mit Arzeneyen angefüllte Taschen hängen. Ueber diesen Rock tragen sie statt eines Mantels die ganze Haut von einem Löwen, Tyger oder Leoparden, davon der Kopf und Klauen ihnen auf der Brust und an beyden Seiten herabhängen. Ihre Ohren sind durchbohrt, und statt der Ohrgehenke machen sie gewisse kleine schwarze Vögel daran feste, welche im Rauch getrocknet sind. Sie gehen allezeit barfuß, auf dem Kopfe aber haben sie eine hohe spitze Mütze aus Häuten

Priester.

verschiedener Thiere von mancherley Farben. Die Arme tragen sie bis an den Ellnbogen bloß, und diese sind mit verschiedenen Charaktern und Bildern bezeichnet, welche ihnen zur Zeit des Antritts ihres Amtes eingegraben werden. Die Kenntniß der christlichen Religion ist durch verschiedene Stuffen zu den Apalachern gelanget. Der erste Saame wurde durch die vom Hauptmann Ribaud geführte französische Kolonie ausgebreitet. Bey dieser befanden sich zween gelehrte Geistliche, welche sogleich nach Betretung des Landes den Einwohnern eine Liebe zur christlichen Religion einzuflößen suchten. Nachher kamen vier Franzosen zu dem Paracusse der Apalacher, welche durch ihren Unterricht den Fortgang der christlichen Religion sehr befördert haben, so daß endlich der Paracusse selbst und ein großer Theil seiner Unterthanen bekehrt worden.

Bekehrung zum Christenthum.

§. 135.

Wissenschaften.

Von Wissenschaften und Gelehrsamkeit wissen diese Völker nichts. Sie haben eine Sterndeutungskunst nach ihrer Art, nach der sie Regen, Dürre, Sturm und Veränderung der Witterung vorhersagen. Sie halten dafür, daß die Fläche der Erde höckericht und durch die Berge erhaben sey, sonst aber die Erde innerhalb flach wäre und auf einer unbeweglichen, ihnen aber unbekannten, Stütze ruhe. Sie glauben, daß der Himmel aus einer festen durchsichtigen Materie bestehe, und daß Sonne, Mond und Sterne unvergängliche und belebte himmlische Körper wären,

wären, die sich, ohne zu ermüden, an dem blauen Getäfel, von dem sie die Welt erleuchten, belustigen. Die großmüthigen und löblichen Thaten ihrer Könige und Vorfahren behalten sie sorgsam in ihrem Gedächtniß, gleichsam als in einem untrüglichen Zeitregister, und erheben sie an ihren Festtagen in ihren Liedern. Einige Floridaner bedienen sich auch Denkbilder, die vorgefallenen Begebenheiten zu merken, und ihre Kinder von den Dingen zu unterrichten, welche ihre Familie und ihr Vaterland angehen. An den Orten, wo ein Gefecht vorgefallen, oder sich eine Völkerschaft gesetzt hat, errichtet man eine kleine steinerne Pyramide. Die Anzahl der Steine bezeichnet die Zahl der Todten oder der Stifter und derjenigen, welche den Ort zuerst bewohnt haben. Die verschiedenen Nationen in Florida haben jede ihre besondere Sprache. Bey den Apalachiten hat jede von den 6 Provinzen auch ihre besondere Mundart. Die Hauptleute und Häupter der Familien befleißigen sich zierlicher zu reden als der gemeine Mann. Ihre Ausdrücke sind nachdrücklich und ihre Perioden kurz. Sie halten viel auf gute Einfälle, welche tüchtig sind ihre Gedanken deutlich auszudrücken; auch wissen sie ihren Reden durch gute Gleichnisse keine geringe Annehmlichkeit zu geben. Alle Ausländer, die mit ihnen Umgang haben und ihre Sprache verstehen, versichern, daß sie weder die Trockenheit anderer amerikanischen Völker, als denen es an Worten fehlet, verschiedene Dinge auszudrücken;

Sprache.

noch den unnützen Ueberfluß anderer Völker haben: sondern sie bedienen sich einer ungekünstelten Reinigkeit, so durch ein gewisses Feuer beseelet wird und einen angenehmen Wohllaut in ihren Worten und Ausdrücken veranlasset. Ihre Gerechtigkeitspflege ist sehr kurz, weil sie keine Weitläuftigkeit der Processe, noch Chikanen, wodurch selbige verewiget werden, dulden. Die Hauptleute und Rathsversammlung jedes Orts halten monatlich zweymal Gerichte, beym Eintritt des Neumondes und hernach bey dem vollen Mond: alsdenn thun sie alle kleine Zwistigkeiten ab, die sich in den Familien ereignen. Kommt eine Sache von Wichtigkeit vor, so wenden sie sich an den Statthalter der Stadt oder an den Paracusse der Provinz, welche solche in der letzten Instanz schlichten. Gerathen die Paracussen und Statthalter unter sich selbst und mit ihren Unterthanen in Streit, so ziehet der Paracusse von Apalacha, der seinen Sitz zu Melilot hat, von der Sache Erkundigung ein und entscheidet sie nach geflogener Ueberlegung mit dem Senat, der ihn aller Orten begleitet. Verräther, Mordbrenner, Todtschläger und die eingeschlafenen Schildwachten werden mit dem Tode bestraft: man bindet sie an einem Baum und durchschießt sie mit Pfeilen, oder schlägt sie mit Keulen todt. Straßenräuber werden in allen Gesellschaften, wo sie sich einzufinden die Dreistigkeit haben, mit Schmach belegt; und dies ist für sie eine so empfindliche Züchtigung, daß diejenigen, die solche

Justizwesen.

Unthat

Unthat begangen haben, sich lieber in die Wüsteneyen begeben und ein irrendes Leben führen.

§. 136.

Die meisten Völkerschaften in Florida haben ihre Caziquen, welche sie Parausti nennen, und denen sie große Ehrerbietung erweisen. Einige führen noch itzt ein herumschweifendes Leben, wie die Zustamins oder Elamins thun, welche die Provinzen von Florida beständig durchstreifen und aller Orten, wo sie keinen Widerstand finden, alles verwüsten: deren ganze Geräthschaft auch in weiter nichts, als ihren Waffen und einigen Gezelten von schlechten Fellen bestehen, worunter sie die Nacht zubringen und die sie am Tage wieder abbrechen. Die Apalachiten, welche ehemals ebenfalls in Wäldern und Wüsten herumirreten, wurden von einem ihrer Paracussen, Mayrdock, überredet, sich in dem Lande, so sie noch itzt besitzen, niederzulassen. Seit der Zeit haben sie ihr gemeines Wesen in guter Ordnung erhalten, unter der Regierung eines Oberhaupts, welches seinen Sitz zu Melilot, der Hauptstadt ihres Landes, hat. In jeder von den 6 Provinzen ihres Landes ist ein Paracusse, und in jeder Stadt, deren 3 bis 4 in jeder Provinz sind, ein Statthalter. Jeder Flecken und jedes Dorf hat seinen Hauptmann, der die Obrigkeit darinn vorstellet, und jede Familie hat ihr besonderes Oberhaupt. Die Statthalter haben den Hauptleuten der benachbarten Flecken und Dörfer zu gebieten, und ein jeder hat seine vorgeschriebene Ordnung

Regierungsform.

Bey den Apalachiten.

und Grenzen der Gerichtsbarkeit, die er nicht überschreiten darf. Die floridanischen Völker
Kriege. führen viele Kriege unter einander, die aber nicht aus Ehrsucht und um Eroberungen zu machen unternommen werden, sondern den Tod ihrer Anverwandten und Freunde an ihren Feinden zu rächen. Sie bringen nicht förmliche Kriegsheere auf, um einander ordentliche Schlachten zu liefern, sondern sie stellen einander nur Hinterhalte und suchen sich bey der Fischerey und Jagd aufzulauern und Abbruch zu thun. Sie eilen einer nach des andern Dorfschaften, wenn sie erfahren, daß die streitbare Mannschaft nicht daheim ist, suchen solche auszuplündern, in Brand zu stecken und Gefangene zu machen. Oft kömmt es dabey zu einem hitzigen Gefechte, wo auf beyden Seiten viele erschlagen und gefangen werden.
Waffen. Ihre Waffen sind Spieße, Keulen, Lanzen, Aexte und Streithämmer von Kupfer. Ihre Bogen sind sehr lang und dick, gemeiniglich von Eichenholze, so daß sie sich schwerlich krümmen lassen, und doch spannen sie sie mit ungemeiner Fertigkeit und Stärke. Sie haben auch länglichrunde große Schilde, die aus Rohr so künstlich geflochten sind, daß, ob sie wohl nur mit einem bloßen Leder überzogen und sehr leicht sind, sie dennoch allen Pfeilen und Wurfspießen widerstehen können. Die Apalachiten haben an den Einwohnern der Provinz Tagueſta und an den Hustamins unversöhnliche Feinde, wider die sie beständig auf ihrer Huth seyn müssen. Wenn

ihre Völker gegen den Feind ziehen, so darf keiner ohne Bewilligung des Hauptmanns seinen Rang und Ordnung verlassen und sich von seinem Haufen trennen, wenn er nicht für ehrlos erklärt, oder gar mit Pfeilen todtgeschossen seyn will. Sobald sie den Feind erblicken, suchen sie ihn einzuschließen und greifen ihn mit großer Wuth und entsetzlichem Geschrey an. Sie sind so großmüthig, daß sie niemals das Geheimniß lernen wollen, ihre Pfeile zu vergiften. Nach erfochtenem Siege üben sie niemals an den Erschlagenen einige Unmenschlichkeit aus, sondern sie lösen den Gefangenen die Haarscheitel ab, tragen solche als Siegeszeichen auf ihren Wurfspießen und stecken sie vor die Thüren ihrer Wohnungen als ein Ehrendenkmaal auf. Bey ihrer Rückkunft von den Feldzügen stellen sie allerhand Lustbarkeiten an, und bringen viele Tage mit Tanzen, Spielen und allerley Ergötzlichkeiten zu; während dieser Zeit besingen sie ihre Tapferkeit und die merkwürdigsten Thaten ihrer Vorfahren.

§. 137.

Kolonien der Engländer.

Unter den engländischen Kolonien in Florida behauptet Karolina den ersten Rang. Es fasset die Küste von Nordamerika zwischen 31 und 36 Graden Norderbreite in sich, und erstreckt sich in der Länge auf 300 englische Meilen. Die Breite ist nicht bestimmt, indem Karl II. den Eigenthümern alles Land westwärts in einer geraden Linie, von angeführten Graden bis zu der Südsee, verwilligte. Um die Anlegung einer

Kolonie

Kolonie hier zu befördern, verschenkte der König das Land durch ein Patent 1660 an acht Eigenthümer. Einige harte Begegnungen gegen die Dissentirenden in England trugen zur geschwinden Bevölkerung dieser Kolonie viel bey, weil sie haufenweise hieher flohen, da alle Religionsverwandten hier völlig geduldet wurden. Durch kluge Einrichtung kam sie bald in den Stand, sich mit allen Nothwendigkeiten zu versehen, und sie wuchs ansehnlich an, weil sie von den Eingebohrnen des Landes nicht beunruhiget wurde. Die häuslichen Streitigkeiten der Kolonisten mit den Eigenthümern wegen der Steuern, die jene diesen zu entrichten schuldig waren, setzte die Kolonie in solche Verwirrung, daß als sieben von den Eigenthümern ihren Antheil verkaufen wollten, die Krone bewilligte, einem jeden für seinen achten Theil 2500 Pfund zu geben und ihnen insgesamt noch 5000 Pfund für die schuldiggebliebenen Steuern zu bezahlen, welche Bewilligung durch eine Parlamentsakte 1728 bestätigt wurde. Allein der Lord Carteret behielt sich seinen Theil vor und hat seitdem seinen achten Theil, der etwa 60 englische Meilen an der Seeküste ausmacht und an Virginien stößt, zugetheilt erhalten. Sobald das Eigenthum und die Gerichtbarkeit dieser Kolonie der Krone übergeben war, ward sie in zwo Provinzen Nord- und Südkarolina abgetheilt, und jede bekam ihren eigenen Statthalter.

Nordkarolina.

In Nordkarolina wird die Anzahl der Einwohner ohngefähr auf 70000 Weiße und 20000 Schwarze

Schwarze geschätzt, und es sind auch noch einige indianische Flecken in dieser Provinz übrig geblieben. Man kann sich hier leicht ansetzen und gut nähren. Wenn sich jemand von bemittelten Personen in diesem Lande niederlassen will, so sieht er sich ein Grundstück aus, welches er um einen billigen Preis erhalten kann. Wenn dies Land abgetheilt ist, so bauet er darauf, schafft sich Vieh an, pflanzet Bäume und legt sich solche Waaren zu, für welche er sich hernach bey dem Umsatze Sklaven, Pferde und andere Bequemlichkeiten erhandeln kann. Und wenn er seine Sachen in Acht nimmt und nicht außerordentliche Unglücksfälle hat, so muß er mit einem kleinen Anfange in wenigen Jahren ein ansehnliches Vermögen gewinnen. Die Pflanzer sind größtentheils ungemein arbeitsam und fleißig. Die Kinder werden mit dem achten Jahre zur Arbeit angehalten. Die gemeinen Weiber tragen Sorge für das Vieh, machen Butter und Käse, spinnen Baumwolle und Flachs, helfen die Seide bereiten, sie helfen säen und ärndten, sammeln die Früchte und besorgen die Wirthschaft. Da hingegen die Männer die Handarbeit und alles, was zum Hauptwerk der Pflanzung und Handlung gehört, verrichten. Die Vermehrung des Viehes seit dem Anfange der Kolonie ist zu bewundern. Am Ende des vorigen Jahrhunderts sah man es als einen Reichthum an, wenn man 3 bis 4 Kühe hatte. Jtzt ist es nichts seltsames, deren 1000 zu haben, und die meisten Privat-

personen

personen haben ihrer nicht weniger als 200, welche in den Wäldern weyden. Die Anzahl der Schweine ist noch größer. Weil das Land ganz mit Fichten bedeckt ist, so wird eine erstaunliche Menge von Pech, Theer und Terpentin verfertigt, wozu das ganze Jahr hindurch die Schaaren von Negern gebraucht werden. Die Seide ist hier zu großer Verbesserung gediehen. Die Pflanzer verarbeiten diese Seide mit Wolle und machen verschiedene Zeuge daraus, womit sie sich ebenfalls keinen geringen Vortheil zu erwerben wissen. Ihre vornehmste Ausfuhre nach Europa bestehet in einer großen Menge Theer, Pech und Terpentin; nach den westindischen Inseln bringen sie Schweinefleisch, Rindfleisch und Korn und Heerden von Hornvieh nach Virginien, auf welchem Wege sie auch insgemein ihre Produkte von Taback ausführen. Die Provinz wird durch einen Statthalter und Rathsversammlung regieret und ist in Grafschaften getheilt, deren jede einen Landvogt und Gerichtshof hat. Südkarolina hat ohngefähr 60000 weiße und zweymal so viel schwarze Einwohner, unter denen viele sehr reich sind, die in großer Gemächlichkeit und Pracht leben. Die vornehmsten Produkte, die von den Pflanzern gebauet werden, sind Reiß und Indigo; sie bauen aber auch Weizen, Flachs und Seide. Ihre Wälder sind vorzüglich mit Rehen und anderm Wildprett versehen. Die Schiffahrt auf den Flüssen Poder, Santer und Savannah ist sicher und bequem, und aus den

Südkarolina.

ver-

verschiedenen Häfen segeln jährlich über 300 Schiffe, mit den Landesprodukten beladen, nach Europa und Westindien ab. Die Kolonie wird auch durch einen Statthalter und Rathsversammlung regieret, und denn hat sie einen Provostmarschall, der als Landvogt der ganzen Provinz handelt. Alle Gerichtshöfe werden zu Charlestown gehalten, welche Einrichtung aber Beschwerden verursacht, da sie die Proceßkosten vergrößert und die Zuziehung der Geschwornen und Zeugen schwer macht.

§. 138.

Georgien wird durch den Fluß Savannah von Südkarolina getrennet und erstreckt sich etwa 100 Meilen an der See. Es gehören auch verschiedene kleine, doch fruchtbare Inseln dazu, die in einer kleinen Entfernung von der Küste liegen. Es ward von Südkarolina getrennet und im Jahre 1732 hier die Kolonie angelegt. Dieses ward durch eine Vorstellung veranlasset, die zum Besten armer gefangener Schuldner, deren Anzahl damals in England sehr groß war, von einigen edelmüthigen Herren dem Könige Georg II. überreicht wurde. Gutthätige Herzen unterschrieben sich zu einer gewissen Summe, und es ward in kurzer Zeit so viel gesammelt, daß sie im Stande waren, 100 Personen frey zu machen und sie mit allen Nothwendigkeiten versehen abzusenden. Oglethorpe, ein eifriger Beförderer der Unternehmung, führte sie hieher, fieng die Niederlassung am Flusse Savannah an und Georgien.

legte

legte den Grund zu der Stadt gleiches Namens. Durch sein kluges und edelmüthiges Betragen gerieth die Kolonie bald in einen blühenden Zustand. Weil die Engländer die Nothwendigkeit einsahen, Georgien als die Vormauer ihrer Besitzungen in Amerika zu bevölkern, so giengen sie von der Gewohnheit, nach der sie nicht gerne Fremdlinge unter sich aufnehmen, ab, und ließen zwo fremde Kolonien errichten, die eine von Schweizern zu Purrysbury und die zwote zu Ebenezer von Salzburgern. Die Societät der Beförderung des Erkenntnisses Christi ließ sich besonders angelegen seyn, einem Theil der wegen der Religion vertriebenen Salzburger eine sichere Freystadt zu verschaffen. Sie vereinigte sich mit der georgianischen Gesellschaft dahin, einige 100 Salzburger auf gemeinschaftliche Kosten nach Georgien zu schicken und daselbst so lange zu unterhalten, bis sie im Stande wären, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verschaffen. Das Parlament unterstützte dieses Vorhaben und bewilligte zu besserer Einrichtung der Kolonien 10000 Pfund Sterling. Es wurden also 1733 und 34 verschiedene Transporte von Salzburgern nach Georgien abgeschickt. Man gab jedem Hausvater 50 Morgen Landes erblich und ohne alle Dienstbarkeit zu eigen, und stellete ihnen Saatkorn und die erforderlichen Werkzeuge unentgeltlich zu. Die ersten 10 Jahre sollten sie steuerfrey seyn, nach dieser Zeit aber für 100 Acker Land nicht mehr als 10 Schillinge entrichten.

Diese

Diese Salzburger waren in ihrer Arbeit unverdrossen und kein Müßiggänger und Bettler wurde unter ihnen geduldet. Diejenigen, die aus Alter und Schwachheit zur Arbeit untüchtig werden, werden theils von den Bemittelten, theils von den Gaben, die von milden Händen der Gemeinde annoch zufließen, unterhalten. Sie haben zwo Kirchen und ihren Prediger, die zugleich das Amt der Friedensrichter verwalten, und den Schullehrern sind gewisse Felder zum Unterhalt angewiesen, die ihnen von der Gemeinde bearbeitet werden. Sie haben auch zu Ebenezer ein Wittwen- und Waisenhaus, darinn die Wittwen und Waisen unterhalten und besonders mit dem Seidenbau beschäfftigt werden. Die Umstände der Kolonie haben sich seitdem merklich gebessert, und itzt schätzt man die Anzahl der Einwohner in Georgien auf 8000 Weiße und 20000 Schwarze. Die vornehmsten Waaren, welche die Kolonie ausführt, sind Reiß, Korn und Indigo. Nächstdem beschäfftiget sie sich mit dem Wein- und Seidenbau, und da der Boden und das Klima dazu gut sind, so können dies künftig beträchtliche Artikel der Handlung werden. Mit Hanf, Flachs und Potasche wird auch bereits ein beträchtlicher Handel getrieben, ingleichen mit Schiffsmasten und Pelzwerk. Auch mangelt es den Einwohnern nicht an Wachs, Leder, Sassafraß, Chinawurzel, Kräutern und Färbewaaren von verschiedenen Sorten. Seitdem die Abgeordneten ihren Schenkungsbrief im Jahre 1752 der Krone

überreicht haben, wird der Statthalter vom Könige ernannt, und die Regierungsform ist eben so eingerichtet, als in den andern königlichen Statthalterschaften.

§. 139.

Florida. Das ehemalige spanische, von den Engländern eigentlich sogenannte Florida liegt gegen Mittag von Georgien zwischen demselben und dem Missisippifluß, in einem Umfange von etwa 600 englischen Meilen. Da der König von Großbrittannien 1762 Herr von diesem Lande wurde, ward es in zwo Statthalterschaften von Ostflorida. Ost- und Westflorida abgetheilt. Ostflorida hat größtentheils einen schlechten sandigen Boden; doch haben die Engländer schon einige sehr gute Kolonien in dieser Provinz angelegt, und man hat Hoffnung, es werde bald eine blühende Landschaft werden, da sich Leute aus verschiedenen Ländern Europens dahin begeben. Die Küste dieses Landes ist der Sitz der Austern, so wie die Sandbank von Terre neuve der Sitz der Stockfische ist. Es giebt daselbst kleine Austern von vortrefflichem Geschmack; und andere viel größere, aber nicht so wohlschmeckende, sind so häufig, daß sie Klippen dem Wasser gleich vorstellen, die man anfänglich für Felsen hält. Der Handel dieser Kolonie ist noch sehr gering, und bisher haben sie nur wenig ausführen können, da das, was sie von den Indianern erhandeln, alles ist, was sie missen können. Die Lage von Florida ist in Rücksicht auf die spanischen Besitzungen sehr

wichtig

wichtig und macht es zu einer ansehnlichen Kolonie für Großbrittannien. Denn die Hauptstadt S. Augustino ist nur wenige Tagereisen von dem Hafen Savannah entfernt, und die periodischen Winde, die zwischen den Wendezirkeln beständig von Morgen nach Abend wehen, machen die Gemeinschaft zwischen beyden Oertern leicht. Auch zu Kriegszeiten kann Florida den Engländern ungemein nützlich seyn, indem sie von hieraus die reichbeladenen Registerschiffe und Galleonen, die von Karthagena, Portobello und Vera Cruz durch den Meerbusen von Florida nach Europa zurückkehren, leicht überraschen und wegnehmen können. Westflorida ist weit gesunder und angenehmer als Ostflorida, insbesondere in den westlichen Gegenden an den Ufern des Missisippi, wo die Engländer sich sehr wohl befinden sollen. Der Boden ist auch weit besser und zum Anbau des Reißes, Indigo und anderer Waaren sehr tauglich. Die Zahl der Einwohner in dieser Provinz ist daher schon über 6000 angewachsen und nimmt immer mehr zu. Da sie den Missisippi zur westlichen Grenze hat, so ist ihre Lage zum Handel ungemein gut. Sie treibt auch schon einen ansehnlichen Handel mit den Indianern und führt eine große Menge von Rehhäuten und Pelzwerk und von ihren eigenen Produkten, auch Reiß, aus. Westflorida.

Das XIII. Hauptstück.

Von Kanada.

§. 140.

Größe. Kanada führt seinen Namen von dem Flusse Kanada, der nunmehr S. Lorenz genannt wird. Es begreift den größten Theil vom mitternächtlichen Amerika zwischen Florida und der Hudsonsbay, und erstreckt sich in der Länge von Süden gegen Norden auf 500 Meilen, die Breite aber von Osten gegen Westen kann noch nicht bestimmt werden. Gegen Mitternacht grenzt es zur Rechten an die Hudsonsmeerenge und Hudsonsbay, zur Linken aber ist die Grenze noch unbekannt; gegen Morgen ist das Nordmeer, und gegen Mittag Florida; gegen Abend aber findet man unermeßliche Landschaften, die nur von Indianern bewohnt und noch größtentheils unbekannt sind. Man theilte es ehemals in drey Theile, nämlich das engländische, das französische und das indianische Kanada. Seitdem aber Frankreich im Frieden zu Versailles 1762 seinen Antheil an England abgetreten hat, wird es nur in zween Theile, nämlich das engländische und indianische abgetheilt. Das engländische Kanada begreift neun Landschaften an der Küste des Nordmeers. Diese sind: Virginien, Maryland, Pensylvanien, Neujersey, Neuyork, Neuengland, Neuschottland, Neubrittannien und Neufrankreich.

Grenzen.

Abtheilung.

reich. Das indianische Kanada besteht aus großen Ländern, die zwischen und hinter den englischen Niederlassungen liegen.

Der erste Abschnitt.

Von Virginien.

§. 141.

Geschichte.

Virginien ward vom Sebastian Cabot entdeckt und von allen engländischen Kolonien in Amerika zuerst angebaut. Der Ritter Walter Raleigh wurde durch das Beyspiel und den erstaunlich glücklichen Fortgang der Spanier in Amerika gereizt, sich zu entschließen, auf seine Kosten einige Entdeckungen zu unternehmen. Er vereinigte sich dazu mit einigen reichen Privatpersonen zu London, und erhielt 1584 von der Königinn Elisabeth einen Schenkungsbrief auf alle heydnische Länder, die er entdecken würde. Die Gesellschaft schickte zwey Schiffe aus, die in dem heutigen Nordkarolina ankamen, mit den Eingebohrnen handelten und nach Europa zurückkehrten, ohne eine Kolonie anzulegen. Sie gaben dem Lande, zu Ehren ihrer jungfräulichen Königinn, den Namen Virginia. Der Ritter Greenville legte 1586 in der Bay Roenoke die erste Kolonie an, die aber keinen Bestand hatte. Johann White erneuerte 1588 die Stadt Raleigh, welche aber wieder verlassen wurde. Endlich wurden 1606 mit Bewilligung König Ja-

kobs I. zwo Gesellschaften errichtet, wovon jede ihre Pflanzstadt anlegen sollte. Die londonsche Gesellschaft schickte den Johann Smith mit drey Schiffen nach Virginien, wo er am Flusse Puhatan die Stadt Jamestown und verschiedene andere Pflanzungen anlegte. Der Ritter Gates erbauete 1611 die Stadt Henrico 50 Meilen über Jamestown, und die Kolonien kamen in einen sehr blühenden Zustand. 1622 hatten sie ein großes Unglück, indem die Indianer, durch die Ermordung eines ihrer Hauptleute, zu dem Entschluß gebracht wurden, alle Engländer umzubringen. Sie überfielen sie in allen Pflanzungen bey der Arbeit und ermordeten an einem Tage 350 von ihnen. Durch den darüber mit den Indianern entstandenen Krieg geriethen die Kolonien in große Verlegenheit und Verwirrung; daher König Karl I. 1626 die Gesellschaft aufhob, Virginien unter seine unmittelbare Regierung nahm und einen Statthalter ernannte. Die Kolonie bekam einen neuen Glanz, und es giengen eine Menge neuer Einwohner nach Virginien. Weil aber ein jeder sich weitläuftige Ländereyen nach Belieben nahm, so wurden sie weit zerstreuet, und dies ist die Ursach, daß noch bis itzt keine eigentliche Stadt in ganz Virginien ist. Der unglückliche Fall Karls I. stürzte die Kolonie in neue Unruhen; sie mußte sich dem Kromwell unterwerfen, rief aber hernach auf Anstiften des Statthalters Berkeley Karln II. zum Könige aus, ehe er noch in Eng-

land

land aufgenommen war. Bald nachher brach ein bürgerlicher Krieg aus, der durch einige Auflagen, die das brittische Parlament auf die Kolonien legte, erregt wurde. Bey diesen Unruhen wurde Jamestown durch einen Brand zerstöret, und diese Stadt ist nachher nie wieder in ihren vorigen blühenden Zustand gekommen. Seit der Zeit ist die Kolonie durch die Ordnung, welche der Hof in der Regierung von Virginien gemacht, in beständiger Ruhe geblieben, und hat solchen Fortgang gehabt, daß sie itzt eine der wichtigsten in Amerika ist. Unter König Wilhelms Regierung bekam sie 1699 einen ansehnlichen Zuwachs von französischen Flüchtlingen, die an der mittägigen Seite des Jamesflusses eine beträchtliche Niederlassung errichteten.

§. 142.

Größe. Zu Virginien gehört ein großer Strich Landes, der zwischen dem 36 und 39sten Grad Norderbreite, auf 50 Meilen in der Länge, und in der Breite fast 100 Meilen hat.

Grenzen. Gegen Mitternacht ist Maryland, gegen Morgen die Bay Chesapeak und das Nordmeer, gegen Mittag Nordkarolina und gegen Abend eine große Kette von Gebirgen. Die Bay Chesapeak ist eine so schöne ins Land gehende Bucht, als irgend eine in der Welt, indem sie zwischen Virginien und Maryland fast 130 englische Meilen gehet und auf dem ganzen Wege für große Schiffe schiffbar und meistens 20 Meilen breit ist.

Witterung. Die Luft in Virginien ist lieblich und gemäßigt, und eben so weit

von übermäßiger Kälte als von übermäßiger Hitze entfernt. Im Winter ist die Luft heiter und trocken, die Kälte ist bey Nord- und Nordwestwinden sehr strenge, währet aber nicht lange. Im Julius und August ist die Hitze ziemlich groß und mit harten Donnerschlägen vergesellschaftet. Im September und Oktober fallen heftige Regen, da denn die Einwohner größtentheils krank und von Kopfschmerzen, Fiebern u. dergl. geplagt werden, die aber nicht gefährlich sind. Der Produkte. Boden in Virginien ist ungemein fruchtbar und man kann sagen, daß er alle Arten von Pflanzen und Früchten tragen kann. Weil die Einwohner bey dem Tabacksbau den größten Vortheil finden, so beschäfftigen sie sich vornehmlich damit und bauen nur so viel Getreyde und Reiß, als sie zu ihrem Unterhalte bedürfen. Die Menge und Mannigfaltigkeit der Baumfrüchte ist ungemein groß. Man findet verschiedene Arten von Kirschen, Pflaumen, Kastanien, Maulbeeren und Weintrauben. Pfirsichen sind so häufig, daß man die Schweine damit mästet, und Aepfel und Birnen in solchem Ueberfluß, daß 50 Faß Birn- und eben so viel Aepfelwein aus zween Baumgärten gemacht werden kann. Ein Baum trägt Honig, der in einer dicken sehr aufgeblasenen Hülse enthalten ist, und aus dem Saft eines andern Baumes kocht man Zucker. Eine Art von Myrthen tragen Beeren, die ein schönes grünes Wachs geben. Man findet nicht nur viel Färbeholz, sondern auch eine Menge von Pflan-

zen

zen und Erden, woraus man schöne Farben zie-
het. Die Ebenen und Thäler sind mit mancher-
ley Blumen bedeckt, und in den Wäldern trifft
man große Bäume an, die schöne Tulpen tra-
gen. Von heilsamen Kräutern ist besonders die
Serpentine, das so berühmte Gegengift wider
allerhand Gifte und pestilenzialische Krankheiten,
in Virginien vortrefflich. Eine Wurzel, die
man Rapperschlange nennet, heilet den Biß
dieser fürchterlichen Schlange in kurzer Zeit.
Der sogenannte Jamestownerapfel hat die
Kraft zu erfrischen, aber auch die gefährliche Ei-
genschaft, daß wenn man zuviel davon isset, man
auf viele Tage dumm und aberwitzig wird. Die
Wälder haben Eichen, Buchen, Pappeln, Fich-
ten, Cypressen, Cedern und eine Menge anderer
Bäume von ungeheurer Größe. Von zahmen
Vieh werden große Heerden von Rindvieh und
Schweinen gehalten, und gute Pferde gezogen;
es fehlt nicht an Wildprett, und nach den west-
lichen Gebirgen zu auch nicht an wilden Thie-
ren. Von Schlangen, Fröschen, Moskiten,
Wanzen und Holzläusen sind die Einwohner sehr
geplagt. Die vornehmsten Flüsse sind der Pau-
hatan oder Jakobsfluß, der Yorkfluß, der
Rappahanok und der Potamek, welche nicht
nur fischreich, sondern auch schiffbar sind. Die
meisten Plantationen liegen an den Flüssen, und
so hat jeder Kolonist die Bequemlichkeit, seine
eigene Waaren einzuschiffen und dafür alles
nöthige zu erhalten. Was die Mineralien be-

trifft, so läßt sich aus verschiedenen Umständen urtheilen, daß sie hier reichlich seyn müssen: man hat sich aber nicht beschäfftigt, sie aufzusuchen. Einige Eisen- und Bleyadern hat man von ohngefähr entdeckt.

§. 143.

Einwohner. Die Anzahl der Einwohner in den englandischen Kolonien dieser Provinz beläuft sich etwa auf 200000 Weiße, und man schätzt die Anzahl der darinn befindlichen Negern und Sklaven halb so hoch. Die Sklaven beyderley Geschlechts werden gebraucht, das Feld zu bauen, Korn zu säen und Taback zu pflanzen, und ihre Verrichtungen sind hier nicht mühsamer, als die Landarbeit der Bauern in Europa. Die Virginier kommen mit den Engländern in Europa in Gewohnheiten und Sitten überein. Sie sind klug, sorgfältig, großmüthig und gastfrey und zum Umgange sehr geneigt. Die Kolonien werden

Regierung. durch einen Statthalter regieret, der vom Könige ernennet wird, und auf diesem und seinem Rathe beruhet die höchste Gerichtbarkeit in bürgerlichen Angelegenheiten; sie versammeln sich zu diesem Zweck zweymal des Jahrs mit den Repräsentanten des Volks. Der Statthalter behält seine Würde, so lange es dem Könige gefällt. Er hat das Recht, die Gesetze der allgemeinen Versammlung zu billigen oder zu verwerfen; diese Art von Parlament zu verlängern oder aus einander gehen zu lassen; den Staatsrath zu versammeln und darinn den Vorsitz zu haben; die

Truppen

Truppen zur gemeinen Vertheidigung nach Belieben zu gebrauchen und die Officiers zu ernennen; die Ländereyen der Krone nach den errichteten Gesetzen zu veräußern. Er hat 2000 Pfund stehend Gehalt und andere Vortheile, die so ansehnlich sind, daß Virginien ein Peru für alle Statthalter ist. Der Rath bestehet aus zwölf Mitgliedern, die vom Könige bestellet werden. Er muß dem Statthalter mit seinem Gutachten bey den Geschäfften der Regierung beystehen und sich seinen Unternehmungen widersetzen, wenn er die Schranken seiner Bestellung überschreitet. Er macht das Oberhaus in der allgemeinen Versammlung aus und maßet sich das Recht an, alle Akten des Unterhauses zu verwerfen. Das Land ist in Grafschaften vertheilet, und jede Grafschaft schickt Abgeordnete zu der allgemeinen Versammlung, welche aus 52 Personen bestehet. Sie werden vom Statthalter wenigstens 40 Tage vor der Zusammenkunft durch einen Befehl berufen, und alle Privatpersonen, die ein freyes Lehn haben, haben das Recht ihre Stimmen zu der Wahl zu geben, die nach den meisten Stimmen geschiehet. Sobald die Abgeordneten zu Williamsburg beysammen sind, erwählen sie einen Sprecher, und den schreitet man zu den Angelegenheiten, wobey man den Gebräuchen des Unterhauses in England nachahmet. Wenn die Akten in beyden Häusern durchgegangen sind, so werden sie an den König zur Bestätigung geschickt; sie haben aber gleich die Kraft eines Gesetzes,

Rath.

Allgemeine Versammlung.

setzes, sobald sie nur vom Statthalter gebilliget sind, wofern sie der König nicht verwirft. Außer dem Statthalter hat Virginien noch zween vornehme Beamte, die der König bestellet. Der erste ist der Aufseher der Rechnungen, der die Anwendung der öffentlichen Einkünfte zu untersuchen und die Rechnungen davon nachzusehen hat. Der andere ist der Staatssecretair, der alle Archive des Landes in Verwahrung hat. Er fertiget alle schriftliche Befehle aus, trägt alle offne Briefe, welche die Vertheilung des Landes betreffen, in die Register, hält Protokoll von den Beglaubigungen der letzten Willen, den Verheirathungen, den Kindern, die in der Kolonie gebohren werden, der Anzahl der Verstorbenen und derer, die aus dem Lande gehen, und von allem, was die Ordnung betrifft. Ein anderer Oberbeamte ist der Schatzmeister, welcher die Gelder aus den öffentlichen Einkünften von den besondern Einnehmern empfängt und die Rechnungen der außerordentlichen Auflagen einzurichten hat.

Einkünfte. Die öffentlichen Einkünfte fließen aus dem Grundzins, den sich der König von allen, durch öffentliche Briefe vergebenen, Ländereyen vorbehält und der in 2 Schillingen von jedem hundert Acker Landes bestehet; aus den Abgaben vom Taback, da von jedem Fasse 2 Schillinge bezahlt werden; aus einem Zoll von 6 Stüvern, den alle Reisende, die in die Provinz kommen, bezahlen müssen; ingleichen von einer Auflage auf die gebrannten Wasser und Sklaven,

da

da für jeden Sklaven, der hereingebracht wird, 20 Schilling bezahlt werden; und endlich von Geldstrafen und Verwirkungen. Man hat noch eine Art von Kopfsteuer, welche darinn bestehet, daß alle weiße Mannspersonen und alle Negern beyderley Geschlechts eine gewisse Menge Taback geben müssen. Diese Schatzung wird jährlich dreymal gehoben. Die erste in der ganzen Kolonie dienet zu verschiedenem öffentlichen Aufwande: die andere in jeder Grafschaft, die zu allen öffentlichen Ausgaben der Grafschaft angewendet wird, und die dritte, welche die Pfarrkopfsteuer heißt, wird von den Häuptern jedes Kirchspiels zum Kirchenbau und Kirchenschmuck, und zur Besoldung der Prediger und anderer Kirchenbedienten gehoben.

§. 144.

Religion und Kirchenwesen.

Fast alle Einwohner in Virginien sind der englischen Kirche zugethan, und obgleich ein jeder Christ, der sich den Pfarrgebühren unterwerfen will, völlige Gewissensfreyheit hat; so sind in der ganzen Kolonie doch nur drey Gemeinen von Quäkern und zwo von Presbyterianern. Die geistlichen Sachen stehen unter der Aufsicht eines Verordneten, der durch den Bischof von London bevollmächtigt und in Religionsangelegenheiten über alle Kolonien gesetzt ist. Ein jedes Kirchspiel hat seine Kirche, und diejenigen, deren Pfarrkinder sehr zerstreuet sind, haben noch eine oder zwo Kapellen, worinn der Gottesdienst wechselsweise verrichtet wird. Die Besoldung

eines

eines jeden Predigers ist jährlich auf 16000 Pfund Taback festgesetzt, und seine Gebühren von Trauungen und Begräbnissen werden auch in Taback bezahlt, nämlich für eine Leichenrede 400, und für eine Trauung 50 Pfund Taback. Einige Kirchen haben Ländereyen, auf denen das Kirchspiel eine gewisse Anzahl Vieh und Negern zum Vortheil des Predigers unterhält. Die geistliche Regierung in jedem Kirchspiel befindet sich in den Händen des Predigers und zwölf von den vornehmsten Einwohnern. Die Prediger bekommen ihre Pfarren nicht auf immer, sondern sie werden von einem Jahre zum andern oder auf gewisse Jahre, nach ihrem Vergleich mit den Kirchvätern, angenommen und unterhalten. Die Wissenschaften werden hier nicht gänzlich verabsäumet. Auf Kosten des Königs Wilhelm ist zu Williamsburg eine Universität gestiftet und mit ansehnlichen Pfründen versehen. Sie besteht aus einem Präsidenten, 6 Professoren und 100 Studenten, welche insgesammt auf gemeine Kosten verpflegt werden und zu deren Behuf auch eine Bibliothek angelegt ist. Die Streithändel werden von zweyerley Gerichten geschlichtet, von denen in der Grafschaft oder den besondern Gerichten, die aus dem Sherif, seinen Unterbeamten und Geschwornen bestehen, und von dem allgemeinen Gerichte, das aus dem Statthalter und dem Rathe bestehet, auf welches man sich berufen kann, wenn der Werth der Klage nicht unter 60 Pfund Sterling ist. Beläuft sich die Klage

Gelehrsamkeit.

Justizwesen.

Klage in Schuldsachen über 300 Pfund Sterling, so kann man sich auf den König berufen, der zum Endurtheile eine Commité setzt, welches man die Appellationsherren nennet. In peinlichen Sachen kann man sich von dem Ausspruche des allgemeinen Gerichts nicht weiter berufen; der Statthalter aber hat das Recht, alle Verbrechen zu begnadigen, den Hochverrath und vorsetzlichen Todtschlag ausgenommen. Dieses Gericht wird zweymal des Jahrs den 15ten April und 15ten Oktober gehalten, und dauert jedes mal 18 Tage. Die meiste Handlung der Kolonie in Virginien kommt auf den Taback an, und verschiedene Hunderttausend werden durch Pflanzung und Bearbeitung desselben beschäfftigt und ernährt. Wie wichtig dieser Handel für Großbrittannien sey, erhellet aus der Menge der Schiffe, die dabey gebraucht werden, Denn man hat angemerkt, daß insgemein, ein Jahr in das andere gerechnet, 200 große Schiffe mit dieser Waare befrachtet und jährlich 100000 Tonnen, deren jede 400 Pfund wieget, ausgeführet werden, wovon der königliche Schatz allein auf 400000 Pfund Sterling erhebet. Von diesen glaubt man, daß 40000 Tonnen in Großbrittannien verbraucht, die andern 60000 aber in fremde Länder verführt werden; woraus man den Profit leicht abnehmen kann, den England daraus ziehet. Außer dem Taback wird Rindfleisch, Schweinefleisch, Faßtauben und anderes hölzernes Geräthe, hauptsächlich nach Handlung.

den

den westindischen Inseln geführt. Die gemeinste Art der Handlung besteht in Vertauschung einer Waare gegen die andre, und man findet hier nur wenige Münze, sowohl englische als spanische.

Kriegswesen.

Die Truppen der Kolonie bestehen aus einer gewissen Anzahl Einwohner; welche klassenweise unter dem Namen der Miliz zu Pferde und zu Fuß eingeschrieben sind. Ein jeder freyer Virginier ist von seinem 16ten bis in sein 60stes Jahr unter der Miliz eingeschrieben. Die Anzahl der Reiterey ist 1400, und des Fußvolks etwas über 7000 Mann. Jede Grafschaft läßt die ihrigen alle Jahr einmal zusammenkommen, um sie zu mustern und die abgesonderten Compagnien einigemal exerciren zu lassen. Der Statthalter ist Generallieutenant dieser Armee und hat das Recht, in jeder Grafschaft einen Obristen, einen Obristlieutenant und Obristwachtmeister zu ernennen, welche Hauptleute und andere Officiers unter sich haben. Die Einrichtung ist so gemacht, daß die ganze Miliz in 24 Stunden beysammen seyn kann.

§. 145.

Eingebohrne Virginier.

Es finden sich noch viele Flecken der Eingebohrnen in Virginien, die aber so abgenommen haben, daß sie alle zusammen nicht über 500 Mann, welche vermögend sind die Waffen zu führen, stellen können. Sie sind in verschiedene Völkerschaften getheilt, und obgleich manche nur aus wenigen Familien bestehen, so beobachten sie nichts desto weniger noch ihre alten Gebräuche

und

und leben von den andern Indianern so abgesondert, als von den Engländern. Sie sind gemeiniglich groß, gerade, wohl proportionirt und die meisten haben wunderschöne Arme und Beine. Leibesgestalt. Man siehet niemals Zwerge, Buklichte und andere Ungestaltete unter ihnen, und dieses kommt daher, weil die Weiber sich allein in die Gehölze begeben, um sich von ihren Kindern zu entbinden, da sie gleich diejenigen auf der Stelle begraben sollen, welche mit einem Gebrechen auf die Welt kommen. Ihre Farbe ist kastanienbraun, welche durch die Sonnenhitze und das Fett, womit sie sich schmieren, nach und nach dunkeler wird. Fast alle Weiber sind von großer Schönheit, haben eine feine Gestalt und sehr zarte Züge, und es fehlt ihnen nichts, als eine schöne Gesichtsfarbe. Sie sind voller Witz, beständig lustig und ihr Lächeln hat eine ungemeine Annehmlichkeit; es fehlet ihnen auch nicht an Keuschheit. Ihre Haare sind kohlschwarz: die Mannspersonen verschneiden sie auf mancherley Art; doch behalten die Angesehensten eine lange Flechte hinten am Kopfe. Die Barthaare reißen sie mit einer Muschelschale aus. Die Oberhäupter beyderley Geschlechts erscheinen niemals ohne eine Krone, die aus Muschelschalen und Beeren von mancherley Farbe gemacht ist; die Gemeinen gehen mit bloßem Kopfe und schmücken ihn mit großen Federn. Kleidung. Sie haben einen weiten Mantel, worinn sie den Leib hüllen, und den sie zuweilen mit einem Gürtel um die Lenden fest binden.

Unter demselben haben sie ein Stück Leinwand oder ein kleines Fell um den Bauch herum fest gemacht. Das gemeine Volk hat nur einen Strick um die Lenden und ziehet zwischen die Schenkel einen Streif Leinwand, oder einen von einem Felle, wovon beyde Enden hinten und vorn von dem Stricke gehalten werden. Ihre Schuhe sind von Hirschleder wie ein Beutel, der oben auf dem Fuße mit Schnüren zugezogen wird. Zu ihren Wohnungen hauen sie junge Bäume um, stecken das dicke Ende derselben in die Erde, und binden die umgebogenen Spitzen mit Bändern von Baumrinden zusammen. Sie sehen beynahe wie ein Bienenkorb aus und sind mit Baumrinden gedeckt. Jedes Haus hat nur ein Zimmer, in dessen Mitte der Feuerheerd ist. Sie schlafen längst den Wänden auf Betten von Röhren und Zweigen, die von Gabeln unterstützt werden und mit Matten oder Pelzwerk bedeckt sind. Die Gebräuche dieser Leute sind weit von der Wildheit entfernt, welche immer mehr zuzunehmen scheint, je weiter man gegen Norden kommt. Mit ihrer Religion und Gottesdienst sind sie sehr geheim, weil sie die Offenbarung ihrer Grundsätze als eine Entheiligung derselben ansehen. Sie glauben einen höchstgütigen Gott, der im Himmel wohne, und dessen gutthätige Einflüsse sich über die Erde verbreiteten. Sie bethen aber ein böses Wesen an, damit es ihnen nicht ihre Güter entführe und ihnen Krieg, Hunger und Pest zuschicke. Sie haben einen Quioccosan

Wohnungen.

Religion.

occosan oder Tempel, worinn sich ein ungestalteter Götze befindet, dem sie Pelzwerk, das Fett und die besten Stücke von dem Wildprett, das sie auf der Jagd bekommen, Früchte und vornehmlich Taback bringen, wovon ihnen der Rauch zum Räuchwerk dienet. Ihre Priester sind zugleich Wahrsager und Zauberer und haben viel Macht über sie. Ihre jungen Leute müssen, ehe sie unter der Zahl der Tapfern einer Nation aufgenommen werden, eine Prüfung ausstehen, die sie Huskanawiment nennen. Das vornehmste dabey ist eine lange Eingezogenheit in dem Walde, wo sie ohne den geringsten Umgang mit jemanden und ohne andere Nahrung, als einen Trank von einigen Wurzeln, eingeschlossen sind, welche die Kraft haben, das Gehirn zu verrücken. Dieser Trank, den sie Wisoccan nennen, stürzet sie in eine Art von Thorheit, die 18 bis 20 Tage dauert, und wenn man sie genug hat trinken lassen, so vermindert man das Maaß desselben, damit sie nach und nach wieder zum Verstande kommen. Alsdenn dürfen sie nicht sagen, daß sie das geringste Andenken des Vergangenen haben, sondern sie müssen scheinen, alle Kenntnisse verlohren zu haben, um neue zu erlangen. Die Absicht dieses gewaltsamen Gebrauchs ist, die Jugend von den übeln Eindrücken der Kindheit zu befreyen, damit die Vorurtheile der Erziehung und Gewohnheit keinen Antheil an dem Urtheile haben, welches sie von Dingen, vornehmlich bey Verwaltung der Gerechtigkeit, fällen sollen.

Regierungsform.

Ordentlicher Weise hat jeder Wohnplatz dieser Indianer einen König oder Oberhaupt; doch herrschen einige dieser kleinen Monarchen über mehrere Flecken, die durch das Recht der Eroberung oder der Nachfolge unter ihrer Bothmäßigkeit vereiniget worden. Denn haben sie Unterkönige oder Verweser in jedem Flecken, die verbunden sind, ihnen Tribut zu geben und ihnen mit ihren Unterthanen im Kriege beyzustehen. Die Leichname dieser Könige erhalten sie auf folgende Art. Sie spalten die Haut längst dem Rücken auf und heben sie mit vieler Geschicklichkeit ab. Denn fleischen sie die Knochen ab, ohne die Nerven zu beschädigen, damit alle Gelenke ganz bleiben. Die Knochen trocknen sie an der Sonne und stecken sie wieder in die Haut in ihrer natürlichen Lage, füllen den Zwischenraum mit feinem Sande und nähen die Haut wieder zu. Denn tragen sie den Körper, der wieder so ganz zu seyn scheinet, als wenn das Fleisch noch daran wäre, an den Begräbnißort, wo sie ihn auf ein Brett legen und mit einer Matte zudecken. Das in der Sonne getrocknete Fleisch thut man in einen wohlverwahrten Korb und setzt es zu den Füßen des Leichnams. So haben manche Völkerschaften ziemlich lange Reihen von Körpern ihrer Könige, zu denen sie ein Götzenbild und einen Priester zur Wache stellen.

Der zweete Abschnitt.

Von Maryland.

§. 146.

Maryland machte vormals einen Theil von Virginien aus, wovon es nur durch den Fluß Patowmek abgesondert ist, und im gemeinen Leben wird es noch öfters unter diesem Namen mit begriffen. Es wurde auf Bitte des Lords Baltimore von Virginien abgesondert. Dieser Herr, der katholisch war, hatte sich, um seine Religion freyer ausüben zu können, nach Terreneuve begeben. In Hoffnung, ein angenehmeres Leben zu führen, bath er sich vom Könige Karl I. dasjenige Stück Land aus, welches an den obern Theil des Meerbusens von Chesapeak stößt, wo die Engländer noch nichts besaßen. Dieser Fürst überließ ihm das Eigenthum davon, und es wurde seiner Gemahlinn, der Königinn Maria Henriette, zu Ehren Maryland genannt. Der Anfang wurde mit 200 Katholiken gemacht, denen die Indianer einen Theil ihrer Besitzungen willig einräumten und mit denen sie in der größten Einigkeit lebten. Dadurch entgieng die Kolonie den Drangsalen, denen die virginische so oft ausgesetzt war, und sie wurde von den Indianern in ihrem ersten Zustande sehr unterstützt. Ohngeachtet Lord Baltimore ein Katholik war, so beeiferte er sich doch, alle Leute, die die christliche Religion bekenneten, Geschichte.

sie mochten seyn von welcher Sekte sie wollten, aufzunehmen; und diese niemals gestörte Gewissensfreyheit zog eine Menge Anglikaner, Presbyterianer und Quäker in das Land, und kein Volk hat jemals in größerm Ueberflusse und in vollkommenerer Sicherheit gelebt. Maryland

Grenzen. grenzt gegen Mitternacht an Pensylvanien und die Delawarenbucht, gegen Morgen an das atlantische Meer, gegen Mittag an Virginien, und gegen Abend an die apalachischen Gebirge. Das

Beschaffenheit. Klima, das Erdreich, die Produkte, der Handel kommen mit denen in Virginien völlig überein. Die Zahl der Einwohner wird auf 85000 Weiße und auf 25000 Negern oder Sklaven geschätzt. Weil es viele schiffbare Flüsse und Busen in dieser Provinz giebt, an denen die Plantationen zerstreuet liegen, so giebt es keine beträchtlichen Städte in derselben, und die Einwohner bezeigen wenig Lust sich in Städte zu begeben, da sie alle nur mögliche Vortheile der Schiffahrt in ihren Pflanzungen haben. Der Taback ist ihr ganzer Reichthum und es werden jährlich 30000 Oxhoft davon ausgeführt: er macht ihre Vorräthe, ihre Manufakturen, ihr Geld aus. Sie haben zwar englische und spanische Geldsorten, allein sie brauchen sie nur zur täglichen Ausgabe; in allen übrigen ist der Taback für sie das Unterpfand des allgemeinen Handels. Der Stifter richtete die Regierungsform nach dem Muster der engländischen ein, und es wird eben so wie in Virginien eine allgemeine Versammlung gehalten.

Itzt

Itzt ist der Lord Baltimore nur noch von einem kleinen Theil der Provinz Eigenthümer, da er das übrige andern abgelassen hat.

Der dritte Abschnitt.

Von Pensylvanien.

§. 147.

Geschichte.

Pensylvanien, eine der vornehmsten Kolonien der Engländer in Amerika, war zwar mit Virginien zu gleicher Zeit entdeckt worden, aber bis 1680 unbesetzt geblieben. Sie hat ihren Namen vom Wilhelm Pen, dem Oberhaupt der Quäker, der in diesem Jahre einen Schenkungsbrief vom Könige Karl II. erhielt, worinn ihm der obere und innere Theil dieses Landes überlassen wurde. Hernach erhielt er von dem Herzoge von York noch ein wüstes Stück von Neubelgien, nämlich die Seeküste von der Stadt Delaware, itzt Neukastle, bis zum Vorgebirge Henlopen. Sobald Pen seinen Schenkungsbrief erhalten hatte, so warb er eine beträchtliche Anzahl von Leuten, welche meistentheils Quäker waren, zu Kolonisten in diesem Lande an. Er war aber so ehrlich in seinem Verfahren, daß er das Land nicht eher in Besitz nahm, oder irgend einige Ländereyen unter seine Kolonisten vertheilen wollte, als bis er es den eingebohrnen Indianern, die er für die rechtmäßigen Besitzer hielt, abgekauft hatte. Zugleich überredete er die ver-

schiedenen Nationen der Indianer, die das Land bewohnten, ihm zu versprechen, daß sie keine von ihren Ländereyen verkaufen wollten, außer ihm oder seinen Bevollmächtigten; diesen aber gab er Befehl, nicht eher von irgend einigen Ländereyen Besitz zu nehmen, als bis sie sie durch einen ordentlichen Kauf erstanden hätten. Dies edelmüthige Verfahren brachte den Eingebohrnen eine sehr hohe Meynung von seiner Rechtschaffenheit bey, und legte auch den Grund zu einem dauerhaften Frieden mit ihnen. Er vereinigte mit seinen neuen Kolonisten die Ueberbleibsel der schwedischen und holländischen Kolonien in Neuschweden und Neuniederland. Er blieb über 2 Jahr im Lande, in welcher Zeit er einen so vortrefflichen Entwurf zur Regierung der Provinz machte, daß viele Fremde dadurch bewogen wurden, sich hier lieber als in irgend einer andern Provinz von Amerika niederzulassen, zumal da ihnen die völlige Religionsfreyheit gestattet wurde. Er legte auch den Grund zur Stadt Philadelphia, die in Ansehung der Schönheit jede andere Stadt in Amerika übertrifft, und vielleicht von wenigen Städten in der Welt übertroffen wird. In noch nicht völlig 80 Jahren ist sie aus einer Wüste zu einer blühenden Stadt von 20000 Einwohnern gestiegen. Pen starb im Jahre 1718 und hinterließ einen sehr jungen Sohn, der erst 1732 abgieng, von der unermeßlichen Erbschaft, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, Besitz zu nehmen. Die Kolonie erweiterte sich in

kurzer

kurzer Zeit ſo anſehnlich, daß die Städte Lankaſter, Cheſter, Neukaſtle, Carliſle und andere Städte und Flecken angelegt wurden.

§. 148.

Die Provinz Penſylvanien liegt zwiſchen dem 39 und 42ſten Grad Norderbreite, und zwiſchen dem 72 und 78ſten Grad weſtlicher Länge, und hat über 150 Meilen in der Länge. Gegen Mitternacht grenzt es an Neuyork, gegen Morgen an den Fluß und die Bucht Delaware, gegen Mittag an Maryland, und gegen Abend an die Länder der fünf Nationen. Die Luft iſt überhaupt gemäßigt, lieblich, rein und geſund. Zu Ende des Weinmonats fangen die Regen an und dauern bis in den Anfang des Chriſtmonats. Denn geht der Winter an, da der Wind gemeiniglich Nordweſt iſt und ſtrenge Kälte bringt. Der Frühling dauert vom März bis in den Brachmonat, und in den Sommermonaten, welche der Heumonat, Auguſt und Herbſtmonat ſind, würde die Hitze unerträglich ſeyn, wenn ſie nicht durch friſche Winde gemäßigt würde. Die Natur des Erdreichs iſt an einigen Orten ein gelber und ſchwarzer Sand, an andern ein Kieß, und an den meiſten ein fettes Land, vornehmlich zwiſchen den kleinen Flüſſen und Bächen. Beſonders ſind die an der Susquehanna liegenden Länder vortrefflich und fehlen ſelten, die Arbeit des Landmannes reichlich zu belohnen. Dieſe Felder liefern alle Gattungen von Getreyde, beſonders Weizen, in großer Menge, und es iſt

Größe. Grenzen. Witterung. Beſchaffenheit. Produkte.

nichts seltenes, daß ein Scheffel Aussaat 40 und zuweilen 60fältig trägt. Erbsen, Linsen, Bohnen und andere aus Europa hieher gebrachte Früchte gerathen vortrefflich. Es fehlet auch nicht an allerley Obst und besonders sind die Pfirsichen so häufig, daß man die Schweine damit mästet. Es giebt auch Wasser- und Bisammelonen, Kürbisse und allerley zur Arzeney dienliche Kräuter und Wurzeln. Die Viehweiden sind vortrefflich und ernähren die zahlreichsten Heerden von Rindvieh und Schweinen. Die Wälder sind mit Wildprett, als Hirschen, Rehen, Elendthieren, Kaninchen und mit amerikanischen Füchsen und andern wilden Thieren reichlich angefüllt, und liefern überflüssiges Holz von allerley Gattungen. Diese Provinz liefert auch das meiste Eisen unter allen auf dem festen Lande. Die größten Flüsse sind der Delaware und die Susquehanna, welche, so wie die vielen kleinen Flüsse, eine große Menge und Mannigfaltigkeit von Fischen, besonders Stören, haben, und in denen sich auch viele Biber aufhalten. Kurz, keine Provinz auf dem festen Lande hängt weder in Ansehung der Nothwendigkeit und Bedürfnisse, noch in Ansehung der Annehmlichkeiten des Lebens weniger von ihren Nachbarn und andern Ländern ab, als diese. Unter die Merkwürdigkeiten dieses Landes gehört der Baum Sumach, dessen Saft und sogar sein Schatten die schädlichsten Wirkungen hervorbringt. Man behauptet, daß derjenige, der diesen Baum anrühre, geschwollene

Thiere.

Flüsse.

Merkwürdigkeiten.

schwollene Hände bekomme, und daß er in den Augenliedern ein Jucken und eine Röthe mit Entzündung verspüre. Eine wilde Katze, die man das Teufelskind nennet, soll, wenn sie auf der Jagd verfolgt wird, ihren Urin auf mehr als 12 Schritte spritzen. Er ist so beißend, daß wenn etwas davon in die Augen kommt, man Gefahr läuft, das Gesicht zu verlieren, und so stinkend, daß man in der Nähe von dem Thiere nicht Athem holen kann. Die Klapperschlange ist hier auch häufig und gefährlich; allein das sicherste Gegengift wider ihren Biß, die Wurzel des sogenannten Klapperschlangenkrauts, ist auch aller Orten anzutreffen, und man darf sie nur stoßen oder kauen und auf die Wunde legen, so hat man keine Gefahr zu besorgen.

§. 149.

Einwohner.

Die Anzahl der Einwohner in Pensylvanien erstreckt sich an die 350000, und man findet außer den Engländern, Deutsche, Holländer, Franzosen, Schweden, Dänen, Spanier und Juden, welche unter einander in einer glücklichen Eintracht leben. Die Quäker, welche die größte Anzahl ausmachen, machten sich anfänglich ein Gewissen daraus, Sklaven zu halten, und hielten diesen Gebrauch der christlichen Moral zuwider; heutiges Tages aber machen sie es, wie die andern, und es sind ihrer nur wenige, welche die alte Meynung beybehalten. Viele schenken ihren Schwarzen, wenn sie ihnen etliche Jahre treu gedienet haben, die Freyheit. Die Haupt-

beschäfftigungen der Einwohner sind der Landbau
Handlung. und die Handlung. Diese letztere ist sehr ausgebreitet und einträglich, und von Philadelphia gehen jährlich nicht weniger als 300 Schiffe nach Europa und Westindien. Ihr Handel in das innere Land mit den Indianern ist ebenfalls sehr groß und ergiebig. Die vornehmsten Artikel, welche ausgeführt werden, sind: Weizen, Mehl, Bier, Eisen in Klumpen und Stangen, Stabholz, Faßbänder, Pelzwerk, Rindfleisch, Schweinefleisch, Leder, Leinsaamen ꝛc. Es werden hier auch viel Schiffe gebaut. Die gewöhnliche
Münzen. Münze dieser und anderer englischen Kolonien besteht in Pappier, welches die ordentliche Form des Geldes hat. Jedes Stück ist aus zwey runden über einander geleimten Blättern zusammengesetzt, wo auf jeder Seite des Königs Stempel befindlich ist. Diese Stücken hat man zu allen Preisen, kauft und verkauft und bestreitet damit den ganzen innerlichen Handel. Weil aber das Pappier schmutzig wird und sich abnutzet, so trägt man die abgebrauchten Stücke in eine dazu eingerichtete Einnahmestube und empfängt andere dafür. Man hat seit einiger Zeit auch angefangen, Künste und Wissenschaften zu treiben, die zwar noch in ihrer Kindheit sind, aber durch die Bemühungen der philosophischen und Bibliothekgesellschaft zu Philadelphia hoffentlich in größern Flor kommen werden. Obgleich die Quäker die
Religion. zahlreichsten sind und alle Gewalt in Händen haben, so findet man doch nicht, daß sie dieselbe

mis-

misbrauchen und andere Religionen verfolgen. Wer ein höchstes Wesen erkennet und nichts wider die Gesetze der Kolonie und den Staat unternimmt, wird in Pensylvanien wohl aufgenommen; und alle diejenigen, welche an Christum glauben, sie mögen übrigens gehören zu welcher Parthey sie wollen, werden bey Besetzung der Aemter und Bedienungen nicht ausgeschlossen. Man findet daher außer den Quäkern, Anglikaner, Lutheraner, Reformirte, Katholiken, Herrenhuter, Wiedertäufer ꝛc. welche alle ihre eigene Kirchen und Bethhäuser haben. Unter den verschiedenen Sekten sind die Dunkards oder Dunplars merkwürdig. Ein andächtiger Deutscher hatte sich ohngefähr 20 Stunden von Philadelphia einen angenehmen einsamen Ort erwählt, wo er sich seinen Betrachtungen überließ. Viele von seinen Landsleuten, welche ihn besuchten, wurden durch seine Andacht so erbaut, daß sie sich zu ihm schlugen und eine Stadt baueten, die sie Euphrat nannten. Sie haben viel Aehnlichkeit mit den Mönchen, nur daß sie keuscher, uneigennütziger, mäßiger und frömmer sind. Sie sind leutselig, dienstfertig, gastfrey und Feinde aller Gewaltthätigkeit. Sie sind ein Volk von Brüdern, bey welchen man eine vollkommene Gleichheit, Eintracht und Neigung das allgemeine Beste zu befördern, siehet.

§. 150.

Regierungsform.

Bey der ersten Einrichtung der Kolonie durch Wilhelm Pen wurde die Regierung dergestalt ver-

verfasset, daß die gesetzgebende Macht bey dem Statthalter und der Versammlung des Volks seyn sollte. Zu dem Ende wurde das Land in sechs Grafschaften getheilet, deren jede gewisse Abgeordneten zur allgemeinen Versammlung abschickt. Ohne Einwilligung der Versammlung sollten keine Abgaben aufgelegt werden; es sollten auch alle Privilegien und Gerechtsame der Engländer in Europa ihre Kraft in Pensylvanien haben. Wenn der Eigenthümer nicht persönlich in der Provinz residiret und einen Statthalter ernennet, so muß er die Bestätigung des Königs haben. Sonst hat er eine unumschränkte Macht, ernennet die obrigkeitlichen Personen, berufet die allgemeine Versammlung und giebt mit Zuziehung derselben Gesetze. Jede Grafschaft hat ihre besondere Gerichte und noch drey Beamte unter dem Namen der Friedemacher, um Rechtshändel und Streitigkeiten zu verhüten. Diese werden von dem Volke selbst gewählt und müssen alle entstehende Streitigkeiten zu vergleichen suchen, ehe sie vor die Gerichte kommen. Im Frühjahre und Herbst wird ein Waisengericht in jeder Grafschaft gehalten, dabey die Angelegenheiten der Wittwen und Waisen untersucht und besorgt werden. Das Recht wider die Missethäter ist allhier sehr strenge; man hat aber keine ordentlich bestellte Scharfrichter, wie in Europa, sondern der erste, der da kommt, verrichtet für ein ausgemachtes Stück Geld den Dienst. Man hat hier die Freyheit, sich von den Priestern

Justizwesen.

trauen

trauen zu lassen, oder die Heirath vor einem Richter zu schließen. Wenn die Aeltern die Heirath nicht genehmigen, so ist kein ander Mittel, als daß beyde flüchtig werden: um aber der gerichtlichen Verfolgung zu entgehen, muß der junge Mensch seiner Geliebten auf dem Rücken hucken und beyde müssen sich in dieser Gestalt vor dem Richter zeigen. Das Mädchen bekennet, daß sie ihren Liebhaber entführt habe, und bittet den Richter sie zu verheirathen. Dieses erfolgt gleich auf der Stelle und die Aeltern können nichts weiter machen. Die Quäker haben sich immer ohne Miliz erhalten und haben sich lange geweigert, einen Beytrag zu Anwerbung der Soldaten oder zu Anlegung von Festungswerken zu thun. Itzt lassen sie denjenigen ihrer Landsleute, die nicht denken wie sie, die Freyheit sich in den Waffen zu üben, und manche Gefahr hat sie gelehrt in die Maaßregeln zu willigen, welche die Klugheit zu nehmen erfordert. Kriegswesen.

Der vierte Abschnitt.

Von Neujersey.

§. 151.

Die ersten Europäer, die sich an dieser Küste niedergelassen, waren Schweden, die hier drey Flecken oder Wohnungen anlegten. Ihre vornehmsten Niederlassungen waren an der mittägigen Seite des Flusses gegen Pensylvanien. Geschichte.

Sie

Sie zogen wenig Vortheil von ihren Pflanzungen, und die Holländer, welche ihre Nachbarn in dem heutigen Neuyork waren, trieben die ihrigen so weit, daß der nordliche Theil von Neujersey fast gänzlich in ihre Hände gerieth. Karl II. einverleibte diesen Strich Landes der Verwilligung von Neuholland, die er dem Herzog von York ertheilte; doch setzten sich die Engländer nur erst viele Jahre darnach hier an, nachdem sie sich in Neuyork ausgebreitet hatten. Der Herzog trat hernach seine Gerechtsamen auf dieses Land dem Lord Berkley und dem Ritter Carteret ab, und diese verglichen sich, es in zween Theile zu theilen, die sie Neujersey gegen Osten und Neujersey gegen Westen nannten. Da die Ländereyen den Kolonisten auf 6 oder 7 Jahre von allen Abgaben frey überlassen wurden, so fanden sich viele, besonders von den Dissentirenden ein, und ließen sich im Lande nieder. Die Einwohner waren also eine Vermischung von Schweden, Holländern und Engländern, unter welchen einige von fast jeder Religionsbekenntniß unter dem Himmel waren. Diese konnten zu einer bestimmten Regierungsform nicht anders als durch militarische Gewalt gebracht und vereinigt werden. Die verschiedenen Unruhen ermüdeten endlich die Eigenthümer so sehr, daß sie 1702 die völlige Regierung der beyden Jerseys der Krone übergaben, wobey sie sich nur alle ihre übrige Rechte vorbehielten und auch einige Freyheiten zum Besten des Volks ausbedungen. Die Statthalterschaft

terschaft von beyden Jerseys wurde mit der von Neuyork verbunden, bis sie 1736 eine eigene Statthalterschaft wurden. Berkleys und Carterets Gerechtsamen sind durch Verkauf und Verträge auf andere Eigenthümer gekommen.

§. 152.

Grenzen. Neujersey hat gegen Norden das Innere des Landes, gegen Osten den Hudsonsfluß, gegen Südost das Meer, und gegen Westen den Delawarefluß zur Grenze. In der Länge erstreckt es sich ohngefähr 120 Meilen an den Seeküsten und längst dem Hudsonsflusse, und in der größten Breite hat es ebenfalls 120 Meilen. Die Witterung kommt mit der in Pensylvanien ziemlich überein, ist angenehm und der Gesundheit zuträglich. Der Boden dieser Provinz ist sehr einförmig, gut und leicht, und trägt Weizen, Roggen, Gersten, türkisch Korn, Flachs und andere Früchte sehr reichlich und oft 40fältig. Weintrauben, Pflaumen, Maulbeeren und anderes Obst ist überflüssig da, und es wird hier der beste Cyderwein gemacht. Die Wälder haben sehr gutes und langes Zimmerholz, und die hiesigen Eichen werden vorzüglich zum Schiffbau geschätzet. Die Viehzucht, besonders an Rindvieh und Schweinen, ist gut, und es fehlet auch nicht an zahmen und wilden Geflügel. In den Wäldern giebt es allerley Wildprett, auch Bären, Wölfe, Füchse, Marder und andere wilde Thiere; weil aber das Land meistens angebauet ist, ist das Wild nicht sehr häufig. Es giebt hier zwar

Größe.

Produkte.

keine Flüsse, die sonderlich weit ins Land gehen, aber eine Menge Ströme, die zu Mühlen und andern Wasserwerken bequem, auch sehr fischreich sind. Eisenerz ist häufig, und es sind verschiedene Oefen und Eisenhammer angelegt, die mit vielem Vortheile betrieben werden. Das Land soll auch reich an Kupfer- und Silbererz seyn.

§. 153.

Einwohner. Die Anzahl der Einwohner in dieser Provinz wird auf 100000 geschätzt; die Eingebohrnen des Landes aber haben so abgenommen, daß ihrer kaum noch 200 seyn sollen. Was den Anwachs der Provinz sehr hindert, ist die große Ungewißheit der Rechte der Einwohner und die beständigen Streitigkeiten und Processe, die daher unter ihnen entstehen. Niemand wird hier geschwinder reich, als die Rechtsgelehrten. Die

Handel. Kolonie führet selbst keinen beträchtlichen auswärtigen Handel, sondern sie vertauscht ihre Waaren in Philadelphia und Neuyork gegen fremde Waaren, und läßt also daselbst einen Gewinn, den sie sonst selbst haben könnte. Die vornehmste Ausfuhr ist Weizen, Mehl, Bauholz, Eisen in Klumpen und Stangen, und Hornvieh, welches sie in großer Menge nach Philadelphia bringen. Sie treiben auch einigen Handel mit Pelzwerk und Häuten, Thran, Oel und Fischen. Die Religionsbekenntnisse sind hier eben so mannigfaltig, wie in Neuyork, und die Regierungsform kommt auch mit der in Neuyork überein.

Der

Der fünfte Abschnitt.

Von Neuyork.

§. 154.

Der berühmte Engländer Heinrich Hudson, der in Diensten der holländischen ostindischen Compagnie sich vergebens bemühet hatte, in den nordlichen Theilen von Amerika einen Weg in das Ost- oder Westmeer zu finden, entdeckte dieses Land zuerst und gab ihm den Namen Neuholland. Die Engländer gestehen, Hudson habe den Generalstaaten das Recht verkauft, welches er aus seiner Entdeckung gezogen, und behaupten, sie hätten sich dagegen gesetzt, weil dieser Handel ohne Theilnehmung des Königs Jakob geschlossen worden. Die Holländer setzten sich im Lande fest, erbauten 1615 ein Fort, stifteten Neuamsterdam und andere Kolonien, und nannten das Land Neubelgien. Sie trieben einen ungemein vortheilhaften Handel mit den Indianern, die ihnen ihr Pelzwerk sehr von weiten herbrachten. Sie nöthigten die Schweden, die sich vor ihnen hier niedergelassen hatten, sich zu unterwerfen und sie als die einzigen Eigenthümer des Landes zu erkennen. Auf die Ansprüche der Engländer wurde gar nicht geachtet. Als aber Karl II. die Provinzen, die man itzt Neuyork, Neujersey und Pensylvanien nennet, seinem Bruder Jakob, Herzog von York, geschenkt hatte, so schickte dieser unter dem Ritter Robert Geschichte.

Karr im Jahre 1664 eine Flotte dahin, welche die von den Holländern angelegte Festungen bald eroberte. Die Einwohner ließen sichs gern gefallen, brittische Unterthanen zu werden, und daher kommt es, daß viele der besten Familien in Neuyork holländischen Herkommens sind. Das Land und die Stadt Neuamsterdam bekam den Namen Neuyork und es wurde durch kluge Verwaltung eine sehr blühende Kolonie. Man errichtete gleich mit den Mohaks oder fünf Nationen einen Friedensvergleich und Freundschaft, und diese sind seit der Zeit immer treu und redlich und der Kolonie von großem Nutzen gewesen. In dem Kriege, der 1673 zwischen England und Holland ausbrach, brachten die Holländer das Land zwar wieder unter ihre Bothmäßigkeit, sie mußten es aber in dem darauf folgenden Frieden 1674 der großbrittannischen Krone wieder abtreten, bey der es seit der Zeit beständig geblieben ist.

§. 155.

Größe. Neuyork liegt zwischen dem 40 und 44sten Grad Norderbreite, und dem 70 und 76sten Grad westlicher Länge, und erstreckt sich ohngefähr 120 Meilen an der Küste. Gegen Mitternacht Grenzen. grenzt es an die Provinz Quebek, gegen Morgen an Neuengland, gegen Süden und Südwest an das atlantische Meer und Neujersey, und gegen Abend und Nordwest an die Länder der fünf Nationen und einen Theil von Pensylvanien. Die Luft ist durchgehends gemäßigt und gesund. Produkte. Der Boden ist sehr angenehm und fruchtbar und bringet

bringet alle Gattungen von Getreyde und Früchten, die hier fortkommen, in sehr großer Menge hervor, besonders in den Zwischenthälern, deren es an den großen Flüssen sehr viele und große giebt. Ein Scheffel europäischen Weizens hat 100 Scheffel hervorgebracht, daher die Engländer ihre Absicht stark auf den Anbau desselben gerichtet haben. Taback wird auch gebauet, Wein und mancherley Obst wächset im Ueberfluß. Unter den Bäumen sind besonders die Eichen vortrefflich, die hier 70 und mehr Schuhe hoch wachsen. Die Viehzucht an Pferden, Rindvieh und Schweinen ist ungemein beträchtlich. Hirsche, Elendthiere, Biber, Marder und andre Thiere, die Pelzwerk liefern, auch zahmes und wildes Federvieh ist in erstaunlicher Menge vorhanden. Die Flüsse, unter denen der Hudson und Mohock die vornehmsten sind, haben so überflüssige Fische, daß die Einwohner sie nicht verzehren können. Von Metallen hat man ein sehr reiches Kupferbergwerk entdeckt, und das daraus gewonnene Kupfer wird fast alles nach England gebracht. Auf der südlichen und südöstlichen Seite sind verschiedene angenehme und fruchtbare Inseln, unter denen Long-Island, die lange Insel, die merkwürdigste ist. Sie ist etwa 150 englische Meilen lang und an einigen Gegenden 20 breit. Der mittlere Theil ist etwas unfruchtbar, die beyden Enden aber haben den vortrefflichsten Boden, der alle Gattungen von Getreyde und Früchten in großer Vollkommenheit

hervorbringt, und einen Ueberfluß von Hornvieh, Schafen, Schweinen, Pferden hat. Die Pferdezucht wird hier durch Wettrennen und Preise wie in England aufgemuntert. An Menschen ist diese Insel so fruchtbar, daß jährlich auf 100 Familien von hier in andere Gegenden ziehen, die insgemein ein hübsch Stück Geld zu ihrer ersten Einrichtung mitnehmen; auch wird eine noch viel größere Anzahl von Frauenspersonen jährlich von hier nach den benachbarten Plantationen verheirathet.

§. 156.

Einwohner. Die Anzahl der Einwohner in der ganzen Provinz erstreckt sich auf 150000. Verschiedene Ursachen haben ihre Vermehrung gehindert. Die öftern Einfälle der Franzosen und Indianer haben viele Familien genöthigt das Land zu verlassen; und die in England gemachte Verordnung, alle Uebelthäter dahin abzuführen, hat viele ehrliche Leute abgehalten sich daselbst niederzulassen. Die Einwohner unterscheiden sich durch ihre Sitten nicht weniger als durch ihre Sprache. Diejenigen, die ursprünglich aus England herstammen, folgen noch den dasigen Gewohnheiten; die Holländer aber behalten viele Gebräuche, die ihre Vorfahren nach Amerika gebracht haben. Sie sind berühmt wegen ihrer Rechtschaffenheit und Treue in Haltung ihres Versprechens. Wer ehrlich und fleißig ist, kann versichert seyn, daß er geehrt wird und sein Auskommen findet, und Leute, die in Armuth hieher gekommen sind, sind

in

in kurzer Zeit zu einem ansehnlichen Vermögen gelanget. Die Weiber unterscheiden sich durch Reinlichkeit, Wirthschaft und gute Ordnung in ihren Familien, welches eine Wirkung der holländischen Erziehung ist. Sie sind bescheiden, mäßig, gutthätig und mitleidig, welches mehr werth ist, als ein ausgeschmückter Verstand, der ihnen fehlet, weil die meisten kaum lesen können.

Gelehrsamkeit.

Die Wissenschaften sind seit einigen Jahren hier in ziemliche Aufnahme gekommen. In der Hauptstadt ist eine Druckerey und Buchladen, eine öffentliche Bibliothek und ein wohl eingerichtetes Kollegium, das aus einem Präsidenten, Professoren und Hofmeistern bestehet. Man hat auch seit kurzem verschiedene Manufakturen, besonders die vom Hanf und Flachs, sehr aufzumuntern gesucht, und es hat sich in der Hauptstadt eine Gesellschaft hervorgethan, die zu bestimmten Zeiten zusammenkommt und sich über die besten Mittel zu Beförderung des Handels, des Landbaues und der Manufakturen von Leinwand, Wolle und Eisen, berathschlaget.

Manufakturen.

Die Lage von Neuyork ist für den Handel ungemein glücklich; denn es hat einen sichern und bequemen Hafen, der für Schiffe von gewöhnlichen Lasten auf drey verschiedenen Wegen zugänglich ist. Zu Wasser kann man sehr bequem zu dieser Stadt kommen und abgehen, nämlich auf ihren Flüssen und Seen bis Montreal und Quebek nordwärts, und nach den großen Seen Erie, Ontario ꝛc. westwärts auf 600 englische Meilen; und auf der

Handlung.

See hat sie nicht nur den Vortheil ihrer eigenen Küsten, sondern auch von Connecticut und Jersey, da hier ziemlichermaßen der Mittelpunkt ihrer Handlung ist. Die Handlung mit den Indianern besteht in Pelzwerk und Häuten von Elendthieren, Bären, Bibern, Fischottern und andern wilden Thieren, ist aber sehr in Abnahme gekommen. Die Indianer versehen auch die Engländer zur Sommerszeit mit Vögeln, Wildprett und Fischen. Dagegen bekommen sie von ihnen Aexten, Flinten, Messer, Kessel, Pulver, Bley, Kleider, Hemden ꝛc. Der Handel von Neuyork nach den Zuckerinseln besteht in Korn, Mehl, Rindfleisch, Schweinefleisch, Speck, Erbsen, Zwiebeln, Aepfeln, Stabholz, Bretter, Hausrath, Leinsaamen, rohes und Stangeneisen ꝛc. wofür sie Zucker, Rum, Ingwer erhalten. Die Kaufleute aus Neuyork treiben auch einen starken Handel nach den azorischen Inseln und Madera, wovon sie großen Vortheil ziehen. Nach England wird Pelzwerk, Biberhäute, Bauholz und Kupfer gebracht: die zu diesem Handel bestimmten Schiffe thun die Reise zweymal im Jahre und enden sie jedesmal in 4 Monaten. Man siehet hier eben so wenig baares Geld, als in den übrigen Kolonien, und man bedient sich gleichfalls des Pappiergeldes.

§. 157.

Religion. Die Verschiedenheit der Religionen ist in dieser Provinz ungemein groß. Es giebt Episkopalen, Presbyterianer, Lutheraner, Anabaptisten, Quäker,

Quäker, Herrnhuter und Juden, die ihren Gottesdienst nicht nur auf verschiedene Weise, sondern auch in verschiedenen Sprachen, halten und doch in guter Verträglichkeit leben. Der König von Großbrittannien ist der unumschränkte Herr des Bodens dieser Provinz, und von ihm werden der Statthalter, Unterstatthalter, Sekretair und Rath ernannt. Der Statthalter hat eine ausgebreitete Gewalt, muß aber den Rath, der aus 12 Gliedern bestehet, zu Rathe ziehen, und kann ohne dessen Genehmhaltung keine besiegelte Urkunde ausfertigen. Die Lehnsbesitzer erwählen ihre eigene Repräsentanten, und diese stellen bey den allgemeinen Versammlungen das Unterhaus vor, da der Rath das Oberhaus vorstellet. Beyde zusammen machen die gesetzgebende Macht aus und werden vom Statthalter zusammenberufen, können sich aber auch ohne seine Einwilligung versammeln. Die Städte Neuyork und Albanien haben eben die obrigkeitlichen Personen, wie die Städte in England, und durch ihre Gnadenbriefe sind sie berechtigt, für sich Nebengesetze zu machen, die aber ihre Gültigkeit nur ein Jahr behalten, oder sie müßten vom Statthalter und der Generalversammlung der Kolonie bestätigt worden seyn. Die Gerechtigkeit wird von den Friedensrichtern und Sherifs in den Grafschaften, worinn die Provinz auch getheilt ist, verwaltet: von diesen gehen die Appellationen an den Rath, und von da in wichtigen Sachen an den König. Das Kriegswesen ist wie in den andern Kolonien be-

Regierungsform.

stellt, und die Einwohner sind in eine Miliz zu Fuß und zu Pferde eingeschrieben.

Der sechste Abschnitt.

Von Neuengland.

§. 158.

Geschichte. Ein engländischer Hauptmann, Bartholomäus Gosnold, hielt sich im Jahre 1602 zuerst an dieser Küste auf. Der vortheilhafte Handel, den er mit den Wilden geführt hatte, machte, daß auf seine Erzählung verschiedene Privatpersonen die Reise dahin versuchten. 1606 bildete sich, unter der Gewalt des Hofes, zu London eine Gesellschaft, welche der Plymouther Rath genannt wurde, weil die meisten von den Gesellschaftern aus Plymouth waren. Ihre offene Briefe enthielten ein Recht, sich in den Ländern zwischen dem 38 und 45sten Grad Norderbreite niederzulassen. Popham und Gilbert giengen mit zwey Schiffen dahin und legten am Flusse Sagadabok eine Niederlassung und das Fort S. Georg an, welche aber keinen Bestand hatte. Die Religionsunruhen in England trugen das meiste zur anfänglichen Bevölkerung von Neuengland bey. Der Erzbischof von Kanterbury, Laud, in den Karl I. ein großes Zutrauen setzte, verfolgte die Nonconformisten mit großer Heftigkeit. Viele von diesen entschlossen sich also, die Gewissensfreyheit, welche sie in dem alten

England

England nicht haben konten, in dem neuen zu suchen. Die erste Kolonie gieng im Jahre 1621 ab, und kaum war sie in Amerika angekommen, so verfertigte sie eine Urkunde, darinn sie sich als Unterthanen der Krone England erkannte, und wählte einen Edelmann, Namens Carver, zum Statthalter, worauf sie die erste Stadt anlegten und ihr den Namen Neuplymouth gaben. Im folgenden Jahre schlossen sie mit dem großen Sachem, dem Könige der Massasoiten, einen Vergleich, wodurch er ihnen das Land, welches sie in Besitz genommen hatten, überließ. Die Kolonie breitete sich immer weiter aus, und die Unruhen in England, die noch fortdauerten, verschafften ihnen von Zeit zu Zeit ansehnliche Verstärkungen. Einige ließen sich in der Massachusetbucht und an der Küste von Connecticut nieder, und erbauten Charlestown, Boston und andere Städte. Nach und nach wurden auch Neuhampshire, Maine und Rhode-Island besetzt und viele Städte darinn angelegt. Jede von diesen Pflanzstädten hatte ihre besondere Gesetze und eigene obrigkeitliche Personen, und ob sie gleich viele von einander unterschiedene Statthalterschaften ausmachten, so waren sie doch in Sachen, die das allgemeine Beste betrafen, durch ein Bündniß zusammen vereinigt. Diese erste Einrichtung von Neuengland hat nachmals allerley Veränderungen erlitten. Itzt sind hier vier Statthalterschaften, nämlich die von Maine und Massachusetsbay, die von Neuhampshire,

die

die von Rhode-Island und die von Connecticut.

§. 159.

Größe. Die Landschaft Neuengland erstreckt sich in der Länge beynahe auf 300 Meilen längst der Küste, ohne die Buchten und Winkel mitzurechnen; in der Breite aber hat sie nirgends mehr, als 50 Meilen in gerader Linie. Sie grenzt Grenzen. gegen Nordwest an Neufrankreich; gegen Nordost an Neuschottland; gegen Osten und Süden an das Weltmeer, und gegen Westen an Neu- Witterung. york. Die Luft und das Klima ist nicht so gelinde und ordentlich, als in den europäischen Ländern, die mit demselben in gleicher Parallel liegen, worunter einige Stücke von Italien und Frankreich begriffen sind. Der Sommer ist kürzer, aber heißer als in Europa, und der Winter länger und kälter. Die Luft aber ist sehr gesund und der Leibesbeschaffenheit der Engländer gemäß; die Witterung ist auch beständiger, denn es ist nichts seltenes, daß man zween Monate hinter einander einer heitern Luft genießet. Das Erd- Beschaf- reich ist insgemein fruchtbar, doch an einem Ort fenheit. mehr als an dem andern. Um die Massachusetbay ist es fett und schwarz, an andern Orten aber sandig und unfruchtbar. Die ersten Bepflanzer trafen in den Thälern das Gras über eine Elle hoch an. Die vornehmsten Gebirge sind die weißen Gebirge in Neuhampshire, die so weiß als Schnee aussehen und aus weißem Kiesel bestehen, von welchem die Zurückprallung der

Sonne

Sonne sehr glänzend und blendend ist. Sie sind erstaunlich hoch, unten mit Fichten und Büchen, in der Mitte mit schwarzen Beeren bewachsen und mit weißem Moos bekleidet, oben aber ganz kahl. Das indianische Korn oder Maiz wird am meisten gesäet; es werden aber auch Gerste, Hafer, Erbsen, Bohnen und alle Arten nützlichen Getreydes gebauet. Flachs und Hanf wächst auch in großer Menge und würde noch mehr anzutreffen seyn, wenn mehrere Sorgfalt darauf verwendet würde. Allerley Arten von Wurzeln, als Rüben, Pastinak, Mohrrüben, auch Kürbisse und Zwiebeln finden sich im großen Ueberflusse. Alle Obst- und Gartenbäume, die aus England hieher gebracht werden, kommen gut fort; die Einwohner bereiten eine Menge von Aepfelwein, und die Ausführung der Aepfel in die Zuckerinseln ist eine der wichtigsten Handlungen dieses Landes. Die Wälder und Sümpfe haben einen Ueberfluß an Nutzholz, als Eichen, Ulmen, vortreffliche Tannen zu Masten und Segelstangen, Eschen, Cypressen, Kastanien, Cedern, Nußbäumen, Sassafraß und Gumach oder Gerberbäume, die von den Färbern und Gerbern gebraucht werden. Die Eichen geben vortreffliches Schiffholz, und die Tannen Pech, Theer, Harz, Terpentin; daher ist auch der Schiffbau und Handel mit Schiffen hier in großer Aufnahme. Produkte.

§. 160.

Die Viehzucht ist wichtig, und Kühe, Schafe, Schweine und Pferde werden in großer Menge ge- Thiere.

gehalten; die letztern sind kleiner als die engländischen, thun aber bessere Dienste. Bären, Wölfe, Füchse, Luchse, sind die Thiere des Landes: es giebt auch Elendthiere, Hasen, Kaninchen, ingleichen Biber, Fischottern, Rakkaons oder amerikanische Füchse, die dem Leibe nach einem Dachse, und dem Schwanze nach einem Fuchse gleichen; Muskusratzen und Zobel, welche letztern Arten bey der Niederlassung der Engländer den wichtigsten Handel ausmachten. Das seltsamste Thier ist das Mose-Thier. Es ist 12 Fuß hoch, hat vier Geweihe und diese haben breite Palmen, davon einige 12 Fuß von der Spitze eines Horns bis an die Spitze des andern gehen. Der Leib ist einem Stier an Größe, der Hals aber einem Hirsche gleich und das Fleisch wohlschmeckend. An Vögeln und Federvieh ist nicht leicht an einem Orte ein größerer Ueberfluß, als in Neuengland. Indianische Hühner, Rebhühner, Gänse, Enten, Reiger, Störche, Auerhähne, Birkhühner, Schwäne, wilde Enten, ingleichen allerley Arten von Raben, Krähen und Zugtauben, kommen und gehen zu gewissen Zeiten des Jahres. Die vornehmsten Flüsse sind der Connecticut, Kinnebeki und Saro, welche nebst vielen andern Strömen vortreffliche Fische im größten Ueberflusse haben. Der Stockfischfang an der Küste ist ungemein wichtig, denn es werden alle Jahre mehr als 30000 Centner des besten Stockfisches nach Spanien, Italien und dem mittelländischen Meere verführt, und

Fische.

ohn-

ohngefähr eben so viel an Ausschuß bleibt zur Beköstigung der Sklaven übrig. Bey diesen vielen Vortheilen des Landes fehlt es auch nicht an Unbequemlichkeiten. Die gefährlichen Klapperschlangen sind sehr häufig: Frösche, Kröten, Fledermäuse und Eulen schwärmen allenthalben herum und machen ein solch fürchterliches Getöse, daß diejenigen, so solches nicht gewohnt sind, davor erschrecken, und es soll sich auf etliche Meilen weit hören lassen. Eisenstein trifft man in großer Menge an, und man giebt vor, daß sich auch verschiedene Eisenadern hier finden lassen sollen. Kupferadern möchten vermuthlich auch angetroffen werden, wenn man sie aufsuchen wollte. Ungeziefer. Metalle.

§. 161.

Keine engländische Errichtung in Amerika ist mit Neuengland zu vergleichen, und dieses giebt in Ansehung der Zahl der Einwohner, der Menge der Handelsstädte und der vielen Manufakturen, den volkreichsten und blühendsten Provinzen in Großbrittannien wenig nach. Nach neuen Nachrichten wird die Anzahl der Einwohner in allen dazu gehörigen Kolonien auf 550000 Seelen geschätzt, unter denen 100000 im Stande sind, die Waffen zu führen. Sie kommen mit den Einwohnern in England in ihren Sitten und Gebräuchen um so viel mehr überein, weil die meisten von den Kaufleuten nach Europa reisen und die dortigen Moden und Gebräuche mit zurückbringen. Ein Engländer, der von London Einwohner.

don nach Boston kommt, wird fast nicht gewahr, daß er den Ort verändert hat; er findet hier eben die Luft, den nämlichen Umgang, einerley Kleidung, gleiche Reinlichkeit, einen ähnlichen Geschmack im Essen und Trinken. Sie sind fast durchgängig arbeitsam und fleißig, und werden dazu um so viel mehr aufgemuntert, weil man hier durch Fleiß sehr leicht zu einem ansehnlichen Vermögen gelangen und sich ein bequemes Leben verschaffen kann. Nirgends findet man in Amerika so viel Manufakturen als in Neuengland. Es werden Tücher verfertiget, die zwar grob sind, aber ungemein dauerhaft; Hüte, Strümpfe und Leinwand, doch nicht in solcher Menge, daß das Land hinreichend damit versorgt werden könnte. Der Schiffbau ist ansehnlich und ernähret eine Menge Leute. Die vornehmste Beschäfftigung ist die Handlung, und Boston ist der Haupthandelsplatz in dem engländischen Amerika. Diese Stadt liegt sehr angenehm auf einer Halbinsel, hat 4500 wohlgebauete Häuser, über 20000 Einwohner und einen sehr schönen Haven, der mehr als 500 Schiffe fassen kann. Zur Handelszeit sieht man hier so viele Schiffe, daß ihre Masten einen Wald vorstellen, wie in Amsterdam und London. Es laufen jährlich gemeiniglich 5 bis 600 Schiffe mit völliger Ladung aus und eben so viele laufen ein, ohne die unzählige Menge Fahrzeuge für die Küsten und Fischerey zu rechnen. Außer denen Erzeugungen, die sie aus dem Lande nehmen, sind die Einwohner

Handlung.

auf

auf gewisse Art die Mäkler von ganz Westindien, ja von einem Theile von Europa. Nach England schicken sie Masten und Segelstangen, Pech, Theer, Bretter, Bauholz, Häute, Pelzwerk, Fischthran; wofür sie Wein, seidene Stoffe, wollene Tücher und Zeuge, Leinwand, Pappier und andere Manufakturen, Wirtsschaftsgeräthe und Thee eintauschen. Nach den antillischen Inseln bringen sie Korn, Mehl, Aepfel, Cyder, Hülsenfrüchte, Fleisch, Butter, Käse, und nehmen Zucker, Syrup, Rum und Baumwolle mit zurück. Sie handeln auch unmittelbar mit Spanien, Portugall, Italien und Madera, wohin sie hauptsächlich Stockfisch bringen. Mit den französischen Inseln treiben sie einen Schleichhandel mit Holz, Pferden und Lebensmitteln, dafür sie Geld, Rum und Zucker erhalten. Die Stadt Portsmouth in der Provinz Neuhampshire hat auch einen wichtigen Handel und schickt jährlich 200 Schiffe mit Zimmerholz, Fischen und Lebensmitteln nach den antillischen Inseln. Wenn diese ihre Waaren losgeschlagen haben, werden sie aufs neue beladen und segeln alsdann nach Europa, wo Ladungen und Schiffe verkauft werden, und die Schiffer kehren als Passagier zurück. Die Provinz Connecticut hat wenigen auswärtigen Handel und wird mehrentheils mit fremden Waaren von Boston und Neuyork versehen, wohin sie Rindfleisch, Schweinefleisch, Leinsaamen und Zwiebeln schickt; doch verschickt sie auch einiges Hausgeräthe und Pferde nach Westindien

und viel Sassafras nach Holland. Rhode-Island führet Schafe, Pferde, Fische und Lebensmittel aus, welche Waaren sie mit Zucker, Rum und Syrup aus den Inseln, mit Thee aus Holland, und mit Sklaven von den afrikanischen Münzen. Küsten vertauscht. Das ausgemünzte Gold und Silber ist hier eben so rar, als in den übrigen engländischen Kolonien, alle Zahlungen geschehen in Pappiergelde, und man hat Zettel von großen Summen bis auf die Summe von 3 Schillingen. Also ist eines jeden Geld in seinem Taschenbuche, und der Wechselcours ist so hoch, daß 100 Pfund St. in London oft 225 Pfund in Neuengland ausmachen.

§. 162.

Religion. Man hat hier Leute fast von allen Religionen in der Welt, und viele bekennen sich zu gar keiner. Es wird auch niemand darüber befragt und wird einem jeden überlassen, in Religionssachen zu denken und zu handeln wie er will, wenn er nur ein guter Bürger ist und die Gesetze beobachtet. Die Juden sind ungemein zahlreich, besonders in Rhode-Island, für welche sowohl, als für die benachbarten Provinzen, sie eine Pest sind. Es ist hier eine Gesellschaft von Missionarien zur Bekehrung der Heyden errichtet worden. Ein Priester, Namens Elliot, unternahm es zuerst, den Wilden dieses Landes das Evangelium zu predigen. Er erlernte ihre Spache und übersetzte die Bibel und verschiedene geistliche Bücher in dieselbige. Das Parlament in Eng-

land

land, um seine Bemühungen zu unterstützen, errichtete eine Gesellschaft, die es bevollmächtigte, eine Beysteuer einzusammeln, wodurch sie bald in den Stand kam, sich liegende Gründe anzukaufen. Gegenwärtig genießt sie ein jährliches Einkommen von mehr als 5000 Thalern, wovon sie 15 oder 16 Missionarien unterhält.

Gelehrsamkeit.

Zur Beförderung der Wissenschaften und Gelehrsamkeit sind hier bessere Anstalten, als in den andern Kolonien. Zu Boston sind 5 oder 6 Buchdruckereyen, deren Pressen beständig beschäfftigt sind, und viele Buchläden, die mit allen Arten von Büchern reichlich versehen sind. Zu Kambridge ist seit 1630 eine Universität unter dem Namen Harvardscollegium gestiftet. Es besteht aus einem Präsidenten, 5 Professoren und einem Schatzmeister, und hat gute Fonds zu seiner Unterhaltung. Einige Zeit nachher wurde ein anderes zur Erziehung der indianischen Jugend gebauet; die Schwierigkeit aber, den Indianern eine Neigung zu den Wissenschaften beyzubringen, hat gemacht, daß man es in eine Buchdruckerey verwandelt hat. Durch die Freygebigkeit einer großen Anzahl Liebhaber der Wissenschaften, hat das Collegium nach und nach eine ziemlich zahlreiche Bibliothek bekommen. Zu Newhaven ist ebenfalls ein Collegium gestiftet, worinn man Schüler von allerley Sekten aufnimmt.

Justizwesen.

Die Gerechtigkeit wird von den Friederichtern, den Stadtobrigkeiten, den Sherifs in den Provinzen und von den Räthen der Kolonien verwaltet. Die

Weitläuftigkeit des Landes und die geringe Anzahl der Gerichtshöfe verursacht viele Unbequemlichkeiten in gerichtlichen Angelegenheiten. So ist in der Provinz Neuhampshire nur ein Ort, wo Gerichtshöfe gehalten werden, nämlich zu Portsmouth, einer Stadt, die am äußersten Ende derselben liegt. Viele Einwohner haben daher um Kleinigkeiten willen oft 150 bis 200 englische Meilen zu reisen.

§. 163.

Regierungsform.

Die Provinzen Massachusetsbay und Maine machen zusammen eine Statthalterschaft aus, wo der König den Statthalter, den Unterstatthalter, den Secretair und die Bedienten der Admiralität ernennet. Die Lehnsbesitzer wählen eine Versammlung von Repräsentanten des Volks, und jede Privatperson, die ein Einkommen von 4 Schillingen in Ländereyen hat, oder ein Kapital von 50 Pfund St. besitzt, wird für einen freyen Bürger gehalten und hat mit Theil an der Erwählung der Mitglieder der Versammlung. Diese wird alle Jahre zu Ende des Mays zu Boston gehalten. Sie erwählet zuerst einen Sprecher und den Rath oder das Oberhaus, und schreitet sodann zur Wahl der Gerichte, zur Hebung der Steuern und von Zeit zu Zeit zur Errichtung einiger Gesetze, die aber den Gesetzen Englands nicht widersprechen dürfen. Die Macht dieser Versammlung erstreckt sich weit, und alles, was die Regierung ausführen will, kommt auf sie und ihre Genehmhaltung an. Sie haben noch nie-

niemals dahin gebracht werden können, dem Statthalter und andern königlichen Bedienten in der Provinz einen Gehalt zu bestimmen, obgleich die königlichen Befehle darauf dringen. Indessen geben sie ihm gemeiniglich jährlich 1000 Pfund St. In der Statthalterschaft Neuhampshire werden der Statthalter, Unterstatthalter, Rath, Secretair und Bedienten der Admiralität auch vom Könige ernennet, welcher unumschränkter Herr dieses Landes ist. Die verschiedenen Städte und Bezirke wählen ihre Repräsentanten zur allgemeinen Versammlung, und alle untere in Aemtern stehende Bediente werden von dem Statthalter mit Zuziehung des Raths ernannt. Die Kolonie Connecticut hat durch einen Gnadenbrief das Recht, sich jährlich ihren Statthalter und Unterstatthalter, sowohl als den Rath und die Abgeordneten zur allgemeinen Versammlung, durch welche alle Unterbediente ernannt und bevollmächtigt werden, selbst zu erwählen. Die Versammlung wird wechselsweise zu Hartfort und Newhaven gehalten. Die Kolonie von Rhode-Island hat eben dieselbigen Privilegien und Freyheiten, wählet ihren Statthalter, Rath und Repräsentanten des Volks auch selbst, und hält die allgemeinen Versammlungen wechselsweise zu Newport und Providenz. Sie nimmt sich viele Freyheiten heraus, die den andern Provinzen und der englischen Nation oft schädlich sind; besonders in Kriegszeiten, da sie mit den Feinden einen unerlaubten Handel treibt und sie

mit den nothwendigsten Artikeln versiehet. Der Statthalter, dem jährlich nur 50 oder 60 Thaler bewilligt werden, nimmt selbst Antheil an solchen verbotenen Mitteln, sich Lebensunterhalt zu verschaffen. Ueberdies, da er jährlich gewählt wird, finden sich allezeit mehrere, die sich um die Statthalterschaft bewerben, und der das meiste Geld austheilt und die besten Gastmahle giebt, bekommt gemeiniglich die meisten Stimmen. Diese Wahlkosten belaufen sich insgemein sehr hoch und müssen während der Regierung dessen, der erwählt worden ist, auf die eine oder andere Art ersetzt werden. Der Kriegsstaat in Neuengland ist in eben der Verfassung wie in den andern Kolonien, und besteht in einer in Klassen eingetheilten Miliz zu Fuß und zu Pferde. Die unglücklichen Streitigkeiten der Kolonien mit England über das Recht, welches sich das brittische Parlament und Ministerium zueignete, ihnen Taxen aufzulegen, und welche bereits im Jahre 1763 angiengen, beunruhigten zuerst die Provinz Neuengland, von da sich die Unruhen auch in die übrigen Provinzen verbreiteten. Da die Stadt Boston sich am widerspenstigsten bezeigete, und deswegen mit Verschließung ihres Havens bestraft und von dahin geschickten königlichen Truppen besetzt wurde; so nahm sich nicht nur diese Provinz ihrer an, sondern die übrigen englischen Kolonien in Amerika machten ebenfalls gemeine Sache. Es kam zum völligen Aufruhr und zu einem förmlichen Kriege mit der königlichen

Kriegsstaat.

Krieg mit England.

lichen Armee unter dem General Gage im Jahre 1775, welcher Krieg, da keine von beyden Partheyen nachgeben will, und die Kolonien ein Heer von 100000 Mann aufgebracht haben, noch weit aussehend ist, und sowohl England als die Kolonien in große Noth und Schaden versetzt.

§. 164.

Indianer in Neuengland.

In dem Gebiete von Neuengland sind nur noch wenige Indianer übrig, und diejenigen, welche noch daselbst vorhanden sind, haben die Kleidung, die Sitten, die Gebräuche, die Religion und die Sprache der Engländer so durchgängig angenommen, daß man sie fast nicht mehr unterscheidet. Indessen behalten sie doch noch ihre alten Namen. Sie bildeten ehemals eine Menge kleiner Staaten, deren jeder von seinem Sachem regiert wurde. Diese Könige oder Häupter waren gemeiniglich nur Privatpersonen, welche von den Alten eines Kreises gewählt wurden; und die königliche Würde blieb so lange bey einer Familie, als die Weisheit und Herzhaftigkeit derjenigen, die damit bekleidet waren, diese Wahl rechtfertigte. Man kannte keinen andern Adel; doch genossen die Abkömmlinge der Sachems viele Vorrechte bey ihrer Völkerschaft. Diese Indianer sind itzt so schwach, daß der zehnte Theil der engländischen Miliz hinlänglich seyn würde, sie alle zusammen auszurotten. Sie sind nur Knechte in den Pflanzungen der Engländer, und leben, wie die Armen bey uns, von der Bezahlung für ihre Dienste und von der freywilligen

Freygebigkeit derjenigen, die sie brauchen. Die meisten, auch diejenigen nicht ausgenommen, die sich zum Christenthum bekannt haben, sind so träge und faul, daß sie aller Arbeit feind sind.

Der siebente Abschnitt.

Von Neuschottland oder Akadien.

§. 165.

Geschichte. Dieses Land wurde schon 1497 vom Sebastian Cabot entdeckt, aber viele Jahre lang vernachläßiget und war verschiedenen Veränderungen unterworfen, ehe eine beträchtliche Kolonie darinn angelegt wurde. Die Franzosen sind die ersten gewesen, welche zu Anfange des 17ten Jahrhunderts das Land in Besitz genommen und den Grund zu einer Pflanzstadt gelegt haben. Der meiste Theil der Kolonisten waren Protestanten, welche Peter von Monts hieher führte, der die Stadt Portroyal, itzt Annapolis, anlegte, welche, seitdem die Engländer sie inne haben, beträchtlicher geworden ist. Weil dieser Ort einen Sicherheitsort für die Kaper abgab, die zu Kriegszeiten auf die englischen Schiffe kreuzen, so war den Engländern daran gelegen, sich des Besitzes von Akadien zu versichern. Sie vertrieben also die Franzosen daraus, mußten ihnen aber das Land im Frieden zu Breda 1667 wieder einräumen. Die Streitigkeiten über die Oberherrschaft dieser Provinz dauerten indessen immer

immer fort, bis endlich der Utrechterfriede 1713 es der Krone Großbrittannien zuerkannte, von welcher Zeit an die Engländer es beständig besessen haben. Da aber die Friedensartikel besagten, daß sie Akadien nach seinen alten Grenzen besitzen sollten, und diese Grenzen nicht ausgemacht waren; so fieng man darüber wieder Streitigkeiten an, welche zufolge des Aachnerfriedens von 1748 durch Commissarien entschieden werden sollten. Man schickte auch Commissarien dahin, die aber nichts ausmachten, und so entstand über diese Irrungen der Krieg 1755, der für Frankreich so unglücklich ablief, daß es in dem Frieden zu Versailles 1762 nicht nur Akadien, sondern auch Neufrankreich an England überlassen mußte.

§. 166.

Größe. Neuschottland ist der östliche Theil des nordischen festen Landes in Amerika, liegt zwischen dem 44 und 50sten Grad Norderbreite und hat beynahe 600 englische Meilen auf der Küste, welche aber größtentheils wüste ist, daß sogar die Indianer selten dahinkommen.

Grenzen. Gegen Mitternacht grenzt es an Kanada oder die Provinz Quebek, gegen Morgen an den Meerbusen S. Lorenz, gegen Mittag an das atlantische Meer, und gegen Abend an Neuengland.

Witterung. Die mitternächtliche Lage dieses Landes setzt es im Winter strenger Kälte und tiefem Schnee aus; indessen ist die Luft gesund, besonders für die Engländer, denen alle mitternächtliche Länder zuträglich sind. Der

Beschaffenheit. Boden des Landes ist verschieden, in einigen Gegenden sehr rauh und unfruchtbar, in andern aber angenehm und fruchtbar, und hier giebt es einigen Ackerbau und gute Viehweyden. Besonders sind die Ufer der Flüsse S. Jean und Pentagoet von guter Beschaffenheit. Die Wälder haben sehr große Eichen, Fichten von 60 und mehr Fuß hoch, Buchen, Eschen, Ahorn und andere Bäume, deren Holz von Werth ist. Man findet auch Weinstöcke, die vortreffliche Trauben hervorbringen, und Nußbäume, deren Früchte dreyeckig und von sehr gutem Geschmack sind. Unter den wilden Thieren des Landes sind die Bären am häufigsten, welche von Eicheln leben, und deren Fleisch so weiß und schmackhaft ist, als das von einem Kalbe. Die vornehmste Waare und fast der einzige Handelsartikel sind die Fische, besonders der Stockfisch. Die Schiffe, die zum Stockfischfange gebraucht werden, sind insgesammt kleine Boote, welche täglich an das Ufer kommen, wo die Fischer den Stockfisch auf ein zu dem Ende errichtetes Gerüste werfen. Einer derselben, welcher der Enthaupter genannt wird, öffnet den Fisch mit einem zweyschneidigen Messer und schneidet ihm den Kopf an. Ein anderer überreicht den Fisch dem Zerleger, der gegen ihm über an einem Tische stehet und den Fisch mit einem scharfen Messer von einander schneidet. Hierauf wird er dem Einsalzer übergeben, der ihn mit der Haut unten in ein Faß legt, sehr dünne mit Salz bestreut, und so fortfährt, einen

Stockfischfang.

Fisch

Fisch über den andern ordentlich auszubreiten. Nachdem man den Stockfisch einige Tage im Salze liegen lassen, wäscht man sie wohl ab, legt sie in Haufen zusammen und breitet sie bey schönem Wetter auf einem Gerüste von geflochtenen Hürden, etwa 2 Fuß von der Erde, aus. Vor Anbruch der Nacht wendet man sie um, daß die Haut oben liegt, welches auch geschiehet, so ofte als es regnet. Wenn sie ein wenig gedörret sind, werden sie in größern Haufen zusammengelegt, und so bleiben sie ein oder zwey Tage, um zu schwitzen. Hierauf legt man sie wieder an die Luft, wendet sie, nachdem es nöthig ist, um, und legt sie in noch größere Haufen zusammen. Nach Verlauf von 14 Tagen werden sie nochmals ausgelegt, hernach wieder zusammengelegt, sodann zum letzten mal der Luft ausgesetzt, und endlich, wenn sie ganz dürre sind, werden sie eingepackt. Diese auf die Art bearbeiteten Fische sind besser als diejenigen, welche auf den Schiffen zur See zubereitet werden. Der Fisch, welcher im Frühlinge vor der großen Hitze zubereitet wird, ist insgemein der beste, wenn gehörig dabey verfahren wird, welches von der Geschicklichkeit und dem Fleiße derer, die dabey beschäfftigt sind, abhängt, wie auch von der Beschaffenheit des Salzes, dessen sie sich bedienen. In dieser letztern Rücksicht ist der von den Engländern gefangene Fisch insgemein dem von den Amerikanern gefangenen nachzusetzen, indem das Salz, dessen sie sich bedienen, oft eine mineralische Beschaffenheit hat. §. 167.

§. 167.

Einwohner. Die Einwohner in den englischen Kolonien können itzt auf 20000 geschätzt werden, die sich größtentheils mit dem Fischfange und der Handlung beschäfftigen. Die aus dieser Provinz nach Handlung. andern Gegenden geführten Waaren sind vornehmlich Pelzwerk, welches von den Wilden erhandelt wird, Bretter, Stabholz, Faßbänder, Balken und anderes Nutzholz und Stockfisch. Der vornehmste Hafen ist der von Chebukta oder Halifax, der für den besten in ganz Amerika gehalten wird, und dem besten Hafen in Europa gleichgemacht werden könnte, sowohl wegen der Sicherheit als Bequemlichkeit, da er einen guten Ankergrund und für jedes Schiff genugsames Wasser hat. Er ist der Sammelplatz der königlichen Flotten in Amerika, und hat einen königlichen Werft und alle Bequemlichkeiten für ein Schiff von jeder Größe, um es herabzulassen und auszubessern. An diesen Haven liegt die Stadt Halifax, welche erst 1747 angelegt und doch schon eine beträchtliche Stadt ist, die aus mehr als 1000 Häusern besteht und die Haupt- Regierung. stadt der Provinz ist. Der König ist Oberherr des Landes und ernennet den Statthalter, Unterstatthalter und Rath, die das Oberhaus ausmachen. Zum Unterhause der allgemeinen Versammlung erwählen die Lehnsbesitzer die Repräsentanten, doch kann der Statthalter ihrer Wahl seine verneinende Stimme entgegensetzen.

§. 168.

§. 168.

In dem innersten von Akadien rechnet man sieben oder achterley Nationen von Indianern. Die vornehmsten sind die Abenakier, die Etechemins, die den westlichen Theil des Landes inne haben, und die Suriquois, die in der Gegend von Portroyal wohnen. Sie sehen ziemlich schwarzgelb aus, haben aber Zähne so weiß als Schnee. Ihre Haare sind lang und werden niemals weiß: sie binden sie mit Rassade, welches eine Art kleiner schwarzer oder weißer Glasperlen ist, zusammen und schlagen einen großen Knoten darein. Die Mannspersonen haben keinen Bart. Sie triefen beständig von Fett oder Thran, womit sie besonders den Vorkopf einschmieren. Ihr vornehmster Zierrath ist, daß sie sich an verschiedenen Stellen auf dem Leib und sogar im Gesichte allerley Zeichen und Figuren stechen, worinn sie rothe Farbe oder Schießpulver reiben, welche Zeichen niemals vergehen. Die Kleidung der Manns- und Weibspersonen ist wenig unterschieden, sie bedecken ihre Blöße allein mit Häuten von wilden Thieren, oder mit Decken, die sie für ihr Pelzwerk eintauschen. Im Sommer tragen viele nur ein bloßes kurzes Hemde und einen Gürtel, woran ein Stück Zeug oder Haut befestigt ist, um die Schaam zu decken. Dieses Hemde verfaulet ihnen am Leibe, indem sie es nie wieder ausziehen, als bis es ganz zerrissen ist. Beyde Geschlechter gehen fast beständig mit bloßem Kopfe und setzen nur zuweilen

Indianer.

Leibesgestalt.

Kleidung.

len eine kleine Plattmütze auf, welche bloß den Scheitel bedeckt. Sie machen sich Schuhe oder vielmehr Socken von Fellen der Seewölfe, die mit Riemen an den Füßen befestiget werden. Sie sind insgesammt, Manns- und Weibspersonen, jung und alt, große Liebhaber des Tabacks, und finden ihr größtes Vergnügen im Rauchen. Ihre vornehmsten Beschäfftigungen sind die Fischerey und Jagd, welche ihnen ihre Hauptnahrungsmittel liefern. Hierbey gerathen sie durch ihre zerbrechlichen Fahrzeuge oftmals in Gefahr zu ersaufen. Diejenigen, welche entkommen, ziehen die Verunglückten aus dem Wasser und suchen sie durch Tabacksklystiere wieder lebendig zu machen. Sie füllen den Magen von einem Thiere oder einen großen langen Darm mit Tabacksrauch an. Das eine Ende binden sie fest zu, und an das andere fügen sie ein Stück von einer Tabackspfeife, welches sie als eine Röhre dem Ertrunkenen in den Hintern stecken, und vermittelst derselben bringen sie ihm den in dem Darme befindlichen Rauch bey, da sie solchen beständig mit den Händen drücken. Endlich hängen sie den Verunglückten bey den Füßen an einen Baum und geben Achtung auf ihn. Mehrentheils verspüren sie, daß diese Rauchklystiere das eingeschluckte Wasser wieder wegtreiben und den Todten solchergestalt wieder lebendig machen, welches sie an den Bewegungen, die er macht, bald abnehmen können. Diese Wilden treiben die harte Begegnung gegen ihre Weiber

Art, die Ertrunkenen lebendig zu machen.

Harte Begegnung der Weiber.

ber bis zur Grausamkeit, und in der Wuth zerfleischen sie sie auf eine unmenschliche Weise. Will ihnen jemand dabey einreden, so sagen sie: ich bin Herr in meinem Hause; ich kann meinen Hund schlagen, so oft es mir gefällt. Eine Frau, die im Ehebruch begriffen wird, wird oftmals am Leben gestraft. Die unverheiratheten Mädchen leben sehr eingezogen, fügt es sich aber, daß eine einen heimlichen Fehltritt begeht, so wird es sorgfältig verborgen; denn wenn es ruchtbar wird, wird das Mädchen aus dem Hause gejagt. Sie lieben ihre Kinder auf das zärtlichste. Bey der Geburt eines Sohnes geben sie ein Fest und bringen diesen Tag in großer Freude zu. Kriegt das Kind den ersten Zahn, so geben sie ein zweytes Fest, und ein drittes weit kostbareres, wenn der junge Mensch das erste wilde Thier von der Jagd nach Hause bringt: man rechnet diese That als den Anfang des männlichen Alters. Jedes Dorf hat ein Oberhaupt, Samago genannt, das über die jungen Leute eine unumschränkte Gewalt hat. Sie müssen demselben gehorsam seyn, bis sie verheirathet werden; alles, was sie durch ihre Arbeit erwerben, gehört ihm, und auch nach ihrer Verheirathung müssen sie einen Tribut bezahlen, den er mit größter Schärfe fordert. Dies Oberhaupt wird erwählt; doch wird mehrentheils derjenige genommen, der die zahlreichste Familie hat. Er entscheidet alle Streitsachen, und wenn die Partheyen sich nicht vergleichen können, fället er ein Urtheil auf der Stelle, nach dem Recht

Regierungsform.

der

der Wiedervergeltung. In Dingen, welche die ganze Völkerschaft betreffen, wird nichts ohne allgemeine Bewilligung aller versammelten Ober-
Kriege. häupter ausgemacht. Wenn sie ihren Feinden den Krieg ankündigen, so versammelt sich die ganze Völkerschaft, und der Beleidigte beklagt sich auf das heftigste über die ihm wiederfahrne Beleidigung. Hierauf hält er eine Axt über den Kopf und schwöret sie zu rächen: alle Anwesende heben ihre Axt ebenfalls in die Höhe, und in dieser Stellung fangen sie an in einem verdrießlichen und drohenden Tone zu singen, wobey sie durch Schüttelung ihrer mit Kieselsteinen gefüllten Flaschenkürbisse ein dumpfiges Geräusch machen. Ehe sie in eine Schlacht gehen, versuchen sie ihre Kräfte in ordentlicher Schlachtordnung wider ihre Weiber: werden diese überwunden, so ermuntert dies ihren Muth und sie versprechen sich den Sieg; tragen die Weiber hingegen den Sieg davon, so sehen sie es als ein übeles Zeichen an.

Der achte Abschnitt.

Von Neubrittannien oder Hudsonsbay.

Geschichte. §. 169.

Den Versuchen der Engländer, einen Weg nach Ostindien über Nordwesten zu entdecken, hat man die Erfindung dieses Landes zu

König

danken. Johann Cabot war der erste, den König Heinrich VII. von England dazu ausschickte, und Sebastian Cabot, sein Sohn, entdeckte 1516 die Küsten von Nordamerika, die sich zwischen der Insel Terreneuve und Florida befinden. Forbisher wiederholte diesen Versuch, unter der Regierung der Elisabeth, ohne weitern Vortheil, als daß er die nach ihm genannte Meerenge entdeckte. Johann Davis entdeckte 1585 eine andere nach ihm benannte Meerenge. Derjenige aber, der seine Bemühungen am weitesten getrieben hat, ist der berühmte Heinrich Hudson, welcher verschiedene Reisen that, auf denen er die nach seinem Namen benannte Meerenge und Meerbusen entdeckte, aber auch sein Leben verlohr. Nach ihm haben Button, Baffin, Bristol und viele andere neue Versuche angestellt, keiner aber hat den gewünschten Weg gefunden, ob sie gleich alle die Möglichkeit denselben zu finden behaupten. Der Vortheil des Pelzhandels bewog die Engländer, sich hier zu setzen und die Karls- und Nelsonsschanze zu erbauen. Sie blieben im ruhigen Besitz bis zum Jahre 1694, da die Franzosen ihnen die Nelsonsschanze abnahmen, welche sie Fort Bourbon nannten. Die Engländer vertrieben im folgenden Jahre die Franzosen wieder daraus, welche sie jedoch 1697 aufs neue einnahmen und bis zum Utrechter Frieden behielten, da sie sie an England wieder zurückgaben.

§. 170.

Größe. Die Hudsonsbay erstreckt sich zwischen dem 51 und 64sten Grad Norderbreite in einer Länge von 600 englischen oder 150 deutschen Meilen. Die Hudsonsstraße liegt im 61sten Grade Norderbreite, ist bey der Mündung 6 englische Meilen breit und ohngefähr 120 lang. An beyden Seiten wird das Land von Wilden bewohnt, die noch wenig bekannt sind. Die mittägliche Küste führet den Namen Labrador; die nordliche aber ist unter so vielen Namen bekannt, als Schiffer von verschiedenen Nationen dahin gefahren sind, welche sich die Entdeckung zueignen. An der Westseite haben die Engländer das Fort York am Nelsonshafen und nennen das Land Neusüdwallis; im Grunde der Bucht haben sie am Rupertflusse das Fort Charlesfort.

Witterung. Der Winter dauert hier vom Ende des Septembers bis Ausgang des Mays, und die Kälte ist überaus strenge, zumal wenn der Wind aus Norden oder Nordwesten kommt. Der Himmel ist fast niemals heiter; denn im Frühlinge und Herbst ist die Luft beständig mit dicken und feuchten Nebeln umgeben, im Winter aber mit lauter kleinen Eisspitzen angefüllet, die aus denen noch nicht zugefrornen Flüssen entstehen. Ueberall, wo Wasser stehen bleibt, erhebt sich ein sehr dicker Dunst, den man Frostrauch nennet, welcher frieret und von dem Winde unter der Gestalt dieser kleinen Spitzen fortgeführet wird. Die Nebensonnen, deren man zuweilen bis sechs auf

ein-

einmal siehet, sind hier sehr gemein, und noch öfter sieht man um die Sonne und den Mond helle und glänzende Ringe mit allen Regenbogenfarben geschmückt. Beym Auf- und Untergange der Sonne erhebt sich gerade über ihr ein Lichtkegel; dieser aber ist mit der Sonne nicht so geschwind verschwunden, als das Nordlicht tausend helle Stralen über den ganzen Himmel schießt. Der Sommer dauert zwar nur kurze Zeit, die Hitze aber ist binnen 6 bis 8 Wochen ziemlich heftig. Es donnert hier sehr selten, wenn aber ein Gewitter entstehet, so ist es desto heftiger. Nahe an den Küsten ist der Boden niedrig, sumpfig und mit verschiedenen Arten Bäumen bedeckt. Weiter im Lande finden sich große Ebenen, auf welchen man wenig Gras, aber viel Moos siehet, mit Büschen, Seen und einigen Hügeln untermengt, deren die meisten mit Gesträuden und sehr hohem Mooße bedeckt sind. Der Boden trägt hier kein Getreyde und wenig Erdfrüchte; man findet bloß einige Arten von Beeren, als Johannisbeeren, Erdbeeren, Brombeeren, und die Engländer haben bey ihren Wohnplätzen Gärten, worinn verschiedene europäische Küchengewächse gut fortkommen. Hingegen trifft man große Wälder an, die mit Tannen, Birken, Pappeln, Weiden und andern Bäumen besetzt sind. Von Wildprett findet man hier eine unzählige Menge Hirsche, Hasen und Kaninchen, desgleichen Biber, Marder, Füchse und andere Thiere, die Pelzwerk liefern. Diese Thiere, da-

Beschaffenheit.

Wilde Thiere.

von die meisten grau oder braun aussehen, werden im Winter weiß, welches auch den Vögeln wiederfähret; es färben sich aber nur die Spitzen der Haare und Federn, das übrige behält seine natürliche Farbe. Die Natur giebt hier allen Thieren sehr dicke Pelze: nach dem Maaße aber, wie die Wärme wieder kömmt, fällt das Haar nach und nach aus. Sie haben größtentheils kurze Ohren, Pfoten und Schwänze, und wenn sich einige Thiere finden, die diese Theile lang haben, so sind sie gegen die Kälte mit einem buschigten Haare sehr wohl verwahret. Sie durchstreichen im Frühjahre eine erstaunende Weite Landes von Süden gegen Norden, um ihre Jungen in sichern, das heißt, in mehr nordlichen und ganz unbewohnten Gegenden auszuhecken. Auf diesem Wege werden sie von großen Mücken geplagt, und um diesen auszuweichen, flüchten sie sich in die Flüsse und Seen, wo sie die Wilden leichter erlegen können. Unter diesen flüchtigen Thieren sind die Caribour die merkwürdigsten. Sie haben etwas vom Hirsche und vom Rennthiere und sind außerordentlich geschwind. Die Wege, die sie in den Schnee machen, werden mehr betreten, als die Gassen in Paris und London. Um sie zu fangen, hauen die Wilden Bäume um, legen sie über einander und lassen Oeffnungen dazwischen, um Fallen anzubringen, worinn sie eine unglaubliche Menge Caribour fangen. Es giebt hier eine Art Hunde, die unsern Fleischerhunden gleichen und niemals bellen, sondern

Caribour.

sondern nur murren. Sie sind das einzige Zugvieh des Landes, werden vor kleine Schlitten gespannet und ziehen schwerere Lasten und weiter als die Menschen. Eine Art von Stachelschwein ist dem Biber an Gestalt und Größe sehr ähnlich. Der ganze Leib ist mit weichen, 4 Zoll langen Haaren bedeckt, zwischen welchen sich eine Art von starren und stachlichten Röhren, von weißer Farbe mit schwarzen Spitzen, befindet, die man nicht leicht aus der Haut herausziehet, wenn man damit gestochen wird. Ein noch sonderbareres Thier ist die Volverene, von den Engländern Quick-Hatch genannt. Es ist von der Größe eines Wolfes und vertheidigt sich, wenn es angegriffen wird, mit so vieler Hartnäckigkeit als Lebhaftigkeit. Es soll die Geschicklichkeit haben, alle Arten von Netzen und Fallen, die man ihm stellet, in tausend Stücken zu zerbrechen und zu zerreißen. Von Vögeln giebt es Rebhühner in unglaublicher Menge, wilde Gänse, Enten, Schwäne, Phasanen, Brachvögel, Pelikane, Adler, gekrönte Uhu, große weiße Uhu und andere. Die Fischerey ist im Sommer ein wichtiges Hülfsmittel für die Einwohner der Hudsonsbay, und verschafft ihnen eine Menge von vortrefflichen Fischen, als Hechten, Forellen, Karpfen, und vornehmlich einen weißen Fisch, beynahe in der Gestalt eines Herings, dergleichen man sonst nirgends findet. Man versieht sich damit reichlich auf den Winter, und die einzige Art ihn zu erhalten ist, daß man ihn in den

Vögel.

Fische.

Schnee legt, wo er frieret und nicht verdirbt, bis der Sommer wieder kömmt. Es ist nicht zu zweifeln, daß das Land nicht verschiedene Mineralien habe. Man hat Eisen und Bley gefunden, und die Esquimaux bringen den Engländern oft Stücken Kupfer. Es giebt verschiedene Arten Marmor und Bergkrystall von verschiedenen Farben. Der Amiant ist sehr gemein, so wie gewisse schwarze Steine, die glatt und glänzend sind, und sich leicht in dünne durchsichtige Blätter ablösen, woraus die Einwohner ihre Spiegel machen.

Mineralien.

§. 171.

Die vornehmsten Bewohner der Hudsonsbay sind die Esquimaux, welche die Engländer Nodwais nennen. Sie sind von mittelmäßiger Statur, gemeiniglich handfest, wohl bey Leibe und schwarzbraun. Sie haben einen breiten Kopf, ein rundes plattes Gesicht, kleine schwarze funkelnde Augen, eine flache Nase, dicke Lippen, schwarze und lange Haare, breite Schultern und überaus kleine Füße. Sie sind munter und lustig, aber fein, listig, schmeichlerisch und betrügerisch. Es ist leicht sie zu erzürnen, und man sieht sie alsdenn ein trotziges Wesen annehmen: allein es ist eben so leicht, sie in Furcht zu jagen. Ihren Gebräuchen hängen sie ungemein fest an, und haben eine große Liebe zu ihrem Lande, weil sie, so oft sie wollen, sich den Bauch voll Fischthran saufen können. Sie werden in ihrem Betragen durch eine natürliche Billigkeit an-

Einwohner.

Leibesgestalt.

Charakter.

angetrieben, vermöge der sie nicht leicht einige Gewalt noch Unrecht ausüben. Ihre Kleidung ist ordentlicher Weise von den Häuten der Seekälber und des Rothwildpretts, oder auch von den Fellen der Land- und Wasservögel, die sie künstlich zusammenzunähen wissen, gemacht. Diese Kleidungen haben eine Art von Kapuze, werden um den Leib zugemacht und gehen bis auf die Mitte des Schenkels. Sie haben weite Hosen, die vorn und hinten wie ein Beutel zugezogen werden. Viele Paar Stiefeln und Socken über einander dienen ihnen, sich die Beine und Füße warm zu halten. Sie haben auch Schneeschuhe, die fast 5 Fuß lang sind und dazu dienen, daß man im Gehen nicht in den Schnee sinket. Die Weibspersonen unterscheiden sich an ihren Röcken durch einen Schweif, der bis auf die Ferse gehet, und durch große Kapuzen, darein sie ihre Kinder stecken, wenn sie sie auf dem Rücken tragen. Einige Mannspersonen haben Hemden von zusammengenäheten Blasen der Seekälber. Ihre Kleider sind sehr sauber mit einer Nadel von Fischgräten und mit den Sehnen von Thieren, die sie in sehr dünne Fäden spalten, zusammengenähet. Sie verbrämen und zieren sie auch mit Bändern von Häuten, welches ihnen ein sehr gutes Ansehen giebt. Ihre Schneeaugen geben einen vortheilhaften Begriff von ihrer Geschicklichkeit. Es sind kleine Stückchen Holz oder Elfenbein sauber gearbeitet, womit sie ihre Augen bedecken und die sie hinten am Kopfe zubinden. Kleidung. Schneeaugen.

Jedes hat eine Spalte so lang als das Auge, aber sehr schmal, wodurch man alles deutlich sehen kann. Diese Erfindung verwahret sie vor der Verblindung, einer gefährlichen und schmerzhaften Krankheit, die durch die Wirkung des sehr stark vom Schnee zurückprallenden Lichtes verursacht wird.

Wohnungen.

Ihre Wohnungen machen sie aus 16 Fuß langen Bäumen, die sie sehr dichte an einander setzen, so daß die Enden oben an einander treffen, unten aber weit aus einander stehen. Die Zwischenräume werden mit Mooße ausgefüllet und mit Leimen überzogen, auch mit Thierhäuten bedeckt. In der Mitte ist ein Heerd, oben mit einem Loche, daß der Rauch hinausziehen kann.

Speisen und Getränke.

Sie nähren sich von dem Fleische der wilden Thiere, der Vögel und Fische. Das Fleisch kochen sie, ohne es zu würzen, und die Brühe brauchen sie zu ihrem Getränke. Ihr liebster Trank ist Fischthran, und wenn sie Branntwein bekommen können, welchen sie von den Engländern erhandeln, so trinken sie ihn mit großem Vergnügen, überlassen sich aber hernach allen Arten der Ausschweifungen. Ob sie schon den größten Theil ihres Lebens mit Anschaffung des Nothdürftigen zubringen, so haben sie doch nicht Vorsicht genug, sich wider mangelhafte Zeiten zu versorgen. Sie tödten oft mehr wilde Thiere, als sie verzehren können, und lassen zuweilen 3 bis 400 Stück auf dem Platze liegen und verfaulen. Ihre Vorräthe verzehren sie alle, so lange sie sie im Ueberflusse haben, ohne an den

Winter

Winter zu denken. Der Mangel bringt sie hernach zu den grausamsten Mitteln: sie fressen erstlich die Häute und ihre Kleider, und endlich sogar ihre Weiber und Kinder.

§. 172.

Die Esquimaux überlassen ihre Weiber gern den Fremden, weil sie sich einbilden, daß die daher erzeugten Kinder die von ihrer Nation übertreffen müßten. Ihre Einfalt geht so weit, daß sie glauben, jeder Mensch zeuge vollkommen seines gleichen, und zwar in dem eigentlichsten Verstande; nämlich ein Sohn eines Hauptmanns muß ihrer Meynung nach wieder ein Hauptmann werden. Sie nöthigen ihre Weiber oft, vermittelst eines gewissen Krauts, die Frucht abzutreiben, aus Furcht, mehr Kinder zu bekommen, als sie ernähren können. Den Weibern begegnen sie mit weniger Achtung: sie halten sich zugut, mit ihnen aus einem Gefäße zu trinken, und sie nehmen es sehr übel, wenn sichs eine einfallen läßt, in ihrer Gegenwart die Kniee über einander zu legen. Sie genießen gemeiniglich einer dauerhaften Gesundheit, wenn sie sich nicht durch den Branntwein verderben. Die Brustbeschwerden, welche bey ihnen am gemeinsten sind, werden durch Schwitzen gehoben. Sie machen einen großen runden Stein glühend und bringen ihn in eine kleine Hütte, die sie sorgfältig verstopfen. Denn gehen sie nackend hinein und besprengen den Stein mit Wasser, welches sich in heiße Dünste verwandelt, die dem Kranken

Weiber.

Krankheiten.

eine sehr geschwinde Ausdünstung und Schweiß verursachen. Ehe die Schweißlöcher sich wieder verschließen, laufen sie heraus und tauchen sich ins kalte Wasser, oder wälzen sich in den Schnee herum. Dieses Schwitzen wird für ein ohnfehlbares Mittel wider die meisten Krankheiten gehalten. Wider die Kolik und alle Unordnungen in den Gedärmen brauchen sie Tabacksrauch, den sie häufig verschlingen. Wenn die Väter oder Mütter in einem Alter sind, welches ihnen nicht mehr erlaubt zu arbeiten, so befehlen sie ihren Kindern, sie zu erdrosseln, und dies ist eine Pflicht des Gehorsams, der sich die Kinder nicht entziehen können. Die alte Person steigt in eine Grube, die ihr zum Grabe dienen soll: sie unterredet sich darinn eine Zeit lang mit ihnen, raucht eine Pfeife Taback und trinkt einige Gläser starkes Getränk. Denn giebt sie den Kindern ein Zeichen, welche ihr einen Strick um den Hals legen, sie im Augenblicke erdrosseln, hernach mit Sand bedecken und einen Steinhaufen aufrichten. Man sieht viele unter ihnen, die das Gewerbe der Quacksalber treiben. Sie kaufen von den Engländern Zucker, Ingwer, allerhand Spezereyen, Saamenkörner, Süßholz, Schnupftaback, welches sie in kleinen Portionen als Hülfsmittel wider verschiedene Krankheiten, oder als gute Mittel zur Fischerey, zur Jagd, zu den Gefechten anrühmen. Ein Drittel der Handlung in der Hudsonsbay hängt itzt von diesen Quacksalbern ab, die ihre eigene Freunde betriegen, indem sie ihre

Gewaltsamer Tod der Alten.

Quacksalber.

ihre falsche Droguen gegen gute Pelzwaaren umsetzen, die sie den Engländern verhandeln. Ihre hauptsächlichste Verrichtung ist die Jagd und Fischerey, daher sie auch oft ihre Wohnplätze ändern. Ihre Geräthe zum Fischen und Jagen verfertigen sie mit vieler Geschicklichkeit. Ihre Harpunen und Wurfspieße sind gut gemacht und zu dem Gebrauche bequem, wozu sie solche anwenden. Ihre Bogen sind besonders sinnreich verfertigt. Sie bestehen aus dreyen Stücken Tannenholz, die künstlich und sauber zusammengefügt sind. Weil aber dieses Holz weder stark noch elastisch ist, so helfen sie diesen Mängeln dadurch ab, daß sie es hinten mit einer Binde von Thiersehnen oder Spannadern verstärken. Sie legen die Bogen oft ins Wasser, und die Feuchtigkeit, welche diese Seyten verkürzt, giebt ihnen zugleich mehr Stärke und Federkraft. Sie haben aber seit der Zeit, da sie mit den Europäern handeln, ihren Bogen für die Flinte verlassen. Ihre Kanote sind von Holz oder Wallfischribben gemacht, sehr dünne und ganz mit der Haut von Seekälbern bedeckt, außer einem Loche in der Mitte, das mit einem fischbeinernen Rande eingefaßt und nur so groß ist, daß es einen einzigen Menschen fassen kann, der darinn sitzt und die Füsse vorwärts kehret. Von diesem Rande geht ein Stück Haut in die Höhe, das er sich um den Leib herumbindet, und welches dem Wasser alles Eindringen verwehret. Diese Kanote haben 20 Fuß in der Länge, 18 Zoll in der Breite,

Beschäfftigungen.

Kanote.

Breite, und gehen an beyden Enden spitz aus. Sie regieren sie mit vieler Geschicklichkeit mit einem Ruder, welches auf beyden Seiten zum rudern dienet. Sie haben aber auch andre Kanote für die Weibspersonen, welche größer und offen sind, und worinn wohl 20 Personen sitzen können. Der Handlung wegen thun sie nach den engländischen Faktoreyen der Bay sehr große Reisen. Reisen, auf welchen sie aber oft in Gefahr des Mangels gerathen, wenn sie unterwegens die Beyhülfe von der Jagd nicht antreffen, worauf sie sich Rechnung gemacht hatten. Es ist bey ihnen sehr gewöhnlich, daß sie 2 oder 300 Stunden auch mitten im Winter herumschweifen, ohne eine Hütte oder ein Zelt zu haben. Nahet die Nacht heran, so säubern sie einen Platz vom Schnee, umgeben ihn mit Buschholz, zünden ein Feuer an, und schlafen zwischen den Sträuchern und dem Feuer. Finden sie irgendwo kein Holz, so machen sie ein Loch in den Schnee und legen sich hinein.

§. 173.

Religion. Ihre Begriffe von der Religion sind sehr eingeschränkt. Sie erkennen ein Wesen von einer unendlichen Güte und nennen es Ukcowma, d. i. das große Haupt. Sie sehen es als den Urheber aller Güter an, die sie genießen; sie reden mit Ehrerbietung von ihm; sie singen sein Lob in einem Liede mit einem sehr ernsthaften und sogar ziemlich harmonischen Tone: ihre Meynungen von dessen Wesen aber sind so verworren, daß

man

man nichts davon versteht. Sie erkennen auch noch ein anderes Wesen, welches sie Witikka nennen und als die Quelle und das Werkzeug alles Bösen ansehen. Sie fürchten sich sehr davor; man weis aber nicht, ob sie ihm einigen Dienst erweisen, es zu besänftigen. Sie sind sehr abergläubisch, und wenn sie auf ihren Reisen ein Grab antreffen, so halten sie es für eine Anzeige einer unglücklichen Begebenheit. Um solche abzuwenden, legen sie einen Stein auf das Grab und setzen ihren Weg fort. Seit einiger Zeit haben die mährischen Brüder eine Mission unter ihnen errichtet, und sie sollen auch so glücklich seyn, einige zum Christenthum zu bekehren. Dies Volk ist eins von den ungebundensten in der Welt. Sie haben keine andere Gesetze als die Vernunft, die Ehre, das Gewissen und ein gewisses altes Herkommen von Sitten und Gebräuchen, davon sie nicht abgehen. Ein jeder macht, was er will, und sie kennen keine Zwangsmittel, dadurch Uebertreter gestraft oder im Zaum gehalten würden. Sie haben wohl Belohnungen von Ehre, von Beute, von Nahrung, aber keine wirkliche Leibesstrafe, nicht einmal für die Kinder. Zu ihren Oberhäuptern in jedem Stamme wählen sie die Aeltesten der Nation, und geben den Vorzug denenjenigen, die sich durch Geschicklichkeit auf der Jagd, durch Erfahrung in Handlungsgeschäfften, und durch Tapferkeit in den häufigen Kriegen mit ihren Nachbarn hervorgethan haben. Diese Häupter regieren den ganzen

Regierungsform.

zen Haufen und theilen die verschiedenen häuslichen Verrichtungen aus: ihrem Rathe aber folgt man mehr aus Hochachtung, als aus Schuldigkeit. Eine Nation hat mit der andern einen förmlichen Frieden geschlossen, der durch Eidschwüre, Unterpfänder, Geiseln versichert worden ist; gefällt er aber einem einzigen nicht, wäre es auch nur ein unbesonnener junger Mensch, so setzt er sich vor, den Frieden zu brechen; er geht, sieht, daß er einem von den Feinden den Haarzopf abschneiden kann, bringt diesen im Triumphe nach Hause und lachet über die Aeltesten. Man misbilliget sein Verfahren, aber man läßt ihn machen und kehrt Anstalten vor, einen neuen Krieg auszuhalten.

§. 174.

Besitzungen der Engländer.

Außer dem Fort York oder Bourbon besitzen die Engländer noch drey andere Posten in der Bay, welche die Namen Churchill, S. Alban und Moosefluß führen. Die Schwierigkeiten, Lebensmittel zu bekommen, und die strenge Kälte machen glauben, daß ihre hiesige Kolonie niemals eine große Menge Einwohner bekommen werde; denn bey allem Gewinn der Handlung findet man sich genöthigt, alle bedürftige Vorräthe aus Europa oder Neuengland kommen zu lassen, welches große Kosten verur-

Handlung.

sacht. Der Handel nach der Hudsonsbay ist in den Händen einer eigenen Gesellschaft, welche Flinten, Pulver, Schrot, Tuch, Kesseln, Messer, Taback und dergleichen hieher bringt, und dafür von den Wilden Rauhwerk, Biber, Mar-

der,

der, Füchse und anderes Pelzwerk eintauschet. Zwey Drittel der Biber, welche die Compagnie nach England schickt, wird von den Hutmachern der Nation verarbeitet, das übrige wird außer Landes nach Holland geschickt, von da es nach Deutschland gehet. Die hiesigen Biberhäute werden für besser als die aus Kanada gehalten. Sie werden um einen sehr leichten Preis eingetauscht. Denn die Compagnie bekommt zehn gute Biberhäute für eine Flinte; eine Haut für ein halb Pfund Pulver; zwo Häute für einen Kamm und einen Spiegel u. s. w. Man kann also leicht erachten, daß dieser Handel ungemein einträglich ist, und es könnte der Vortheil noch größer seyn, wenn der Handel gehörig unterhalten würde. Im Anfange soll man nicht weniger als 400 mit 100 dabey gewonnen haben.

Der neunte Abschnitt.

Von Neufrankreich und Luisiana.

§. 175.

Geschichte.

Zu dem ehemaligen französischen Kanada wurden zwo große Landschaften gerechnet, nämlich Neufrankreich und Luisiana. Neufrankreich wurde 1606 zuerst vom de Monts und Champlain entdeckt, welcher letztere 1608 die Hauptstadt Quebek am Lorenzflusse anlegte. Die Franzosen breiteten sich von da den Fluß hinauf immer weiter aus, und ließen sich 1641 auf

auf der Insel Montreal oberhalb Quebek nieder, aus welcher Niederlassung mit der Zeit eine ziemlich ansehnliche Stadt entstund. Die Kolonie kam in der Folge in einen sehr blühenden Zustand und hatte den größten Antheil an dem vortheilhaften Pelzhandel. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts entdeckte de la Sale die großen Länder am Missisippi, welche mit dem Namen Luisiana belegt wurden. Iberville errichtete 1701 eine Niederlassung am Flusse Mobile, und 1702 eine andere auf der Insel Dauphine. Im Jahre 1717 wurde die Stadt Neuorleans erbauet und die Occidentgesellschaft zu Paris errichtet, welcher der Handel in Kanada und die Provinz Luisiana überlassen wurde. Bey dieser Gelegenheit errichtete der berühmte Law den berufenen Actienhandel, der sich auf Luisiana und den Missisippi gründete, und wodurch eine große Menge der reichsten Franzosen an den Bettelstab gebracht wurden. Da die Niederlassungen der Franzosen hinter den Kolonien der Engländer, die Flüsse S. Lorenz und Missisippi hinauf, sich erstreckten, und da eine Nation zum Nachtheil der andern sich auszubreiten suchte; so konnte es nicht fehlen, daß öftere Streitigkeiten und Kriege zwischen ihnen entstunden, die um desto blutiger waren, weil sie auch die Eingebohrnen verhetzten, an ihren jedesmaligen Händeln Antheil zu nehmen. Endlich waren die Engländer im letzten Kriege, der 1755 in Amerika seinen Anfang nahm, so glücklich, sich

ihre

ihre unruhigen Nachbarn gänzlich vom Halse zu schaffen, indem sie die Franzosen 1760 völlig aus Kanada oder Neufrankreich vertrieben, welches ihnen auch, nebst dem Theil von Luisiana auf der Ostseite des Missisippi, durch den Frieden zu Versailles 1762 auf ewig abgetreten wurde. Die Franzosen behielten zwar noch die Stadt Neuorleans, überließen sie aber bald nachher den Spaniern. Da nun auch das spanische Florida in eben diesem Friedensschlusse den Engländern abgetreten wurde; so besitzen diese itzt eine ununterbrochene Linie der Seeküste vom mexikanischen Meerbusen bis an die Hudsonsbay, und in den mitternächtlichen Gegenden ein Land von unbekanntem innern Umfange.

§. 176.

Größe. Die Engländer begreifen die von den Franzosen ihnen abgetretenen Länder unter der Statthalterschaft und Provinz Quebek oder Kanada, welche die größte von allen auf dem festen Lande ist, indem sie sich in der Länge von Nordost nach Südwest etwa 500 englische Meilen erstreckt und über 200 Meilen breit ist. Grenzen. Sie grenzt gegen Nordost an den Meerbusen S. Lorenz und den Fluß S. Johann, der sie von den Ländern der Hudsonsbay scheidet; gegen Nordwest an wilde, wenig bewohnte Länder, gegen Südwest an eben dergleichen Länder, und gegen Süden an Neuyork, Neuengland und Neuschottland. Witterung. Das Klima ist hier sehr kalt und der Winter lang und verdrießlich, besonders in den nordöstlichen Gegenden der

Provinz. Dagegen sind die Sommer ungemein angenehm und so fruchtbar, daß der Landmann seine Aernten in 16 Wochen nach der Aussaat einzubringen hoffen kann. Ohngeachtet der mit-
Beschaffenheit. ternächtlichen Lage kann das Land ein gesundes, fruchtbares und angenehmes Land genannt werden, daß die meisten Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens hervorbringt; und ob es gleich nicht an der See liegt, so genießt es doch vermittelst des S. Lorenzflusses, auf welchem man sehr leicht von einer Gegend der Provinz zu der andern kommen kann, alle Vortheile einer sich weit erstreckenden Seeküste. Dieser Fluß, der bey seinem Einlauf in die See 80 englische Meilen breit ist, gehet fast mitten durch die Provinz von Südwest nach Nordost, nimmt sehr viele schiffbare Flüsse auf und hat überall eine große Menge von Buchten, Hafen und Inseln. Unter den Inseln ist die Insel Orleans, etwas unterhalb Quebek, beträchtlich. Sie hat einen vortrefflichen Boden, und da er wohl gebauet wird, so ist er ein Garten für die Stadt Quebek und bringt alle Gattungen von Getreyde und Früchten, die in diesem Klima fortkommen, in
Produkte. großer Menge hervor. Der Boden ist in vielen Gegenden gut und liefert, außer dem indianischen Korn oder Maiz, die meisten Gattungen von europäischem Getreyde und Hülsenfrüchten. Aepfel, Birnen, Pfirsichen, Kastanien und anderes Obst, auch Melonen, Kürbisse, Gurken und andere Gartenfrüchte sind überflüssig vorhanden,

und

und man trifft hie und da ganze Wälder von Nuß- Kastanien- und andern Obstbäumen, nebst wildwachsenden Weinstöcken an. Die Forsten und Wälder liefern vortreffliches Bauholz von Eichen, Erlen, Tannen. In denselben hält sich eine große Menge von Wildprett auf, als Elendthiere, wilde Ochsen, Dammhirsche, Moosethiere, auch Bären, Marder, Ottern, Eichhörner ꝛc. Der Fischfang in dem S. Lorenzfluß und in den übrigen unzählichen großen und kleinen Strömen ist sehr reich und einträglich. Es fehlet auch nicht an Mineralien und man hat Eisen, Kupfer und Bley gefunden.

§. 177.

Einwohner.

Es finden sich an den Ufern des Lorenzflusses und der in denselben sich ergießenden Flüsse, wie auch auf den Inseln, die in demselben liegen, viele Kolonien; allein keine derselben sind so beträchtlich, als **Quebek** und **Montreal**. Das erstere liegt an der mitternächtlichen Seite des Flusses, etwa 300 englische Meilen von der Mündung, und enthält über 1500 wohlgebauete Häuser und verschiedene schöne öffentliche Gebäude. Es hat nicht nur eine sichere Lage, sondern ist auch wohlbefestigt. **Montreal** ist fast eben so groß und volkreich als Quebek, und hat eine sehr angenehme Lage auf einer Insel im S. Lorenzflusse, etwa 200 englische Meilen über Quebek. Es hat wohlgebauete, bequeme und angenehme Häuser, und die öffentlichen Gebäude übertreffen diejenigen, die zu Quebek sind, an

Schönheit. Die gesammte Anzahl der Einwohner in den Kolonien dieser Provinz erstreckt sich über 100000. Sie bestehen aus Engländern und Franzosen, welche letztern, bey der Abtretung des Landes an Großbrittannien, hier geblieben sind, da ihnen der Besitz ihrer Güter und Vermögens gesichert und ihre Freyheiten und Privilegien bestätigt wurden. Handlung. Der Handel dieser Provinz ist ansehnlich und die vornehmsten Waaren, die ausgeführt werden, sind Bau- und Schiffsholz, Wildprett, Elendthiere, Biber- Marder- und andere Felle, auch Bären- Wolfs- Hirsch- Reh- und Moosethierhäute. Religion. Die Religion der hiesigen französischen Einwohner ist die katholische, deren freye Uebung ihnen durch die Kapitulation zugestanden und durch den darauf folgenden Friedensschluß bestätigt worden. Das Kirchenregiment bey ihnen beruhet auf einem Bischofe, der von dem Könige von Großbrittannien ernennt wird. Regierung. Der König ist Oberherr der Provinz und ernennet den Statthalter, der sein Oberfeldherr ist. Er ernennet auch den Unterstatthalter und den Rath, welche das Oberhaus ausmachen. Die Lehnsbesitzer wählen die Repräsentanten zum Unterhause; es kann aber der Statthalter ihrer Wahl seine verneinende Stimme entgegensetzen.

Der zehnte Abschnitt.

Von dem indianischen Kanada.

§. 178.

Die Indianer auf dem festen Lande von Nordamerika haben sich meistentheils von den Seeküsten nach den innern oder westlichen Gegenden zurückgezogen, und man findet wenige derselben innerhalb 2 bis 300 Meilen von der See. Hier besitzen sie unermeßliche Länder, die nach Rogers Beschreibung größer sind, als das ganze feste Land von Europa, die uns aber noch größtentheils unbekannt sind. Dieses sich so weit erstreckende Land kann unter drey Abtheilungen betrachtet werden, welche durch die drey großen Flüsse, die fast in dem Mittelpunkte desselben entspringen, nämlich S. Lorenz, Christino und Missisippi, veranlasset werden. Die Länder zwischen dem S. Lorenz und Missisippi bis zum See Superior hinauf, sind den Europäern ziemlich bekannt, was sie aber von dem Lande über dem See Superior wissen, ingleichen die Nachrichten von dem Flusse Christino, kommen lediglich von den Indianern her. Der S. Lorenzfluß entspringt über 2000 englische Meilen von seiner Mündung, in einem See Nippissong, unter dem 52sten Grad Norderbreite. Hier wohnen die Seeindianer oder Nippissongs, deren Land von sehr schwerem Zugange ist, daher sie wenig Verkehr mit den Engländern haben. Von hier

Lage und Größe.

Abtheilung.

S. Lorenzfluß.

läuft der Lorenzfluß durch ein rauhes unbewohntes Land zum See Superior, wo die Souties oder Attawawas wohnen, von denen ein anderer Stamm, die Bulls, ihre Wohnsitze gegen Mitternacht dieses Sees haben. Der See hat über 2000 englische Meilen im Umfange, ist sehr tief und hat ungemein hohe und steile Ufer. Von hier fließet der Lorenz etwa 150 englische Meilen zum See Huron, der eine dreyeckige Gestalt und etwa 900 Meilen im Umfange hat. Gegen Abend von demselben liegt der See Michigan, der fast dieselbe Gestalt hat, nur daß er länger ist und sich weiter gegen Mittag erstreckt. Beyde Seen haben Gemeinschaft durch eine der Engen, welche die Engen von Michlimakana heißen, wo die Engländer ein Fort haben. An dem mittägigen Ende fließet der S. Josephsfluß in den Michigan, und in die sogenannte grüne Bucht fließet ein anderer großer Fluß, der zwischen dem See Superior und dem Missisippi entspringt, und der Fluß der Füchse genannt wird, weil eine Nation Indianer an demselben wohnet, welche die Fuchsindianer heißen. Vom Huronsee läuft der Lorenzfluß zum See Sinclair, der etwa 18 Meilen breit ist, wo auch ein Zweig der Souties wohnet. Von hier geht er in den See Erie, oberhalb welches das englische Fort Detroit ist. Der See Erie ist 300 Meilen lang, 40 bis 90 Meilen breit und durch eine Enge mit dem 30 Meilen langen See Sandusky verbunden. In diesen See fließt der Fluß Sandusky

dusky oder Huron, an dessen Ufern die Huronen wohnen. Aus dem See Erie geht der Lorenzfluß weiter nach dem See Ontario etwa 50 Meilen. Auf diesem Wege ist nahe bey dem Fort Kleinniagara ein merkwürdiger Wasserfall in demselben, da er sich von einer senkrechten Höhe von 150 Fuß hoch, mit einem erschrecklichen Getöse herabstürzt. Am Einflusse desselben in den Ontario liegt das schöne Fort Niagara. Der See Ontario ist 260 englische Meilen lang und in der Mitte 150 Meilen breit. Das Land an dem See zwischen den Flüssen Lorenz und Toranto wird von den Missisaugaus bewohnt, und an dem Morgenende fließt der Fluß Oswego hinein, wo die Engländer das Fort Oswego haben. Das Land an diesem und dem Sablefluß, der auch in den See gehet, gehört den von den Engländern sogenannten fünf Nationen oder Iroquesen, die aus den Tsonontuanern, Goyoguanern, Onontaguern, Onoyuten und Agniern bestehen. Von dem See Ontario läuft der Fluß noch 80 Meilen bis zu den Cedars, der itzigen westlichen Grenze der Provinz Quebek, durch welche er seinen Lauf weiter in die See fortsetzt. Der Fluß Christino hat von den Indianern, den Christinaux, die das umliegende Land besitzen, den Namen. Er entspringet auf den hohen Gebirgen, die gegen Mitternacht des Sees Nippissong liegen und das höchste Land in Nordamerika sind, in verschiedenen Strömen, die an verschiedenen Orten in einander

Christino.

fließen und sich, nach einem Laufe von 150 Meilen von ihrer Quelle, insgesammt vereinigen. Er nimmt verschiedene kleine Ströme auf, bis er sich endlich, nach einem Laufe von 500 Meilen, in die Hudsonsbucht fast 200 Meilen nordwärts vom Fort York ergießet. Der Missisippifluß entspringt auf dem mittägigen Theile eben derselben hohen Gebirge und ergießt sich, nach einem Laufe von mehr als 3000 englischen Meilen, in den mexikanischen Meerbusen. Er gehet zuerst durch das Land der sogenannten weißen Indianer bis zum Muddyfluß, der sich in ihn ergießet. 200 Meilen weiter vereiniget sich mit ihm der blutige Fluß, dessen Wasser von den Bergen Misauri herkommen, einer doppelten Kette von Bergen, die sich bis zu der Erdenge von Darien erstreckt. 400 Meilen weiter ergießt sich darinn der Illinesenfluß, der so wie der blutige Fluß von den Illinois bewohnt wird, welche auch die westlichen Ufer des Missisippi auf verschiedene hundert Meilen besitzen. Etwa 100 oder 250 Meilen weiter vereinigt sich der Misauris mit dem Missisippi auf der Abendseite, an welchem die Misaurisindianer, eine streitbare Nation, wohnen. 2 bis 300 englische Meilen weiter fällt der Ohio, oder schöne Fluß hinein, der nicht weit vom See Ontario entspringet, an welchem das Fort Pitt lieget, und der bis zum Missisippi fast 1000 Meilen läuft. Das Land um denselben bewohnen die Schawanees, die Delawaren und die Tweeghtwees oder Yeahtanees

Missisippi.

taneesindianer. Unter dem Ohio, an der Morgenseite des Missisippi, wird das Land bis zu seiner Mündung von den Chicketaws bewohnt. Die Iroquesen bewohnen das südwestliche Ende der apalachischen Gebirge, und zwischen diesen, den Chicketaws, Georgien und Florida wohnen die Creekindianer.

§. 179.

Witterung. Ohngeachtet diese Länder der Sonne eben so nahe liegen, als die mittäglichsten Provinzen in Frankreich, so ist doch die Kälte überaus groß und so lang, daß sie vieles von dem Frühlinge hinnimmt. Vor dem Ende des Herbstes sind die Flüsse daselbst schon mit Eisschollen angefüllet, und das Land ist bald darauf mit Schnee bedeckt, welcher 6 Monate währet und oft 6 Fuß hoch wird. Diese übermäßige Kälte schreibt man theils den vielen Gebirgen, Gehölzen und Seen des Landes zu, theils der Nachbarschaft des Nordmeeres, welches über 8 Monate lang im Jahre mit Eis bedeckt ist. Sobald der Monat May kommt, findet sich die Wärme ein, und die Lieblichkeit dieses Endes des Frühlings ist um so viel angenehmer, weil sie auf so strenge Kälte folget. Der Sommer ist sehr warm und bringt in weniger als 4 Monaten das Getreyde zur Reife. Man ackert die Felder im Herbste um, säet von der Mitte des Aprils bis zum 10ten May, und schneidet das Getreyde von der Mitte des Augusts bis in die Mitte des Septembers. Der Herbst ist heiter und man hat den-

selben hindurch eine Reihe von schönen Tagen. Es regnet selten, und die Luft ist die meiste Zeit
Produkte. heiter, rein und gesund, Obgleich der Boden sehr trocken ist, so ist er doch, da er von dem vielen Schnee gut gedünget wird, in den meisten Gegenden fruchtbar und bringet allerley Getreyde, vornehmlich Maiz und Weizen, auch Bohnen, Erbsen und andere Hülsenfrüchte hervor. Kürbisse, Melonen und Wassermelonen werden von den Indianern häufig gebauet. Sie haben eine Art von Kürbissen, die kleiner ist als die unsrigen, und von einem zuckerhaften Geschmack, welche man im Wasser oder unter der Asche ganz kochen läßt und ohne andere Zubereitung ißt. An Aepfel- Nuß- Kirsch- und andern Obstbäumen, auch an Johannisbeeren und mancherley andern Beeren fehlt es nicht. Die größten Wälder von der Welt, die vermuthlich so alt sind, als die Erde, die sie träget, werden hier angetroffen, und man kennet noch nicht alle Arten von Bäumen, woraus sie bestehen. Die Tannen, Cedern, Fichten, Eichen, Buchen sind hier von erstaunlicher Höhe und Dicke. Es giebt dreyerley Arten von Eschen und der Ahornbaum ist gemein, sehr stark und wird zum Hausgeräthe gebraucht. Die Indianer ziehen einen Saft aus demselben, der gesund und von sehr angenehmen Geschmack ist, aber bald zu einem vortrefflichen Essig wird. Sie verfertigen aus diesem Safte, wenn sie ihn kochen, eine Gattung von Zucker, der fast wie Honig schmeckt, aber noch angenehmer ist.

Nichts

Nichts ist auf allen Seiten gemeiner als der Ulmbaum, wovon man einen weißen und rothen hat. Von seiner Rinde machen die Iroquesen ihre Kanote, und man sieht welche von einem einzigen Stücke, die 20 Mann halten können. Der Essigbaum, der nur in diesem Lande bekannt ist, ist eine sehr markichte Staude, welche eine scharfe Frucht in Trauben und von der Farbe wie Rindsblut hat. Man weichet solche im Wasser ein, um einen sehr guten Essig daraus zu machen. Die Mannigfaltigkeit und Menge der kleinern Pflanzen, Blumen und Kräuter ist so groß, daß man noch viel weniger eine vollkommene Kenntniß davon haben kann, als von den Bäumen

§. 180.

Thiere. Dieses große Land ist von allerhand Thieren in großer Menge bevölkert, davon einige im Winter ihren Aufenthalt verlassen, um eine gelindere Luft zu suchen; die andern aber hat die Natur fähig gemacht, eine übermäßige Kälte auszustehen, oder hat sie auch mit einem bewundernswürdigen Triebe sich dawider zu bewahren, begabet. Den ersten Rang muß man dem sonderbarsten Thiere, dem Kastor oder Biber, einräumen. Biber. Dieses vierfüßige Thier, das etwa 4 Fuß lang und 60 bis 70 Pfund schwer ist, lebt auf dem Lande und im Wasser, und ob es wohl nicht lange im Wasser bleibt, so kann es doch nicht lange leben, ohne sich darinn zu baden. Die Farbe ist verschieden nach dem Lande, gegen

Mitter-

Mitternacht fast ganz schwarz und gegen Mittag weiß; je heller aber die Farbe ist, je schlechter ist das Fell. Er wird sehr alt und die Weibchen werfen insgemein 4 Junge auf einmal. Sie haben einen kleinen Kopf, eine lange Schnauze, zween große Schneidezähne, kurze Vorderfüße, breite Hinterfüße, die zwischen den Zehen mit Häuten versehen sind, und einen Fuß langen Schwanz, der wie das Vordertheil eines Ruders gestaltet und dessen Fleisch ungemein wohlschmeckend ist. Sie haben über dem ganzen Leibe zweyerley Haare: das größte ist 8 bis 10 Linien lang, grob, stark und glänzend; das andere ist wie weiche Pflaumfedern, einen Zoll lang und wird eigentlich nur gebraucht. Die Biesamgeilen dieser Thiere sind in den Apotheken von großem Nutzen, und die Indianer gebrauchen sie in vielen Krankheiten. Der Fleiß, das Vorhersehen und die guten Einrichtungen dieser Thiere sind erstaunlich und kaum glaublich für diejenigen, die sie nicht gesehen haben. Wenn sie einen Bau anlegen wollen, so versammeln sich mehrere derselben und suchen einen Ort aus, wo ihre Nahrungsmittel, die aus Baumrinden, Lilienwurzeln und Grase bestehen, und alles, was zum Bau nöthig, vorhanden ist. Dieser muß mit Wasser umgeben seyn, und wo weder See noch Teich dazu da ist, so machen sie einen dadurch, daß sie den Lauf eines Flusses mit einem Damme aufhalten. Sie hauen dazu Bäume mit ihren Schneidezähnen ab, ziehen sie zu dem bestimmten

Ihr Bau.

ten Ort und zerschneiden sie, wie es die Umstände erfordern. Sie legen große Baumstämme flach über das Wasser, oder befestigen Pfähle im Grunde, flechten sodann zwischen denselben kleine Zweige und füllen die Lücken mit Thonerde, Schlamm und Moos dergestalt aus, daß der Damm sehr fest wird. Ihre Hütten sind nicht weniger künstlich, stehen insgemein auf Pfählen, sind von runder Gestalt und mit einem flachen Dache. Die Wände sind 2 oder 3 Fuß dick, vollkommen dichte und bestehen aus eben den Materialien, wie die Dämme. Zwey Drittheile des Gebäudes stehen über dem Wasser und darinn wohnen sie, in dem untersten Stockwerk aber baden sie sich. Sie halten alles ungemein reinlich. Sie haben gemeiniglich 3 oder 4 Eingänge zu einer jeden Hütte; allein alle ihre Thüren sind unter dem Wasser. Sie werden nie durch den Winter übereilt, ohne ihren Vorrath angeschafft zu haben; sie legen ihn nahe bey ihren Hütten in Haufen zusammen, und wissen ihn unter dem Wasser in den zusammengebrachten Thon zu befestigen, daß der Strom ihn nicht wegführen kann. Es giebt auch sogenannte Landkastore, die von den andern abgesondert leben und unter der Erde wohnen, wo ihre einzige Arbeit ist, daß sie sich einen bedeckten Gang machen, um nach dem Wasser zu gehen. Sie sind mager, haben weniges Haar auf dem Rücken und sind denen Bibern sehr ähnlich, die man in Deutschland, Frankreich und besonders in Pohlen findet.

det. Die Biber haben nicht Stärke genug, sich zu vertheidigen, und werden daher mit leichter Mühe gejagt. Die Indianer fangen sie mit Fallen, welche sie in den Gängen legen, die die Biber zu nehmen pflegen, oder sie schießen sie auch; welches letztere aber wegen ihres scharfen Gesichts und ihrer schnellen Bewegung sehr schwer ist.

§. 181.

Orignal. Ein anderes in Kanada sehr gemeines Thier ist das **Orignal**, welches mit dem europäischen Elendthiere einerley ist. Es ist so groß als ein Pferd, aber einem Reh ähnlich, und erneuert jährlich sein Geweihe. Sein Fleisch ist leicht, nahrhaft und von gutem Geschmack, und die Haut stark, sanft und markig. Es soll der fallenden Sucht unterworfen seyn und bey seinen Anfällen sich das Ohr mit dem linken Hinterfuße kratzen, um sich davon zu befreyen; daher man das Horn dieser Klaue als ein Hülfsmittel wider eben die Krankheit auch bey Menschen ansiehet. Ein Carcaju. gefährlicher Feind des Orignals ist das **Carcaju**, eine Art wilder Katze, deren Schwanz so lang ist, daß es solchen vielmals um den Leib schlinget. Es springt auf das Orignal hinauf, hält sich an dessen Hals feste, um den es seinen Schwanz schlinget, und mit seinen Zähnen beißet es ihm die Gurgelader ab. Das Thier hat nur ein Mittel sich zu retten, daß es nämlich sich geschwinde in das Wasser stürzt, welches sein Feind nicht vertragen kann. In den südlichen und west-

westlichen Gegenden der großen Seen und am Missisippi sind die Büffelochsen sehr häufig. Es ist ein großes Thier, mit kurzen schwarzen Hörnern und mit einem großen Barte, der von seinem Maule und Kopfe herabhängt. Es hat einen Höcker auf dem Rücken, der an den Hüften anfängt, bis an die Schultern fortgehet und immer zunimmt. Der Höcker ist mit einem langen röthlichen Haare bedeckt, der übrige Leib aber mit einer schwarzen Wolle, die sehr hoch geschätzt wird. Das Fleisch ist von gutem Geschmack; die Haut wird leicht gegerbet und ist sehr stark, dabey aber so geschmeidig, als das beste Gemsenfell. Die Indianer, wenn sie diese Thiere jagen, umringen einen so großen Bezirk, als sie können: denn zünden sie das Gras und die Blätter an, und so wie sich das Feuer dem Mittelpunkte nähert, schließen sie sich immer näher zusammen und erschlagen solchergestalt alle, die sie auf diese Weise eingeschlossen haben. Die Büffelochsen gegen die Hudsonsbucht haben die beste Wolle in großer Menge, woraus man Strümpfe verfertigt, die schöner sind als seidene; sie geben aber einen so starken Muskusgeruch von sich, daß man sie zu gewissen Zeiten gar nicht essen kann. Die Hirsche und Rehe, die in Kanada sehr gemein sind, sind von den europäischen nicht unterschieden. Das Caribu, eine Art von wildem Esel, hat von dem Esel in der Gestalt viel an sich, gleicht aber dem Hirsche an Geschwindigkeit. Die Bären sind hier auch in großer

Büffelochsen.

Caribu.

Bären.

großer Menge vorhanden und von Natur nicht grimmig, außer wenn sie gejaget oder vom Hunger gequälet werden. Sie halten sich im Winter in hohlen Bäumen oder in Höhlen auf. Sie sammeln keine Lebensmittel und haben während dieser Jahrszeit keine andere Nahrung, als was sie aus ihren eigenen Pfoten saugen. Nichts wird von den Indianern mit so großer Feyerlichkeit unternommen, als die Bärenjagd, weil diese die ganze Familie mit Speise und Kleidung versiehet. Die Hasen und Kaninchen sind sehr häufig und kommen mit den unsrigen völlig überein, nur daß sie längere Hinterbeine haben. Luchskatzen, schwarze, graue, rothe und weiße Füchse, Hermeline, Marder, Eichhörnchen, liefern gutes Pelzwerk in Menge. Unter den hiesigen Mardern ist das Teufelskind oder Stinkthier merkwürdig, weil sein Harn, den es von sich giebt, wenn es verfolgt wird, die Luft in einem großen Raume vergiftet. Die Muskusratte ist von dem Kastor bloß dadurch, daß sie kleiner ist, und durch den Schwanz unterschieden, der dem Rattenschwanze gleichet. Im Sommer hält sich das Männchen und Weibchen beysammen; allein bey Annäherung des Winters trennen sie sich, und jedes sucht in einem hohlen Baume Schutz, ohne den geringsten Vorrath, indem sie nichts fressen, so lange die Kälte dauert. Ein anderes merkwürdiges Thier in diesem Lande ist der Opposum oder die Holzratte, welche unten am Bauche einen Beutel hat, worinn sie die Jungen trägt,

Teufelskind.

Muskusratte.

Opposum.

die

die darinn Schutz suchen, wenn sie verfolgt werden. Das hiesige Stachelschwein ist von der Größe eines mittelmäßigen Hundes. Seine Borsten sind 3 bis 4 Zoll lang, weiß, hohl, wie ein kleiner Strohhalm dick und sehr stark, besonders auf dem Rücken. Es schießt solche auf diejenigen, die es angreifen, und so wenig die Borste anfänglich auch in das Fleisch hineingehet, so dringet sie doch tiefer ein, wenn man sie nicht bald herausziehet. Stachelschwein. Der Martin oder Sable ist so lang, wie eine gemeine Katze, aber sehr dünne, hält sich vornehmlich in den Gebirgen auf, und hat ein sehr schönes und schätzbares Fell. Martin. Die Felle von den Mardern, Hermelinen, Fischottern, Holzratten, Sablen, Wieseln und wilden Katzen werden in der Handlung das kleine Pelzwerk genannt.

§. 182.

Von Vögeln findet man in Kanada zweyerley Arten von Adlern, Falken, Geyer, Habichte, die von den unsrigen nicht unterschieden sind; Käuzlein, deren Fleisch dem Hühnerfleische vorgezogen wird; Raben, die auch gut zu essen sind; vortreffliche Schnepfen, bis auf zwey und zwanzigerley Enten; ingleichen Schwäne, indianische Hühner, Kraniche, Wasserhühner, Gänse, Trappen und andere große Flußvögel im Ueberfluß. Vögel. Erst 100 Meilen gegen Süden von Quebek siehet man Kardinäle, die ein glänzendes Gefieder von dem schönsten Incarnatroth, einen kleinen Federbusch auf dem Kopfe und einen lieblichen

Gesang haben. Der Fliegenvogel, der den Namen von seiner Kleinheit hat und von seinem Gesumse, das er mit den Flügeln macht, kommt mit dem anderswo beschriebenen Kolibry ziemlich überein. Er soll ein Todtfeind des Raben seyn, unter dessen Flügeln er sich setzet und ihn mit seinem Rüssel sticht, bis er todt herunterfällt. Sein Nest, welches er an einem Baumzweige aufhängt, ist aus kleinen Holzsplittern wie ein Korb geflochten und inwendig mit einer Art von Pflaumfedern bekleidet. Er legt 3 bis 5 Eyer von der Größe einer Erbse. Im May und Brachmonat zeigt sich ein Vogel sehr häufig, den man Tourte nennet und der eine Art von Holztaube ist. Man fängt sie in großer Anzahl lebendig und füttert sie so lange, bis die erste Kälte einfällt, da man sie denn tödtet und sie den ganzen Winter über gefroren aufbewahrt. Unter den kriechenden Thieren sind die Klapperschlangen in Kanada sehr häufig, und man findet sie von der Dicke eines Menschenbeins, zuweilen noch dicker und von einer gemäßen Länge. Die Wilden unterlassen nicht sie zu jagen und essen ihr Fleisch, welches sie sehr gut finden; und die Erfahrung beweiset, daß es nicht schadet. Die Menge und Mannigfaltigkeit der Fische in den Flüssen und Seen ist ungemein groß. Man findet sehr große Störe von 10 bis 12 Fuß lang und von gemäßer Dicke, Karpen, Barben, Forellen, Lachse, Lampreten, Aale, Stockfische ꝛc. Unter die besondern Fische gehört der Chausaru, der beynahe die Gestalt eines

Schlangen.

Fische.

eines Hechtes hat und mit einer Schuppe bedeckt ist, wodurch kein Dolch gehet. Unter dem Rachen geht eine platte, zackigte, hohle Gräte hervor, wodurch er Athem holet. Er ist nicht nur ein Seeräuber für die Einwohner des Wassers, sondern er führet auch einen Krieg mit den Vögeln. Er verbirgt sich im Schilfe so gut, daß man nur sein Gewehr sehen kann, welches er gerade über dem Wasser in die Höhe hält. Die Vögel halten es für ein Stück Holz und setzen sich darauf um auszuruhen: sogleich öffnet er den Rachen und fängt seinen Raub so listig, daß er ihm selten entgehet. Die Seewölfe haben nichts ähnliches mit dem Wolfe, sondern sie haben ihren Namen bloß ihrem Geschrey zu danken. Sie sind Amphibien, haben einen Kopf, der dem Hundskopfe etwas beykömmt, vier sehr kurze Pfoten, von denen die hintern die Gestalt der Floßfedern haben. Die Haut ist hart und mit kurzen Haaren von verschiedenen Farben bedeckt. Man unterscheidet ihrer vielerley Arten, wovon die größten bis auf 2000 Pfund wiegen. Sie entfernen sich niemals sehr vom Ufer, und man entdeckt stets einen, der gleichsam auf der Schildwacht bleibet und den andern ein Zeichen giebt, wenn Gefahr vorhanden ist, worauf sie sich alle ins Meer stürzen. Sie haben viel Fett, woraus man einen sehr guten Thran ziehet, und die Häute gebraucht man vornehmlich die Kuffer damit zu überziehen. Sie haben sehr lebhafte Sinne, und dies ist ihre einzige Vertheidigung. Die Delphine oder

Meerschweine sind im S. Lorenzfluß häufig, weis und so stark wie eine Kuh, und so fett, daß sie nicht weniger als eine Tonne Oels geben. Das Fleisch von den grauen Meerschweinen wird für eine gute Speise gehalten. Die Haut wird gegerbet und wie Saffian zugerichtet, und wenn sie auch so dünn gearbeitet wird, daß man sie brauchen kann, Kleider daraus zu machen, so ist sie dennoch allezeit so stark, daß man glaubt, sie könne eine Kugel aushalten.

§. 183.

Anzahl der Einwohner.

Die Anzahl der Einwohner in diesen mitternächtlichen Gegenden von Amerika ist geringe und stehet mit der Größe des Landes in gar keinem Verhältniß. Da das Land gleichsam ein großer Wald mit untermengten Seen ist, und da alles, was es zur Nahrung und Kleidung hervorbringt, erjagt werden muß; so können sich nicht so viele Menschen darinn nähren, als in einem ordentlich angebaueten Lande; indem eine Nation von Jägern zu ihrem Unterhalt eine weit größere Strecke Landes nöthig hat, als eine Nation von Ackerleuten. Die beständigen Kriege, die gemeiniglich der Jagden wegen entstehen, vermindern die Anzahl der Indianer beständig, und es sind ganze Völkerschaften ausgerottet worden.

3 Klassen.

Ueberhaupt theilen sich die vielen Völkerschaften in Kanada in 3 Klassen, welche durch ihre Sprachen von einander unterschieden sind, nämlich die sinsische, die algonquinische und die huronische. Die Völker, welche zu der

ersten

ersten gehören, kennet man wenig, und man weis nicht einmal, wie weit sie gehet. Die Siusen sind die zahlreichste Völkerschaft in Kanada, wohnen auf großen Wiesen unter Zelten von Häuten und ziehen truppweise herum, wie die Tatarn. Die algonquinische Sprache erstreckt sich überaus weit. Sie fängt in Akadien und am S. Lorenzbusen an, wendet sich von Südost durch Norden bis nach Südwest und machet einen Umfang von 1200 Seemeilen. Die huronische Sprache erstreckt sich lange so weit nicht, sie hat aber fast so viele Mundarten, als es Flecken giebt. Es gehören dazu alle Wilden gegen Süden des Lorenzflusses, von dem Sorelflusse an bis an das Ende des Eriesees. In der Beschaffenheit des Körpers geben sie den Europäern nichts nach, sie haben vielmehr manche Vorzüge. Die meisten sind groß, wohlgewachsen, gut gebildet, von einer gesunden Leibesbeschaffenheit, wohl bey Leibe, geschickt und stark. Sie würden sehr lange leben, wenn sie mehr bedacht wären sich zu schonen; sie richten sich aber durch übertriebene Märsche und übertriebene Enthaltungen, worauf eine ausschweifende Unmäßigkeit folget, zu Grunde. Der Branntewein, ein klägliches Geschenk der Europäer, wozu sie eine rasende Begierde haben und den sie nur trinken, um sich zu berauschen, befördert ihren Untergang vollends und wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, mit der Zeit das Land völlig von ihnen reinigen. Ihre Farbe ist sehr schwarzbraun und von einem schmutzigen und

Leibesgestalt.

dunkeln Rothe; sie ist aber nicht natürlich und kömmt daher, daß sie sich ofte mit allerhand Dingen zu reiben pflegen. Außer den Haaren auf dem Kopf, die sie insgesamnt sehr schwarz haben, und an den Augenwimmern und Augenbraunen, die sich einige sogar ausreißen, haben sie sonst kein Haar auf dem ganzen Leibe, und in diesem Stücke sind fast alle Amerikaner einander ähnlich. Die Weibspersonen, vornehmlich die huronischen, sind wohl gestaltet und schön gebildet.

§. 184.

Vollkommenheit der Sinne.

Sie besitzen eine ungemeine Vollkommenheit der Sinne und haben darinn große Vorzüge vor uns. Ohngeachtet des blendenden Schnees und des Rauchs, den sie 6 Monate im Jahre ausstehen, schwächt sich ihr Gesicht doch nicht. Sie haben ein ungemein zartes Gehör und einen so feinen Geruch, daß sie lange vorher Feuer riechen, ehe sie es sehen können; daher haben sie auch eine Abneigung vor Muskusgeruch und vor allem, was stark riecht. Sie haben eine ungemeine Einbildungskraft und brauchen nur einmal an einem Orte gewesen zu seyn, um eine richtige Vorstellung davon zu behalten, die niemals vergehet. Sie gehen durch die weitläuftigsten und wildesten Wälder, ohne sich zu verirren, wenn sie nur beym Hineingehen die Himmelsgegend wohl gemerkt haben, und sogar im trüben bewölkten Wetter werden sie ihren Weg mit großer Richtigkeit fortsetzen. Dabey haben sie ein vortreffliches

treffliches Gedächtniß, welches ihnen allemal getreu ist. Sie handeln oft eine Menge Sachen sehr ordentlich und umständlich in ihrem Rathe ab, und reden 4 bis 5 Stunden hinter einander, wobey sie zwanzigerley Geschenke darlegen, deren jedes eine eigne Rede erfordert, und doch vergessen sie nichts und man sieht sie niemals stottern. Es fehlet ihnen nicht an einem guten natürlichen Charakter. Verstande und am Scharfsinn, und viele lassen große Fähigkeit zu jeder Kunst und Wissenschaft blicken. Sie besitzen eine erstaunliche Geduld und Gleichmüthigkeit, und eine Herrschaft über jede Leidenschaft, außer der Rache; sie bringen es darinn weiter, als unsere Philosophen und Christen es gemeiniglich zu bringen pflegen. Ein unerwarteter Unglücksfall bringt sie nicht aus ihrer Gelassenheit und verursacht nicht einmal eine Veränderung in ihrem Gesichte, und ihre Beständigkeit in den Schmerzen ist unbeschreiblich. Selbst wenn sie sich unter den abscheulichsten Martern befinden, wozu die Gefangenen oft verurtheilet werden, nehmen sie nicht nur ein fröhliches Ansehen an, sondern sie reizen und erbittern auch ihre Peiniger mit den bittersten Vorwürfen. Den Tod erwarten sie mit der größten Gleichgültigkeit, und sagt man ihnen, daß sie nur noch wenige Stunden oder Minuten zu leben haben, so sind sie im geringsten nicht niedergeschlagen, sondern reden mit Muth und Gelassenheit. Sie sind ungemein lebhaft und dies verspürt man in allen ihren Reden. Diese sind sehr

pathetisch und voller glänzenden Züge; sie bedienen sich dabey vieler verblümten Redensarten und lebhafter Figuren mit aller Annehmlichkeit, welche ihrer Sprache zukömmt. Ohngeachtet ihr äußerliches Ansehen lauter Wildheit anzeiget, so beweisen doch diejenigen, die von derselben Nation sind oder im Bündnisse stehen, eine Sanftmuth, Gefälligkeit und Achtung gegen einander, die man bey den gesittetsten Völkern nicht findet. Nichts ist so selten, als Zänkereyen, und entstehen ja Streitigkeiten unter ihnen, so schwören und fluchen sie niemals, und bedienen sich keiner ungeziemenden Ausdrücke und Schimpfnamen. Allein ihrer Rache kann auch keine Zeit ein Ende machen; sie erbt sich von einer Geschlechtsfolge zur andern, und wird vom Vater dem Sohne als ein Vermächtniß hinterlassen, bis sich eine Gelegenheit darbietet, sie auszuüben. Sie sind indessen nicht unempfindlich gegen die Vortheile und Reize der Freundschaft; denn ein jeder wählt sich in einem gewissen Alter einige von gleichen Jahren mit ihm zu seinen Busenfreunden, für welche er einer jeden Gefahr Troß biethet, und zu deren Beystand und Rettung er alles wagen wird. An ihren guten Eigenschaften haben das Temperament und die Eitelkeit vielen Antheil. Sie verachten alle andere Menschen und schätzen sich am höchsten. Sie sind Sklaven der menschlichen Ehrerbietung, leichtsinnig, unbeständig, verstellt, argwöhnisch gegen die Europäer, und Verräther, wenn es auf ihren Nutzen ankommt. Die

Manns-

Mannspersonen sind ungemein faul und sie rühmen sich sogar der Faulheit, indem sie sagen, daß die Arbeit sie beschimpfe und sich nur bloß für die Weiber schicke; daß sie aber bloß zum Kriege, zum Jagen und Fischen bestimmt wären.

§. 185.

Die Mannspersonen haben in der warmen Zeit oftmals nur eine bloße Binde um den Leib, und im Winter bedecken sie sich mehr oder weniger, nach Beschaffenheit der Himmelsgegend. Ein ledernes Kamisol bedeckt sie bis an den Gürtel, und darüber tragen sie eine Decke, wenn sie eine bekommen können. Sonst machen sie sich einen Rock von einer Bärenhaut oder von zusammengenäheten Biberfellen und anderm Pelzwerke, die Haare inwendig. Sie haben auch eine Art von Schuhen von geräuchertem Leder, und ihre Strümpfe sind auch von Fellen oder Stücken Zeug, die sie um die Füße winden. Der Weiber Kamisöler gehen bis unter die Knie, und bey großer Kälte bedecken sie den Kopf mit ihrer Decke oder mit ihren Röcken. Ein Stück Zeug oder eine Haut dienet ihnen zum Unterrocke, und wickelt sie von dem Gürtel an bis über die Waden ein. Beyde Geschlechter tragen gleich gerne Hemden, die meisten aber tragen sie so lange, bis sie ihnen abfaulen, denn sie geben sich nicht die Mühe sie zu waschen. Die ledernen Kamisöler lassen sie vom Rauche durchziehen und reiben sie ein wenig, und in diesem Zustande können sie wie Leinwand gewaschen werden. Sie Kleidung.

tauchen auch die Felle in Wasser und reiben sie mit den Händen so lange, bis sie trocken und brauchbar werden. Einige lassen sich den ganzen Leib zerritzen, andere aber lassen es bey einigen Figuren von Vögeln, Schlangen oder Laubwerke bewenden. Diese Verrichtung ist nicht schmerzhaft. Man zeichnet zuerst auf die wohlgespannte Haut die Figur, darauf ritzt man mit Fischgräten oder Nadeln die Züge bis aufs Blut und reibt wohlgepülverte Farben hinein, die sich so fest setzen, daß sie niemals vergehen. Jedoch wird dies nicht sowohl für einen Putz, als für eine Vertheidigung wider die Ungemächlichkeiten des Wetters und die Verfolgung der Mücken gehalten. Aus eben dem Grunde bemalen sie das Gesicht und den Leib mit mancherley Farben und schmieren ihn ofte mit Fett ein. Der Putz der Mannspersonen sind Pflaumfedern von Vögeln, die sie auf ihre geschmierte Haare streuen. Sie fügen noch Federn von allerhand Farben und Büschel von Thierhaaren hinzu. Sie tragen dabey Ohrenringe, zuweilen auch Nasenringe, eine porcellainene Muschelschale am Halse, und auf der Brust Klauen, Pfoten, Köpfe von Raubvögeln und kleine Hörner von Rehböcken. Der vornehmste Putz der Weiber bestehet in ihren Haaren, auf welche sie so viel halten, daß es das größte Merkmaal des Schmerzes ist, wenn sie bey dem Tode ihrer Verwandten einen Theil derselben abschneiden. Sie schmieren das Haar oft und pudern es mit einem Baumrindenpulver oder

Putz.

mit

mit rother Farbe; sie wickeln es in eine Schlangenhaut in Gestalt der Haarzöpfe, die ihnen bis auf den Gürtel hinunterhängen. In das Gesicht zeichnen sie nur einige Linien mit rother oder anderer Farbe. Die Naselöcher durchbohren sie nie, in den Ohren aber tragen sie Porcellainkügelchen. Bey ihrem besten Putze haben sie Röcke mit allerhand Figuren gezieret und kleine porcellainene Halsbänder, nebst einer Einfassung von Stachelschweinhaaren, die sie mit verschiedenen Farben malen. Ihre Wohnungen sind bloße Schuppen oder Lauben von Rinde gebauet und von einigen Pfählen gestützt, zuweilen mit Erde überzogen; kurz, mit nicht mehr Kunst, Festigkeit und Sauberkeit gebauet, als der Biber ihre. Sie sind 15 oder 20 Fuß breit und ordentlich 100 Fuß lang, haben weder Fenster noch Rauchfänge, sondern nur in der Mitte des Dachs eine Oeffnung, den Rauch herauszulassen. Das Geräthe und der Vorrath von Lebensmitteln stehen oben auf den Balken, welche durch das Gebäude gehen. Ihre Flecken und Dörfer sind ein Haufen Kabanen ohne Linien und Ordnung und haben keine regelmäßige Gestalt. Sie befestigen sie mit ziemlich guten Pfahlwerken, die zuweilen doppelt und dreyfach und mit Baumzweigen dicht durchflochten sind. Sie umgeben sie auch mit Schanzen, wo es niemals an genugsamen Wasser und Steinen fehlt. Jedes Dorf hat einen großen Marktplatz, man siehet aber wenige, die recht ordentlich sind. Wohnungen.

§. 186.

§. 186.

Speisen. Die gemeinste Kost der Wilden ist eine Zubereitung des Maiz, die sie Sagamite nennen. Nachdem sie solchen rösten lassen, zerstoßen sie ihn, nehmen die Spreu davon weg und kochen das übrige im Wasser, da es denn eine Art von einem sehr unschmackhaften Brey macht, wenn nicht etwas Fleisch hineingesteckt oder einige Früchte darunter gemischet werden. Andere machen ein Mehl daraus, welches ihr bester Vorrath zu den langwierigen Reisen ist. Sie mischen alle Arten von Fett und oft ekelhafte und widrige Sachen unter ihre Speisen, und einige Pfund Talglicht in einem Kessel voll Sagamite machen ein vortreffliches Gericht für sie. Bey den westlichen Völkerschaften dienet der taube Haber statt des Maizes, ist aber nicht so nahrhaft. Unter den herumschweifenden Völkern ist in Ermangelung der Jagd und Fischerey die einzige Zuflucht eine Art von Moose, Felsenlappen genannt, welches ein unschmackhaftes und wenig nahrhaftes Gericht ist. Ihre natürliche Mäßigkeit macht, daß sie dem Hunger lange widerstehen können. Sie rauchen beständig und bedienen sich dazu des Petun, eines wilden Tabacks, der aller Orten wächset, dem sie aber den von den Europäern gebaueten Taback vorziehen. Die Mannspersonen machen sich eine Ehre aus dem Müßiggange, und bringen über die Hälfte ihres Lebens in Unthätigkeit zu. Sie glauben nur zum Kriege, zur Jagd und Fischerey gemacht zu seyn;

Beschäfftigungen der Männer,

doch

doch verfertigen sie auch alle Werkzeuge, die zu diesen Uebungen dienen, die Waffen, die Netze, die Kanote. Die Erbauung der Kabanen und des Pfahlwerks ihrer Dörfer gehöret auch für sie. Ehe sie von den Europäern Aexte und andere Werkzeuge erhielten, hatten sie eine besondere Art die Bäume zu fällen und zu bearbeiten. Sie brannten sie unten am Fuße ab, und sie zu spalten und zu behauen hatten sie Aexte von Kieselsteinen, die nicht zerbrachen, aber eine ungemeine Geduld erforderten, sie zu fällen. Wollten sie einen Handgriff daran machen, so schnitten sie die Spitze von einem jungen Baum ab, machten oben am Stamme einen Einschnitt und steckten den Kopf von ihrer Axt hinein. Der Baum, der sich in seinem Wuchse wieder schloß, hielt sie nothwendig sehr feste. Darauf schnitten sie den kleinen Stamm so lang ab, als sie den Stiel haben wollten. Die Weiber haben außer den häuslichen Besorgungen und der Eintragung des nöthigen Brennholzes, auch den Feldbau. Sobald der Schnee geschmolzen ist und die Wasser verlaufen sind, bereiten sie die Erde, und eine Art von Grabscheit mit einem sehr langen Handgriff dienet ihnen solche zu umgraben. Sie helfen einander dabey, und bey der Aernte schämen sich auch wohl die Männer nicht, mit Hand anzulegen. Alles endigt sich mit einem Fest und großem Schmause, der bey der Nacht geschiehet. Das Korn und die Früchte werden in Löchern aufgehoben, welche die Männer in die Erde gra-

der Weiber.

ben

ben und mit Baumrinden umher auslegen. Sie lassen auch den Maiz in Aehren, die sie zusammenflechten und auf große Stangen über dem Eingange der Kabanen legen. Die Weiber verfertigen auch aus den innern Häutchen der Rinde eines Baumes, den sie Weißholz nennen, Fäden, die sie fast eben so wie wir den Hanf bereiten. Sie färben und verfertigen unterschiedene kleine Geräthe, die sie mit Figuren von Stachelschweinhaaren auszieren. Sie machen Schalen und anderes Geräthe von Holz, malen und besetzen ihre Kleider mit Rehfellen und stricken Gürtel und Kniebänder aus Ochsenwolle.

§. 187.

Vielweiberey. Unter den meisten Völkern von der algonquinischen Zunge ist es eine Gewohnheit, viele Weiber zu haben. Sie heirathen sogar alle Schwestern; und alle Weiber, die Schwestern sind, genießen auch einerley Rechte: unter den andern aber unterscheidet man zwo Klassen, und die von der zwoten sind Sklavinnen der erstern. Einige Völkerschaften haben in allen den Gegenden Weiber, wo die Jagd sie nöthigt, sich etwas aufzuhalten. Auch unter den Huronen, die sich sonst mit einer Frau begnügten, ist die Vielweiberey eingerissen, und in dem iroquesischen Kanton Tsonnontuan herrscht die Vielmännerey. Die Hu-

Heirathen. ronen und Iroquesen heirathen niemals in ihre Verwandtschaft: stirbt aber die Frau, so muß der Mann ihre Schwester oder in deren Ermangelung diejenige heirathen, welche ihm ihre Familie

milie darbeut. Alle Völkerschaften haben angesehene Familien, die sich nur unter sich verheirathen können. Die Beständigkeit der Heirathen ist heilig; die auf eine Zeitlang gemachten Verträge sind zwar auch unter einigen Völkern üblich, werden aber als eine Unordnung angesehen. Bey den Miamiern hat der Mann das Recht, seinem ehebrecherischen Weibe die Nase abzuschneiden: die Creeks und Chiktaws strafen ihre Weiber damit, daß sie ihnen die Haare abschneiden: die Chickesaws hingegen lassen sich von gar keinem eifersüchtigen Geiste beunruhigen. Bey den Iroquesen und Huronen sind beyde Geschlechter gleich eifersüchtig, und man kann einander mit beyder Willen verlassen, aber ohne Lärm; es können auch beyde Theile sich anderwärts von neuem verbinden. Die Heirathen werden unter den Verwandten der Familien, aber nicht ohne Einwilligung beyder jungen Personen, geschlossen, und die ersten Schritte müssen durch Matronen geschehen. Der Bräutigam machet Geschenke, von denen aber, die er macht, sind einige Sinnbilder und Ankündigungen der Sklaverey, als das Halsband, eine lange und breite lederne Binde, welche verschiedene Lasten zu tragen dienet, einen Kessel und ein Scheit Holz. Dadurch wird ihr zu erkennen gegeben, daß sie verbunden seyn werde, Lasten zu tragen, die Küche zu versehen und Holz anzuschaffen. Allenthalben sind die Weiber Sklavinnen ihrer Männer, und es ist kein Land in der Welt, wo sie mehr verachtet sind.

Einen

Einen Wilden für ein Weib schelten, ist die abscheulichste Beschimpfung für ihn. Die Hochzeiten werden mit Schmausen, Tanzen und andern Lustbarkeiten vollzogen. Die wesentlichste Ceremonie ist, daß die beyden Brautleute sich auf eine Matte stellen und ein Stäbchen, jedes an einem Ende, halten, welches, nach verschiedenen Reden der Alten, des Bräutigams und der Braut, in so viele Stücke zerbrochen wird, als Zeugen da sind, denen sie solche mittheilen. Das Mädchen wohnet noch so lange in ihres Vaters Hütte, bis sie Mutter wird, alsdenn nimmt der Mann sie erst in seine Hütte. Die meisten Weiber bringen ihre Kinder ohne Mühe und auch ohne Hülfe zur Welt. Geht es zuweilen hart dabey zu, so lässet man die jungen Leute im Dorfe plötzlich ein großes Geschrey vor ihrer Thüre machen, und das Erschrecken befördert die baldige glückliche Entbindung. Mehrentheils werden sie bey der Arbeit auf dem Felde oder auf ihren Reisen entbunden. Für diejenigen, die ihre Zeit wissen, richtet man außer dem Flecken eine kleine Hütte auf, worinn sie 40 Tage nach ihrer Entbindung zubringen. Ihre Kinder säugen sie 2 bis 3 Jahr, und in dieser Zeit nähern sich ihnen die Männer nicht. Sobald die Kinder entwöhnt sind, überläßt man sie sich selbst, in der Meynung, man müsse der Natur freyen Lauf lassen. Sie gehen nackend, ohne andere Führer als ihren Eigensinn, in das Wasser, in das Holz, in den Koth und in den Schnee. Daher

Nieder-kunft.

Kinder-zucht.

her kömmt die Kraft und Munterkeit und die außerordentliche Hurtigkeit und Härte wider alle beschwerliche Witterung. Die Knaben bekommen zeitig Bogen und Pfeile, und die Nacheiferung macht, daß sie sich im Gebrauch derselben eine erstaunende Geschicklichkeit erwerben. Sie machen sich auch leicht im Gebrauche des Feuergewehrs vollkommen. Man läßt sie von den ersten Jahren an mit einander ringen, und diejenigen, die ihrem Gegner unterliegen, ruhen nicht eher, als bis sie ihn wieder überwunden haben. Die einzige Erziehung, die man ihnen giebt, ist, daß man ihnen Grundsätze der Ehre beybringt, wozu der Unterricht von den schönen Thaten ihrer Vorfahren hergenommen wird. Die schärfste Bestrafung, die sie zur Besserung ihrer Kinder anwenden, ist, daß man ihnen ein wenig Wasser ins Gesicht gießet, worüber sie sehr empfindlich sind, so daß sie sich aus Verdruß wohl gar umbringen. Die Handlung, welche die erste Kindheit endigt, ist die Beylegung eines Namens, welches bey einem Schmause geschiehet, wo alle Gäste von dem Geschlechte des Kindes zugegen sind. Man macht niemals neue Namen, sondern jede Familie behält deren eine gewisse Anzahl, die nach der Reihe wieder vorkommen. Oftmals ändert man ihn in einem andern Alter und nimmt alsdenn die Stelle desjenigen ein, der ihn zuletzt geführt hat. Man erhält die Namen in den Familien, diejenigen, welche sie bekommen, dadurch zu vermögen, daß

sie den schönen Thaten derer, die solche geführet, nachahmen, daß sie sie rächen, wenn sie getödtet worden, und noch mehr, daß sie ihre Anverwandten trösten. Wenn also eine Frau ihren Mann oder Sohn verlohren hat, so sucht sie den Namen desjenigen, den sie beweinet, bald auf jemand zu bringen, welcher alsdenn eben die Verbindlichkeit gegen sie hat. Die Mädchen werden von ihren Müttern zeitig zu den häuslichen Verrichtungen und zu den Arbeiten, dazu sie bestimmt sind, angeführet. Ihre Lebensart ist bey den meisten Völkern sehr frey und liederlich, und man macht ihnen kein Verbrechen daraus, daß sie sich schänden lassen. Besonders sind die Illinesen und andere Völker in den südlichen Gegenden ausschweifend, wollüstig und geil. Den jungen Leuten ist alles zu thun erlaubt, weil man sagt, daß sie nach dem natürlichen Rechte der Freyheit mit ihrem Leibe nach Belieben schalten und walten könnten. Ein junger Mensch sagt den Mädchens niemals bey Tage etwas von Galanterie; denn sie würden es für einen Schimpf halten, wenn er ihnen sagte, daß er sie liebte. Da die Hütten Tag und Nacht offen stehen, so geht er des Nachts hinein, wenn das Feuer ausgegangen ist. Er zündet bey der unter der Asche glimmenden Glut eine Art von Schwefelhölzchen an und nahet sich dem Mädchen. Bläset sie ihm das Hölzgen aus, so ists ein Zeichen, daß er ihr willkommen ist; thut sie aber dieses nicht, so gehet er ohne alles Geräusch wieder fort.

§. 188.

§. 188.

Die Indianer sind fast alle von einer gesunden Leibesbeschaffenheit, und haben die meisten von unsern Krankheiten erst seit dem Umgange mit den Europäern kennen lernen. Von diesen haben sie erst die Kinderpocken bekommen, welche oft viele von ihnen hinraffen. Die Ausschweifungen bey ihren Schmausen und das übermäßige Fasten ziehen ihnen Schwachheiten der Brust und des Magens zu, und die Schwindsucht, welche eine natürliche Folge von den großen Beschwerlichkeiten und gewaltsamen Uebungen ist, reißt eine Menge junger Leute hin. Selten sehen sie eine Krankheit für natürlich an, und sie halten wenige Hülfsmittel für vermögend, daß sie durch ihre bloße Kraft heilen können. Wider die fallende Sucht, Wassersucht und venerischen Krankheiten gebrauchen sie einen Trank, den sie aus geschabten Gayak und Sassafras verfertigen. Das Aderlassen, welches ihnen unbekannt war, ersetzten sie durch Scarificiren an den Theilen, wo man das Uebel empfand. Darauf setzten sie eine Art von Köpfen von Kürbissen, welche sie mit verbrennlicher Materie anfülleten, die sie in Brand steckten. Die Klystiere, die Brennmittel, das Wegbeizen, welches sie mit verfaultem Holze verrichten, sind sehr im Gebrauch. Ihr vornehmstes Verwahrungsmittel wider alle Krankheiten ist das Schwitzen, welches sie oft bloß vornehmen, um sich am Leibe und Gemüthe zu erholen, und gemeiniglich springen sie unmittelbar Krankheiten.

hernach in einen Fluß, oder lassen sich mit kaltem Wasser begießen. Ihre Kräuter brauchen sie gemeiniglich zu den Wunden, Brüchen, Verrenkungen und Zerquetschungen. Sie drücken den Saft aus vielen Pflanzen aus, und diese Composition soll nicht nur den Eiter, sondern auch Splitter, Eisen und alle fremde Körper aus der Wunde herausziehen. Eben diese Säfte sind die einzige Nahrung des Kranken, so lange bis sich die Wunde geschlossen hat. Weil aber bey ihnen stets etwas wunderbares seyn muß, so leget ein Gaukler die Zähne auf die Wunde und zeiget darauf ein Stückchen Holz oder einen andern Körper, den er vorgiebt herausgezogen zu haben, und überredet den Kranken, sein Leben sey durch Zauberey in Gefahr gerathen. Einige Völker tödten die Kranken, wenn die Krankheit verzweifelt ist, damit sie nicht lange siechen mögen. Sie sehen das Ende ihrer Tage herannahen, ohne den geringsten Kummer darüber zu bezeigen. Ein Sterbender nimmt alle Kräfte zusammen, die Umstehenden anzureden und seinen Kindern Ermahnungen zu geben. Er ordnet einen Schmaus an, wozu alle Lebensmittel in der Kabane angewendet werden müssen. Darauf empfängt er von seiner Familie die Geschenke, die ihn ins Grab begleiten sollen, und man wünscht ihm eine glückliche Reise. Die Leichenceremonien sind zwar bey den verschiedenen Völkern sehr unterschieden, kommen aber doch in den Tänzen, Schmausen, Anrufungen und Gesängen mit einander überein.

Begräbnisse.

Die

Die Zuneigung und Großmuth der Lebenden gegen ihre Todten ist zu bewundern. Sobald der Kranke seinen Geist aufgegeben hat, erschallet alles von Seufzern. Die Leiche wird in ihrem schönsten Rocke, mit gemaltem Gesicht, ihren Waffen und alles, was sie im Leben besessen, an der Seite, vor die Thür der Hütte in eben der Stellung gesetzt, die sie im Grabe haben soll, und dies ist gemeiniglich die Stellung, wie sie ein Kind im Mutterleibe hat. Die Zeit bis zum Leichenbegängniß wird zum Weinen und Complimentiren und zum Loben des Verstorbenen angewandt. Man miethet auch wohl Klageweiber, man singet, tanzet und weinet nach der Cadanz. Man trägt den Leichnam ohne Ceremonien zum Grabe, welches eine kleine Zelle mit guten Häuten ausgelegt und weit kostbarer als eine Kabane ist. Man richtet darauf einen hölzernen Pfeiler auf, an welchen man alles dasjenige heftet, was die Hochachtung anzeigen kann, die man für den Todten heget. Man trägt alle Tage neue Lebensmittel dahin und überredet sich, daß die Seele sich desjenigen zu ihrer Erquickung bediene, was die Thiere davon wegholen. Man enthält sich lange Zeit seinen Namen zu nennen, und wenn ihn eine andere Person aus der Familie führet, so verläßt sie ihn so lange als die Trauer währet. Auf das Begräbniß folgen Geschenke, die man der betrübten Familie im Namen des Fleckens und zuweilen der ganzen Nation bringt, und das heißt den Todten bedecken. Die große Trauer Trauer.

dauert 2 Jahre, da ein jeder in der Kabane des Verstorbenen sich die Haare abschneiden, das ganze Gesicht schwärzen, oftmals aufgerichtet stehen, den Kopf in einer Decke gehüllet haben, niemand ansehen, keinen Besuch abstatten, nichts warmes essen und sich aller Vergnügungen berauben muß. Ein Mann beweinet seine Frau nicht, die Weiber aber beweinen ihre Männer ein ganzes Jahr lang, rufen sie ohn Aufhören und erfüllen das Dorf mit Geschrey, vornehmlich des Morgens und Abends, wenn sie zur Arbeit gehen und wieder davon zurückkommen. Die Mütter trauren eine lange Zeit über ihre Kinder, und die Nachbarn machen dem Vater, der sein Kind verlohren hat, Geschenke, dafür er ihnen ein Gastmal giebt. Das Todtenfest oder der Seelenschmaus ist ein merkwürdiges Stück von der Religion der Wilden. Man wählet dazu ein Oberhaupt, das alle Ceremonien einrichtet und die benachbarten Dörfer dazu einladet. Am bestimmten Tage gehet man Paar und Paar nach dem Gottesacker, wo ein jeder zuerst beschäfftigt ist, die Leichen aufzudecken. Man betrachtet sie eine Zeitlang mit einem traurigen Stillschweigen, welches die Weiber zuerst durch ihr Geschrey unterbrechen. Denn nehmen sie die Leichen, welche sie auch wohl wieder neu kleiden, und tragen sie nach dem Flecken in ihre Kabanen, in deren jeder ein Schmaus zur Ehre der Todten aus jeder Familie gegeben wird. Die folgenden Tage hält man öffentliche Schmäuse, die mit Tänzen,

Todtenfest.

Tänzen, Spielen und ordentlichen Kämpfen begleitet sind, wobey man Preise aussetzet. Einige Tage hernach begiebt man sich durch einen dritten Umgang in einen großen Saal, wo man die Knochen und Leichen an die Wand hängt und Geschenke hinsetzt, die für die Todten bestimmt sind. Man führet auch wohl die Leichen von einem Flecken zum andern spatzieren und bringt sie endlich in das Grab, wo sie auf immer beygesetzt werden sollen, welches eine große mit dem schönsten Pelzwerk ausgelegte Grube ist. Man legt die Leichen unter vielem Heulen und Klagen hinein, bedeckt sie mit Pelzwerk und oben drüber mit Rinden, worauf man Holz, Steine und Erde wirft.

§. 189.

Ergötzlichkeiten.

Alle diese indianische Völker sind große Liebhaber von mancherley Lustbarkeiten, Tänzen und Spielen. Die Glücksspiele sind eine Leidenschaft, die sie bis zur Ausschweifung treiben. Das vornehmste ist das Schüsselspiel, welches nur zwo Personen spielen. Ein jeder hat 6 oder 8 Knöchelchen mit 6 ungleichen Seiten, wovon zwey gemalt sind, die eine schwarz, die andere weiß. Man wirft sie mit der Hand in die Luft, oder läßt sie aus einer runden hohlen Schüssel, die man auf die Erde oder auf den Tisch stößet, in die Luft springen, und nachdem sie beym Herunterfallen viele oder wenige Seiten von gleichen Farben zeigen, nachdem gewinnt derjenige, der geworfen hat, mehr oder weniger Augen. Die

Schüsselspiel.

ganze Parthie ist 40 Augen und dauert oft 5 bis 6 Tage, unter Anrufung der Schutzgeister und Verfluchung derer von der Gegenpartey. Das Halmspiel. Halmspiel wird mit kleinen Binsen von der Dicke eines Kornhalms, 2 Zoll lang, gespielet. Man nimmt gemeiniglich 201 solcher Halmen und sondert sie mit einem spitzigen Knochen in kleine Häuflein, jeden von 10 Halmen. Ein jeder nimmt seinen Haufen auf gut Glück, und wer den bekommt, worinn 11 sind, gewinnt eine Krummstabspiel. Anzahl Augen. Das Krummstabspiel geschiehet mit einem Ball und gekrümmten Stäben, die wie ein Raquett ausgehen. Man richtet zween Pfähle auf und theilet die Spieler in zwo Banden, deren jede ihren eigenen Pfahl hat. Es kömmt darauf an, daß man den Ball zu dem Pfahle des Gegners bringt, ohne daß er auf die Erde fällt und mit der Hand angerühret wird. Die Geschicklichkeit der Wilden, den Ball mit den Krummstäben aufzufangen, ist so sonderbar, daß diese Parthieen zuweilen viele Tage dauern.

Tänze. Die Tänze sind mancherley. Die meisten geschehen in der Runde, nach dem Klange der Trommel, und die Weiber sind stets von den Männern abgesondert. Ob man gleich einander niemals anfasset, so trennet man den Kreis doch nicht, und da ihre Musik nur 2 oder 3 Töne hat, die unaufhörlich wieder vorkommen, so ist es nichts schweres den Takt zu halten. Alles läuft auf Verdrehungen und Beugungen hinaus, die nichts ausdrücken. Der vornehmste ist der Calümets-

tanz,

tanz, wobey bloß die Kriegsleute die spielenden Personen sind. Sie sind so ausgerüstet, als wenn sie in den Krieg ziehen, und machen einen Kreis um das Calümet (dessen Beschreibung unten folget), welches an dem sichtbarsten Ort gestellet ist. Zu Ende jedes Tanzes thut ein Kriegsmann einen Hieb mit seiner Streitaxt auf einen dazu aufgerichteten Pfahl, worauf ein Stillschweigen erfolgt und er mit lauter Stimme einige von seinen schönsten Thaten erzählt. Hat dieser Tanz einen Friedensvertrag oder ein Bündniß zum Gegenstande, so gräbt man eine Schlange auf die Röhre des Calümet und setzt an die Seite ein Brett, worauf zween Männer von den beyden Völkerschaften, die sich verbinden, vorgestellt sind. Der Endeckungstanz ist eine Vorstellung von allem, was bey einem Kriegsunternehmen vorgehet. Es tanzt dabey allezeit ein Mann allein. Er steht erst unbeweglich, denn stellt er den Aufbruch der Kriegsleute, den Marsch und das Lager vor. Er scheint auf Entdeckungen auszugehen, macht Annäherungen, hält ein, kömmt auf einmal in Wuth, thut als ob er einen aus der Versammlung greifen und einem andern den Kopf einschlagen wolle. Denn fängt er an zu laufen, anfänglich über Hals und Kopf, hernach weit ruhiger, wodurch er den Rückzug vorstellet. Zuletzt erzählt er seine Heldenthaten, lügt er aber dabey, so schwärzt man ihm das Gesichte, mit dem feinen Verweise: es geschiehet, deine Schande zu verbergen; das nächstemal, wenn

Calümetstanz.

Entdeckungstanz.

du den Feind sehen wirst, wird deine Blässe diese Malerey vertreiben.

§. 190.

Jagd. Die Jagd gehöret auch zu den Lustbarkeiten der Wilden, ist aber mit tausenderley beschwerlichen Mühseligkeiten verbunden. Die berühmteste und am wenigsten beschwerlichste ist die Biberjagd. Kastorjagd. Man stellet den Bibern Fallen auf ihren Wegen und legt zur Lockspeise kleine Stückchen von zartem frischen Holze hin, welche der Biber nicht sobald berühret, als ihm ein schwerer Klotz auf den Leib fällt, und der Jäger, der dazu kommt, macht ihn leicht todt. Man hackt auch Löcher in das Eis, die Biber kommen dahin, um mit mehrerer Freyheit Athem zu holen, und denn ist es leicht, ihnen den Kopf einzuschlagen. Sie stellen auch Netze über den Löchern, und zerstören alsdenn den ganzen Bau der Biber, welche ins Wasser flüchten und in den Netzen sich Bärenjagd. fangen. Auf die Bärenjagd bereiten sie sich sorgfältig zu. Ein Kriegsoberhaupt bestimmt die Zeit und ladet die Jäger ein. Zuerst beobachten sie ein achttägiges Fasten, wobey sie den ganzen Tag singen. Wenn sie durch Träume den besten Ort zur Jagd festgesetzt haben, müssen sie sich baden, und denn giebt ihnen das Oberhaupt einen Schmaus. Man stellet die Jagd nur im Winter an, da die Bären in Höhlen oder hohlen Bäumen versteckt liegen. Haben die Jäger den Ort ausgefunden, wo viele Bären sind, so machen sie einen Kreis, gehen darauf vor sich, ziehen

sich

sich immer enger zusammen und ein jeder sucht eins von diesen Thieren vor sich. Solche Spürhunde, als diese Wilden, lassen keins entwischen, und da sie sie enge zusammengezogen finden, ist es nicht schwer sie zu tödten. Eben das geschiehet wieder den andern Tag, in einiger Entfernung davon, und wird jeden Tag erneuert, so lange die Jagd dauert. Der vornehmste Gegenstand dieser Jagd ist die Haut, sie nähren sich aber auch während derselben nicht nur von dem Bärenfleische, sondern sie bringen auch noch guten Vorrath davon mit nach Hause. Sie haben bey dieser Jagd eine große Anzahl von Hunden bey sich, die sie sorgfältig dazu erziehen und die ihnen ungemein treu und ergeben sind, ob sie sie gleich schlecht füttern und niemals liebkosen. Sind die Jäger glücklich gewesen, so kommen sie singend nach Hause und werden singend empfangen. Denn folgt ein Schmaus, wo zum ersten Gerichte der größte gefangene Bär aufgetragen wird, und wo nichts überbleiben muß. Es wird unmenschlich gefressen; gemeiniglich berstet einer von den Gästen, und die meisten befinden sich übel darnach. Sie würden glauben, sie zögen sich den Unwillen der Geister zu, wenn etwas übrig bliebe. Die Orignaljagd geschiehet, wenn die Sonne anfängt den Schnee zu schmelzen. Da um diese Zeit der Nachtfrost eine Rinde über den weichen Schnee macht, so jagt man diese Thiere darauf. Das Orignal bricht wegen seiner Schwere mit dem Fuße durch, schindet sich das Bein und ziehet

Orignaljagd.

sich

sich nicht leicht wieder aus den Löchern, die es sich gräbt. Ist es aber frey, so nahet man sich ihm nicht ohne Gefahr: die geringste Wunde macht es grimmig, es fällt über die Jäger her und trit sie unter die Füße. Sie können sich nur davor schützen, daß sie ihm die Kleider hinwerfen, an denen es seine Wuth ausläßet, da sie denn ihre Maaßregeln ergreifen, es vollends zu tödten. Die Caribujagd wird hier auf eben die Art, wie in den Ländern der Hudsonsbay, angestellet. Die meisten andern Thiere, welche die Wilden gern jagen, es sey nun wegen des Pelzwerkes, das im Handel gesucht wird, oder wegen des Fleisches, davon sie sich im Winter nähren, werden mit Schlingen und in Fallen gefangen.

Große Reisen.

Dieser Jagden wegen thun die Wilden lange und beschwerliche Reisen, die oft 5 bis 6 Monate dauern, und wobey sie alle nöthige Lebensmittel auf dem Rücken tragen müssen. Kommen sie zu dem Ziel ihres Marsches, so bauen sie Hütten von Baumrinden, die keinen Wind abhalten, und worinn sie unbeschreibliche Quaal vom Rauche ausstehen. Gelingt die Jagd nicht, darauf man Rechnung gemacht hat, so werden die mitgebrachten Lebensmittel bald alle; und ob sie gleich den Hunger gut ausstehen können, so gerathen sie doch zuweilen in so große Noth, daß sie dabey unterliegen. Denn werden sie genöthigt, die Häute, wovon ihre Kleider gemacht sind, zu essen, auch wohl von jungen Baumzweigen und der zartesten Baumrinde zu leben. Eine andere

Haupt-

Hauptbeschäfftigung der kanadischen Völker ist der Fischfang, den sie hauptsächlich in den Flüssen und Seen treiben; denn da sich die meisten heutiges Tages in das Innere des Landes gezogen haben, so beschäfftigen sich nur wenige mit der Seefischerey. Sie bedienen sich dabey der Kanote aus Baumrinde. Diejenigen, die sie aus Ulmenrinde machen, sind kürzer und nicht so künstlich gearbeitet, als die aus Birkenrinde. Sie breiten die Rinde, die sehr dick ist, auf einem Gestelle von Cedern- oder Fichtenholze aus. Zwischen der Rinde und dem Gestelle legen sie kleine Splitte, die das Kanot stärker machen. Die Stücken der Rinde werden mit Fichtenwurzeln zusammengenähet und alle Näthe inwendig und auswendig mit Harze beschmieret. Die beyden Enden erheben sich allmälig und endigen sich in scharfen Spitzen. Derjenige, der hinten sitzt, rudert, und der vorne sitzt, siehet überall herum, damit das Kanot nicht an etwas stoße und scheitere. Ein großes Kanot kann 12 Mann tragen, und einige noch mehr; weil sie aber sehr leicht sind, können sie leicht umgeworfen werden. Sie fangen die Fische mit Netzen, oder schießen sie mit Pfeilen und Wurfspießen, welche mit einer langen Schnur an das Kanot gebunden sind, um den Fisch damit hineinzuziehen. Sie haben in dieser Uebung eine bewundernswürdige Geschicklichkeit. Fischerey. Kanote.

§. 191.

Die Handlung der Wilden ist auch eine von ihren vornehmsten Beschäfftigungen. Sie bestehet Handlung.

stehet im bloßen Tausche, der theils mit den Europäern, theils von Nation zu Nation geschiehet, und wo man Pelzwerk, Matten, Taback, Kähne gegen Kleider, Branntwein, Hausgeräthe und was sonst zur Nothdurft des Lebens gehöret, verwechselt. Bey den Europäern setzen sie vornehmlich Kastore und anderes Pelzwerk gegen Flinten, Pulver und Bley, Aexte und anderes eisernes Geräthe, Branntwein u. s. w. um. Die Gastereyen und Tänze, welche angestellet werden, wenn sie zu andern Völkern des Umsatzes wegen kommen, machen aus diesem Handel einen angenehmen Zeitvertreib. Der Anfang geschiehet mit Geschenken, die den Oberhäuptern und der Nation überhaupt gemacht werden. Man erwiedert sie mit einem Gegengeschenke, hernach handelt man unter sich, oder eine Kabane mit der andern; der Preis der Waaren aber richtet sich lediglich nach der Lust, die man bezeigt, eine Sache einzukaufen. Geht man durch das Gebiete einer Nation durch, so wird ein Zoll bezahlet, dessen sich niemand weigert. Ein einziger Mann hält 30 Kähne an und sagt: ich versperre den Fluß, weil man nicht den Leib von dem und dem Kapitaine bedeckt hat, oder aus einer andern Ursache. In diesem Falle läßt sich niemand einfallen, sich zu widersetzen, sondern man macht sich den Weg durch ein Geschenk frey. Obgleich der Handel durch Vertauschung geschiehet, so bedient man sich doch des Wampum, gewisser Geltungszeichen, die unsere Münzen vorstellen, und

Münzen.

und zu gleicher Zeit statt der Worte, Schriften und aller Verträge dienen. Das sind kleine Seemuscheln, die gerippt, länglich, ein wenig spitzig, ohne Ohren und ziemlich dick sind. Sie sind inwendig von einer so schönen Glätte und glänzenden Farbe, daß die Kunst nichts ähnliches hervorzubringen vermag. Die gemeinsten sind weiß, die andern sind dunkelviolet, und je mehr sie ins schwarze fallen, desto kostbarer sind sie. Sie sind der Wilden ihre Edelsteine, ihr Gold und Silber, und man braucht sie zu vielem Putzwerke. Man verarbeitet sie in Zweigen und in Halsbändern, und befestiget sie in verschiedenen Gestalten und Figuren an den Gehenken, Schürzen und andern Kleidungsstücken. Sie färben das Wampum mit verschiedenen Farben und mischen sie mit vieler Ordnung und Geschicklichkeit, um sich dadurch fast alles, was sie wollen, zu verstehen zu geben, und alle ihre wichtigen Unterhandlungen damit auszudrücken. Sie behalten dadurch ihre merkwürdige Nachrichten auf, und theilen einander ihre Gedanken eben so mit, als wir durch das Schreiben. Die Länge dieser Halsbänder, ihre Breite und Farbe, sind nach Beschaffenheit der Wichtigkeit der Sachen und der Würde der Personen eingerichtet. Sie stellen gleichsam das Siegel eines jeden Vertrages vor. Alle Verabredungen, alle Eidschwüre werden als nicht geschehen angesehen, wenn sie nicht durch ein gegenseitig gegebnes Halsband sind bestätigt worden. Die Halsbänder, welche in allen

Bünd-

Bündnissen, Kriegserklärungen und wichtigen Unterhandlungen von einer Nation an die andere kommen, werden in den Kabanen der Oberhäupter sorgfältig aufgehoben, und dienen nicht nur statt der Urkunden, sondern machen auch den öffentlichen Schatz aus.

§. 192.

Sprachen. Man glaubt in der bloßen Aussprache einen Beweis zu finden, daß die 3 Hauptsprachen in Kanada keinen gemeinschaftlichen Ursprung haben. Der Siuse pfeift im Reden; der Huron hat keine Lippenbuchstaben, redet aus der Kehle und hauchet fast alle Sylben heraus; der Algonquine spricht viel gelinder und redet natürlicher. Die huronische Sprache hat einen Ueberfluß, einen Nachdruck und etwas edles, das man vielleicht in keiner von den schönsten Sprachen beysammen findet. Die algonquinische hat nicht so viel Nachdruck, aber mehr Zierlichkeit und Lieblichkeit. Beyde haben einen Reichthum von Ausdrücken, eine Mannigfaltigkeit in Redensarten, eine eigentliche Bedeutung der Wörter und eine Regelmäßigkeit, die erstaunlich ist. Man muß sich wundern, daß sich unter Barbaren, die nichts vom Studiren und vom Gebrauch einer Schrift wissen, kein schlechtes Wort, kein uneigentlicher Ausdruck, keine fehlerhafte Wortfügung einschleicht, und daß sogar die Kinder selbst in dem gemeinen Reden alle Reinigkeit ihrer Sprache beybehalten. Ueberdies lassen ihre Geberden, womit sie alle Ausdrücke begleiten,

nicht

nicht zweifeln, daß sie nicht alle Kraft und Schönheiten derselben begreifen. Von beyden Sprachen sind viele Mundarten hergeleitet worden, die aber weder die Annehmlichkeiten, noch die Stärke derselben behalten haben. Die Abenakier, die Huronen, die Iroquesen, die Illinesen, die Algonquinen, die Miamier u. s. w. haben also ihre eigene Sprache; wenn man aber die huronische gelernt hat, so kann man in wenigen Monaten die Sprache der fünf iroquesischen Völkerschaften lernen. Alle diese Völker haben in ihren Reden etwas asiatisches, welches den Sachen eine gewisse Einkleidung und verblümte Ausdrückung giebt, woraus man schließet, daß sie ihren Ursprung aus Asien haben; und in dieser Meynung wird man durch andere Beweise aus ihrer Regierungsform und Religion bestärkt. Sie haben einen sehr dunkeln Begriff von einem obersten Wesen und kommen durchgängig darinn überein, daß sie es als den obersten Geist, den Herrn und Schöpfer der Welt ansehen. Die algonquinischen Völker haben ihm fast alle den Namen des großen Hasen gegeben. Einige nennen ihn Michabu; andere Atahokan: andere reden von einem Gott des Wassers, der sich den Absichten des großen Hasen widersetzte, und diesen Gott nennen sie den großen Tyger. Endlich haben sie noch einen dritten Gott, Matcomek genannt, den man den Winter über anruft. Die Huronen nennen das höchste Wesen Areskui, und die Iroquesen Agreskue, Religion.

und sehen es zugleich als den Kriegsgott an. Von der Schöpfung des Menschen haben sie vielerley Fabeln und sie haben auch einen Begriff von einer allgemeinen Sündfluth, wie fast alle amerikanische Völker. Sie glauben unzählige untere Geister oder Schutzgeister, gute und böse, die alle ihren Dienst haben. Die Iroquesen setzen Atahentsik an die Spitze der bösen, und Juskeka zum Haupte der guten Geister. Man wendet sich nur an die bösen Geister, um sie zu bitten, daß sie nicht schaden; und von den guten vermuthet man, daß sie zur Bewachung der Menschen bestellt sind und jeder Mensch seinen eigenen habe. In der huronischen Sprache heißen sie Okkisik, und in der algonquinischen Manitue. Man nimmt zu ihrer wohlthätigen Macht in Gefährlichkeiten und bey großen Unternehmungen seine Zuflucht. Man wird nicht unter ihrem Schutz gebohren, sondern man muß seinen Schutzgeist erhalten und erst Bogen und Pfeile zu führen wissen. Man schwärzet den Kopf des jungen Wilden und läßt ihn 8 Tage hungern, in Meynung, daß sein Schutzgeist sich ihm unter der Zeit durch Träume offenbaren werde. Der junge Mensch wird nicht ermangeln zu träumen und im Traume das Bild zu sehen, unter welchem der Schutzgeist sich ihm offenbaret, welches bald der Fuß eines Thieres, ein Stück Holz oder eine andere Sache ist. Dieses Bild behält er mit der möglichsten Sorgfalt, und man unterrichtet ihn sorgfältig von der Ehrerbie-

Schutzgeister.

erbietung, die er ihm schuldig ist. Das Fest endigt sich mit einem Schmause, und es ist die Gewohnheit, daß man ihm das Bild seines Okkisik oder Manitue auf den Leib sticht. Auch die Weiber haben ihren Schutzgeist, den man aber nicht für so wichtig hält, als der Mannspersonen ihre. Man verehret sie durch verschiedene Arten von Opfer. Man wirft dem Wassergott zu Ehren Petun, Taback und abgewürgte Vögel in die Flüsse und Seen, und für die Sonne wirft man sie ins Feuer. Sie verrichten auch bey einigen Gelegenheiten verschiedene Arten von Libationen, die mit geheimnißvollen Worten begleitet sind. Man trifft am Rande beschwerlicher Wege über jähe Felsen und bey den Wasserstürzen bald Halsbänder, bald Taback, bald Maizähren, bald Thierhäute und ganze Thiere, vornehmlich Hunde an; und dies sind eben so viele Opfer für die Schutzgötter, die diesen Oertern vorstehen. Die Furcht vor der geringsten Gefahr macht auch, daß man den bösen Geistern eben diese Ehre erzeiget. Sie thun auch Gelübde, die bloße Religionshandlungen sind. Haben sie auf Reisen keine Lebensmittel mehr, so versprechen sie zu Ehren ihrer Schutzgeister, ein Stück von dem ersten Thiere, das sie zu erlegen hoffen, dem Haupte ihres Fleckens zu geben, und nicht eher einen Bissen zu essen, als bis sie ihr Versprechen erfüllt haben. Wird die Ausführung des Gelübdes wegen Entfernung des Oberhaupts unmöglich, so verbrennen sie das für ihn bestimmte Stück. §. 193.

§. 193.

Begriffe von der Seele.

Ob sie gleich die Seelen nicht für geistig halten, so halten sie sie doch für unsterblich und behaupten, daß sie, nach der Absonderung vom Körper, eben die Neigungen behalte, die sie im Leben gehabt habe; und daher kommt die Gewohnheit, daß sie alles mit den Leichen begraben, was zu ihrer Nothdurft oder Vergnügen diente. Sie glauben, die Seele bleibe noch lange bey dem Körper, und denn gehe sie in ein anderes unbekanntes Land, wo sie nach einiger Meynung in eine Turteltaube verwandelt wird. Andere geben allen Menschen noch eine andere Seele, welche den Körper niemals verlässet, sondern nur aus einem in den andern gehet. Man muß die Seelen auch ernähren, und daher setzen sie Speisen auf die Gräber; allein dies dauert nicht lange, weil man vermuthet, daß die Seelen sich mit der Zeit zum Fasten gewöhnen. Von dem Lande der Seelen glauben sie, es sey eine sehr weit gegen Westen entfernte Gegend, wohin zu kommen sie viele Zeit gebrauchten und viele Schwierigkeiten zu übersteigen hätten. Sie reden von einem Flusse, über den sie hinüber müssen; von einem Hunde, wider den sie sich mit vieler Mühe zu vertheidigen hätten; von einem Orte des Leidens, wo sie ihre Fehler aussöhnen. Wer ein guter Jäger, tapfer im Kriege, glücklich in Unternehmungen gewesen ist, und eine große Anzahl Feinde getödtet oder verbrannt hat, gelanget an diesen glücklichen Ort, und seine Glückseligkeit besteht

steht darinn, daß man allezeit etwas zu jagen und zu fischen, einen immerwährenden Frühling, einen großen Ueberfluß an Lebensmitteln ohne Arbeit und alle sinnliche Vergnügungen findet. Den Seelen der Thiere weisen sie auch einen Platz in diesem Lande an, denn sie halten sie für unsterblich und eignen ihnen Vernunft zu; und nicht nur alle Gattungen von Thieren, sondern auch jedes Thier hat seinen Schutzgeist. Nichts kömmt ihrer Ausschweifung und ihrem Aberglauben in Ansehung der Träume bey; doch sind sie in der Art und Weise, sie auszulegen, sehr verschieden. Bald ist es die vernünftige Seele, die herumspatzirt, unterdessen daß die empfindende Seele den Körper noch immer belebet; bald ist es der Schutzgeist, der von dem, was geschehen soll, heilsamen Unterricht ertheilet, bald ist es ein Besuch, den man von der Seele oder dem Schutzgeiste des Gegenstandes des Traumes erhält. Indessen wird der Traum stets für einen heiligen Zufall und für eine Mittheilung des Willens des Himmels gehalten. Daher ist nicht nur derjenige, der geträumt hat, verbunden, den erhaltenen Befehl auszuführen, sondern es ist auch für diejenigen, an welche er sich wendet, ein Verbrechen, wenn sie ihm das versagen, was er im Traume gewünscht hat. Ist es von der Beschaffenheit, daß ein einzelner Mensch es ihm nicht verschaffen kann, so bemühet sich die ganze Nation, es ihm zu verschaffen, es koste was es wolle, und sollte man es auch 500 Meilen weit

Träume.

suchen. Sie machen das Träumen zu einem gottesdienstlichen Gebrauch. Sie schwärzen sich das Gesichte und fasten verschiedene Tage, in welcher Zeit sie hoffen, daß der gute Geist sich ihnen im Traume offenbaren werde. Die Veränderung, die durch das lange Fasten im Gehirn eines Menschen hervorgebracht wird, muß ohne Zweifel sehr stark seyn, und die Alten sorgen dafür, daß die Träume, die sie des Nachts haben, am folgenden Morgen getreulich erzählt werden. Sie haben ein Fest, welches sie das Traumfest. Traumfest, oder die Umkehrung des Gehirns nennen. Es wird zu Ende des Winters, 14 Tage lang, gefeyert und ist eine Art von Bacchanalien, wo alle Einfälle der Thorheit erlaubt sind. Ein jeder läuft von Hütte zu Hütte, unter tausend lächerlichen Verkleidungen, man zerbricht und zerschlägt alles, und niemand hat das Herz, sich zu widersetzen. Man frägt alle, die man antrifft, um die Auslegung seines letzten Traumes, und wer ihn erräth, ist verbunden, das zu geben, wovon man geträumt hat. Das Fest endigt sich mit einem Schmause, nachher wird alles wieder gegeben, und jeder denkt darauf, die verdrießlichen Wirkungen einer solchen gewaltsamen Vermummung wieder gut zu machen, welches oft viel Zeit und Mühe erfordert. Re- Gaukler. ligiöse Betrieger sind unter den Indianern in Amerika so gemein, als anderswo, und einige derselben sind so glücklich, den großen Haufen zu überreden, daß sie eines göttlichen Antriebs

und

und Eingebung gewürdiget sind; es verstehen auch wenige in dieser heiligen Taschenspielerey ihre Rolle besser, als sie. Sie schreiben nicht nur Gesetze und Lebensregeln vor, und überreden das gemeine Volk, dieselben zu glauben; sondern sie wollen auch die Geheimnisse der Religion erklären und alle Träume und Erscheinungen auslegen. Diese Gaukler sind es hauptsächlich, welche die Bekehrung der Indianer zum Christenthum verhindern, an welcher die französischen Missionarien mit vielem Eifer gearbeitet haben. Diese werden von jenen als böse Zauberer geschildert, und ihre Gebethe als Zaubersprüche, und alles, was sie in ihren Häusern haben und den Wilden nicht bekannt ist, als Zauberinstrumente vorgestellet. Hiezu kommt noch, daß sie glauben, daß die christliche Religion gar nicht für sie gemacht und nur bloß für die Europäer gut sey; und daß ihnen als Leuten, die ihre Glückseligkeit suchen, sich in nichts zu zwingen und in allem ihrer Neigung zu folgen, die Forderungen der christlichen Sittenlehre zuwider sind. Es hielt daher anfänglich sehr schwer, einige zur Annehmung der christlichen Religion zu bewegen. Endlich gelung es den Missionarien doch zwey Dörfer von christlichen Iroquesen, und eins von christlichen Huronen, ohnweit Quebek, zu Stande zu bringen. Auch von den Engländern sind bisweilen einige bekehrt worden, und besonders haben die in den englischen Kolonien befindlichen mährischen Brüder Missionen

unter verschiedenen Völkern mit gutem Fortgange errichtet.

§. 194.

Regierungsform.

Fast alle Völker in Nordamerika haben eine Art von aristokratischer Regierung, deren Form aber überaus verändert ist. Ueberhaupt wird nichts wichtiges anders, als mit Gutachten der Alten, beschlossen, obgleich jeder Flecken ein unabhängiges Haupt hat. Viele Völkerschaften haben in ihren vornehmsten Flecken drey Hauptfamilien, unter denen eine als die erste angesehen wird und eine Art des Vorzugs genießet. Eine jede hat ihr besonderes Oberhaupt, und in Sachen, welche die ganze Völkerschaft angehen, kommen diese Häupter zusammen, sich darüber zu berathschlagen. Ein jeder Stamm führt den Namen eines Thiers, und die ganze Völkerschaft hat ihren Namen auch von einem Thier, dessen Abbildung ihr Kennzeichen ist, womit man auch die Verträge unterzeichnet. Also ist die huronische Nation die Völkerschaft des Stachelschweins und ihr vornehmster Stamm führt den Namen des Bärs, der zweete des Wolfs, und der dritte der Schildkröte. Die iroquesische Völkerschaft hat einerley Thiere mit der huronischen, nur daß die Schildkrötenfamilie sich daselbst in zwo getheilt hat, welche man die große und kleine Schildkröte nennet. Das Haupt einer jeden Familie führt den Namen davon, und bey öffentlichen Handlungen giebt man ihm keinen andern. Eben so verhält es sich auch mit dem

Eintheilung in Stämme.

Haupte

Haupte der Nationen und eines jeden Dorfes. Unter den Huronen, die von den fünf Nationen der Iroquesen Väter genannt werden, ist die Würde eines Oberhaupts erblich in weiblicher Linie, so daß allezeit dem Oberhaupte seiner Schwester Sohn nachfolget, und in Ermangelung desselben der nächste Verwandte in der weiblichen Linie. Ist eine ganze Linie ausgegangen, so kann die edelste Matrone des Stammes oder der Völkerschaft eine Wahl treffen. Die Iroquesen, Creeks und Chiktaws werden von verschiedenen Sachems regieret, die von den Stämmen und Dorfschaften erwählt werden. Die Chickesaws haben einen König, und eine Rathsversammlung zu seinem Beystande. Diese Oberhäupter werden nicht allezeit sehr geehret, und wenn sie sich Gehorsam verschaffen, so geschieht es, weil sie wissen, was für Schranken sie ihren Befehlen setzen müssen. Die Eigenschaften, die man von ihnen fordert, sind Glück, Tapferkeit und Uneigennützigkeit, und wer diese vereinigt, kann sich auf einen vollkommenen, jedoch allezeit freywilligen, Gehorsam Rechnung machen. Sie schlagen vielmehr vor, als daß sie befehlen. Die ganze Wahl und Einführung neuer Oberhäupter besteht in Schmausereyen, die mit Tanzen und Singen begleitet werden, und das neue Oberhaupt hält allezeit demjenigen eine Lobrede, dessen Stelle es einnimmt, und rufet seinen Schutzgeist an. Jede Familie wählet einen Rath zum Beystande des Oberhaupts, ohne dessen Gut-

Oberhäupter.

Rathsversammlung.

achten sie nichts unternimmt. Diese Räthe haben die Aufsicht über den öffentlichen Schatz und den ersten Rang: die Alten haben den zweeten, und die Kriegsleute, das ist, alle Mannspersonen, welche im Stande sind, die Waffen zu tragen, haben den dritten Rang. Bey allen Völkern von der huronischen Sprache haben die Weiber die vornehmste Gewalt; die Mannspersonen aber lassen ihnen nur den Schatten davon, und selten eröffnen sie ihnen eine Sache von Wichtigkeit, obgleich alles in ihrem Namen geschiehet und die Häupter nur ihre Verweser sind. In Angelegenheiten, die die bloße Polizey betreffen, berathschlagen sie sich zuerst über dasjenige, was im Rath vorgetragen wird, und ihr Gutachten wird von den Häuptern dem allgemeinen Rath hinterbracht, welcher aus den Alten bestehet. Die Kriegsleute berathschlagen sich über das, was zu ihrem Orden gehöret, können aber nichts wichtiges für die Nation oder die Dorfschaft beschließen. Mit einem Wort, der Rath der Alten fasset den letzten Entschluß. Die Oberhäupter reden selten und wenig in den Versammlungen, sondern ein jeder Stamm hat seinen Worthalter, der allein das Recht hat, in den Rathszusammenkünften und allgemeinen Versammlungen zu reden, und diese Worthalter reden allezeit sehr wohl. Sie haben die vortrefflichste Kenntniß von dem Besten derjenigen, die sie brauchen, nebst einer wundersamen Geschicklichkeit, sie gültig zu machen. Ohngeachtet diese Leute fast nichts besitzen

sitzen und keinen Ehrgeiz haben, sich auszubreiten, so haben die Nationen und Stämme doch immer etwas mit einander auszumachen und pflegen unaufhörlich Unterhandlungen. Es sind Verträge zu schließen oder zu erneuern, Diensterbietungen, Bündnisse, die man vorhat, Einladungen zum Kriege, oder Complimente wegen des Todes eines Oberhaupts. In dem Innern der Flecken sind die Geschäffte der Wilden fast nichts, und ihre Streitigkeiten sind leicht zu entscheiden. Die Oberhäupter bekümmern sich wenig darum, und ordentlicher Weise sind gemeinschaftliche Freunde oder die nächsten Verwandten die Vermittler. Tödtet ein Wilder einen andern aus seinem Geschlechte in der Trunkenheit, so läßt man es dabey bewenden, daß man den Todten beklaget. Hat er es mit kaltem Geblüte gethan, so vermuthet man, er habe Ursachen dazu gehabt, und es kömmt nur den Einwohnern eben der Kabane zu, ihn zu bestrafen; man sieht aber wenig Beweise davon, daß sie ihn zum Tode verdammen. Die gemeinste Gewohnheit ist, daß man, zur Schadloshaltung der Familie des Todten, die Stelle durch einen Kriegsgefangenen ersetzt: wird er angenommen, so trit er in alle Rechte desjenigen, an dessen Stelle er kömmt. Die Hexereyen sind unter vielen Völkerschaften verhaßte Verbrechen, die auf der Stelle mit dem Tode bestraft werden. Diejenigen, die deswegen in Verdacht kommen, sind nirgends sicher und werden verbrannt. Diejenigen, welche

Gerichte und Strafen.

che ihre Familie durch Zaghaftigkeit verunehren, werden eben so bestraft, und gemeiniglich richtet sie die Familie selbst. Bey den Huronen, die sehr geneigt und geschickt zum Stehlen sind, ist es erlaubt, dem Diebe nicht allein alles abzunehmen, was er gestohlen hat, sondern auch alles, was man in seiner Hütte findet, so daß man ihn, seine Frau und Kinder ganz nackend lassen kann, ohne daß sie den geringsten Widerstand thun dürfen.

§. 195.

Kriege. Der Krieg ist bey allen diesen Völkerschaften die feyerlichste und wichtigste Unternehmung. Wegen ihrer rachsüchtigen Gemüthsart, sind sie zu jeder Zeit leicht zum Kriege zu bewegen, und sie schlagen es selten ab, sich darinn einzulassen, wenn sie von ihren Bundsgenossen darum ersucht werden, welches durch Uebersendung einer grossen Muschelschale geschiehet. Die Axt aufheben heißt den Krieg ankündigen, und jede Privatperson hat ein Recht dazu: wenn aber von einem Kriege zwischen zwoen oder mehrern Völkerschaften die Rede ist, so sagt man, den Kessel aufhängen. Die Begierde, die Todten durch Gefangene zu ersetzen, oder ihre Schatten zu besänftigen, ein Traum und anderer Vorwand machen oftmals, daß ein Haufen Abentheurer in den Krieg ziehet, die den Tag zuvor an nichts weniger gedacht haben. Ihre kleinen Privathändel werden oft auf diese Art entschieden, und dergleichen Feldzüge werden ohne Wissen

Besondere Kriege.

oder

oder Einwilligung der Rathsversammlung vorgenommen, ohne eine förmliche Kriegserklärung. Man sieht dabey durch die Finger, weil diese kleinen Kriege ein Mittel sind, ihre jungen Leute wachsam zu erhalten und sie im Kriege zu üben. Wenn aber der Krieg eine Nationalangelegenheit wird, so lassen sie sich darinn mit vielen Ueberlegungen und Feyerlichkeiten ein, und setzen denselben mit der größten Verschwiegenheit, Munterkeit und Sorgfalt fort. Zuerst rufen sie eine Versammlung der Sachems und vornehmsten Krieger zusammen, und die Frauenspersonen haben bey einigen Völkern hierbey so gut eine Stimme, als die Mannspersonen. Der Vorsitzer trägt die Sache vor, hebt das Beil auf und frägt, wer mitgehen und fechten will. Hierauf hält einer von den vornehmsten Kriegern eine Rede und wendet sich hernach an die jungen Leute und frägt, welche von ihnen mitgehen wollen; da denn gemeiniglich einer nach dem andern aufsteht und sich mit ihm vereiniget. Bey dieser Zusammenkunft lassen sie ein Thier ganz braten, wovon jeder ein Stück abschneidet, es verzehret und dabey sagt: so will ich unsere Feinde verzehren. Denn fängt der Tanz an und sie singen in einem traurigen und fürchterlichen Tone ein Kriegslied, dessen Inhalt sich auf ihren beschlossenen Feldzug und Sieg beziehet. Die Beredsamkeit und Macht der Weiber ist in ihren Berathschlagungen so groß, daß der endliche Entschluß oft davon abhängt. Will irgend eine

Nationalkriege.

Zurüstungen.

Frauens-

Frauensperson jemanden, der nicht unmittelbar von ihnen abhängt, bewegen, daß er an dem Kriege Antheil nehme, so schickt sie ihm durch einen jungen Krieger die Schnur des Wampums; und diese Einladung ist selten ohne die gewünschte Wirkung. Wenn sie um das Schutz- oder Trutzbündniß einer ganzen Nation Ansuchung thun, so fertigen sie eine Gesandschaft mit einem breiten Gehänge des Wampums und mit einem blutigen Beile ab. Die Gehenke, die in allen Bündnissen, Kriegserklärungen und wichtigen Unterhandlungen von einer Nation an die andere kommen, werden in den Kabanen der Häupter sorgfältig aufgehoben, und dienen nicht nur statt einer Urkunde, sondern auch zu einem gemeinen Schatze. Ein anderes Werkzeug, dessen sie sich bey dieser Gelegenheit bedienen, ist der Tomahahk, eins von ihren alten Waffen. Es siehet fast wie ein Beil aus und hat einen langen Stiel. Der Vordertheil ist eine runde Kugel von dichtem Holze und stark genug, einem Menschen den Kopf einzuschlagen. Auf der andern Seite ist statt der Schärfe eine etwas krumme Spitze, und wo der Stiel durchgehet, raget eine andere lange Spitze hervor, mit welcher sie wie mit einer Lanze werfen können. Der Tomahahk ist mit Federn und Figuren geschmückt, die in vielen bedeutenden Gestalten abgeändert werden. Wird über den Krieg gerathschlaget, so ist er ganz roth, und wenn der Krieg beschlossen ist, so nimmt der Anführer der jungen Krieger denselben

auf, tanzt damit herum und singet sein Kriegslied. Alsdenn wird er durch einen Kriegsmann an einen jeden Stamm geschickt und mit demselben ein Geschenke des Wampums. Er trägt seine Bothschaft vor, indem er das Beil auf die Erde legt, und will man sich mit ihnen vereinigen, so wird das Beil von einem der erfahrensten Krieger aufgehoben.

§. 196.

Kriegskleidung.

Ihre Kriegskleidung ist sehr fürchterlich. Sie schneiden alle ihre Haare ab, außer einem Fleck von etwa zween Thalern groß, am äußersten Ende des Kopfs. Dieser Zopf wird in viele Theile getheilt, deren jeder steif gemacht, und mit Wampum, Korallen und Federn geschmückt wird; das ganze wird alsdenn zusammengeflochten. Die Köpfe sind bis auf die Augenbraunen roth bemalt und mit weißen Federn bestreuet. Die Ohrlappen sind rund gespalten und werden mit Drath so lang gezerret, daß sie sich im Genicke vereinigen. Ihre Nasen sind durchbohrt und mit kleinen Muscheln behangen; und ihre Gesichter sind fürchterlich gemalt. Ihre Brust ist mit einem Halskragen oder mit einem Blech von Erz oder Kupfer gezieret, und an einer Schnur um den Hals hängt das fürchterliche Messer, womit sie die Haut von dem Hirnschädel ablösen. So ausgeschmückt treten sie ihren Marsch an und singen das Kriegslied, bis sie den Ort, von welchem sie abmarschiren, aus den Augen verlieren. Die Weiber helfen ihnen das

Ge-

Gepäcke nachtragen, kehren aber zurück, ehe es
Waffen. zum Gefechte kommt. Ihre Waffen sind eine Flinte und Streitaxt; diejenigen aber, die mit den Engländern und Franzosen keinen Umgang haben, haben Tomahahks, Bogen, Pfeile und Piken, auch Schilde von Leder und Binsenflechten. Ist es im Winter, so versiehet man sich mit Schlitten, das Geräthe fortzubringen, und mit Raquetten, welches 3 Fuß lange und 15 Zoll breite Bretter sind, die an den Füßen befestigt werden und ohne welche man nicht durch den Schnee reisen kann. Sie haben statt der
Fahnen. Fahnen kleine rundgeschnittene Stückchen Rinde, worauf sie das Kennzeichen ihrer Völkerschaft oder ihres Fleckens graben und die sie auf eine lange Stange stecken. Ihre Manitue oder die Zeichen, unter denen sich ein jeder seinen Schutzgeist vorstellet, werden auch mitgenommen und in einen oder mehrere Säcke zusammengethan.
Märsche. Die Kriegsleute machen nur kleine Tagereisen, ziehen aus allem, was sie unterwegens antreffen, eine Vorbedeutung, und die Gaukler, deren Amt es ist, solche zu erklären, verzögern oder beschleunigen den Marsch nach ihrem Belieben. So lange sie nicht glauben in einem verdächtigen Lande zu seyn, brauchen sie nicht die geringste Vorsicht und zerstreuen sich, so daß oft kaum 2 oder 3 beysammenbleiben. Sobald man den Feind entdeckt hat, eilet man solchen zu verkundschaften. Man nähert sich ihm in aller Stille, kriecht auf Händen und Füßen und thut bey an-

brechen-

brechendem Tage den Angriff mit einem großen Geschrey, wozu das Oberhaupt das Signal giebt. Setzt sich der Feind, oder begiebt er sich in eine Verschanzung, so zieht man sich zurück, wenn man wenigstens vermuthet, daß es noch Zeit ist; denn in zweifelhaften Fällen faßt man den Entschluß ihm zuzusetzen, und diese Erneuerung des Gefechtes kostet zuweilen viel Blut. Die grausame Wildheit der Sieger und die Verzweiflung der Besiegten, welche wissen, was sie zu gewarten haben, wenn sie in des Feindes Hände fallen, machen, daß beyde so rasend kämpfen, daß man bey der bloßen Erzählung davon zittert und bebet. Nach dem Treffen zieht man den Todten und Sterbenden die Haut mit den Haaren vom Kopfe, man setzt dem Feinde nach, um Gefangene zu machen, und bringt diejenigen von ihnen um, die man nur mit vieler Mühe würde bewahren können. Der Rückzug der Sieger ist allezeit schnell, so lange bis sie außer Gefahr zu seyn glauben. In einiger Entfernung von ihrem Flecken liegen sie still und das Oberhaupt läßt seine Ankunft melden. Die jungen Leute gehen den Kriegern entgegen, und die Weiber bringen ihnen Erfrischungen. Sobald diese ankommen, nimmt die Marter der Gefangenen ihren Anfang. Diejenigen, die man bestimmt, daß sie in die Familien aufgenommen werden sollen, werden ihren künftigen Anverwandten überliefert, welche sie durch Abwege in ihre Kabanen führen. Die zum Tode bestimmt sind, werden der Wuth der

Gefechte.

Begegnung der Gefangenen.

Weiber überlassen, welche ihre Rache so weit treiben, daß sie alle Gesetze der Scham und Menschlichkeit vergessen. Die ganze Nacht wird mit diesen Grausamkeiten im Lager zugebracht. Den folgenden Tag ziehen die Sieger im Triumphe ein. Zwischen sich haben sie die Gefangenen, welche nach dem Klange des Chickikue, einer mit Kieselsteinen gefüllten Kalebasse, ihr Todtenlied singen, welches etwas klägliches und stolzes hat. Man läßt sie von Zeit zu Zeit still stehen und tanzen. Sie erzählen die schönsten Thaten ihres Lebens, sie nennen alle diejenigen, die sie getödtet oder verbrannt haben, und wenn man nach ihrem Gesicht und Reden urtheilen dürfte, so sollte man glauben, sie fänden ein Vergnügen an der Marter. Jedermann hat das Recht sie aufzuhalten und ihnen beliebige Schmach und Marter anzuthun. Der eine reißt ihnen einen Nagel ab, der andere beißt ihnen einen Finger ab, ein dritter reißt ihnen das Fleisch von den Knochen u. s. w. Hierauf versammelt man sich, um die Gefangenen zu vertheilen, und ihr Schicksal hängt von denjenigen ab, denen sie zu Theil werden. Die Weiber, welche ihre Männer oder Kinder im Kriege verlohren haben, bekommen zuerst ihr Antheil. Darauf erfüllet man die Versprechungen, welche die Kriegsleute gethan haben, ehe sie zu Felde giengen. Sind nicht Gefangene genug, so ersetzt man den Abgang durch Haarzöpfe, womit sich diejenigen, die sie bekommen, an Festtagen putzen. Sind

Ge-

Gefangene übrig, so schenket man sie den Bundsgenossen. Die meisten werden zum Tode verdammt, oder gerathen in lebenslange harte Sklaverey. Einige werden in die Familien aufgenommen, um einen verlohrnen Anverwandten zu ersetzen, oder wie sie sagen, wieder aufzuerwecken, und von dem Augenblick ist ihr Zustand von der Kinder der Völkerschaft ihrem nicht unterschieden. Die Iroquesen haben sich nur durch diesen Staatsgriff erhalten, indem ihre beständigen Kriege mit den andern Völkerschaften sie sonst längst aufgerieben haben würden. Diejenigen, die zum Tode bestimmt sind, werden ordentlich gemästet. Man verbirgt ihnen ihr Schicksal, man begegnet ihnen freundlich und giebt ihnen sogar Mädchens, die ihnen zu Weibern dienen. Wenn aber die Hinrichtung herankömmt, so werden diese Weiber zu Furien, die von den zärtlichsten Liebkosungen zur äußersten Wuth schreiten. Man führt die Gefangenen auf den Richtplatz, bindet sie mit Händen und Füßen an einen Pfahl, doch so, daß sie sich leicht um den Pfahl herumdrehen können. Sie singen darauf zum letztenmal ihr Todtenlied, erzählen ihre Thaten, schimpfen auf ihre Henker, ermahnen sie ihrer nicht zu schonen, und empfehlen ihnen sich zu erinnern, daß sie Männer und gute Kriegsmänner sind. Doch geschiehet es auch nicht selten, daß diese Elenden ein solches Geschrey erheben, welches durch die härtesten Herzen dringen könnte; welches aber keine andere Wirkung hat,

als daß es den Umstehenden eine Lust macht. Ordentlicher Weise verbrennet man ihnen zuerst die Füße, hernach die Beine und darauf nach und nach auch die anderen Theile bis auf den Kopf, und oftmals dauert die Marter eine ganze Woche.

§. 197.

Friedensverträge.

So barbarisch und grausam diese Völker Krieg führen, so viel Edelmuth und Geschicklichkeit zeigen sie in ihren Friedensverträgen und in allen Unterhandlungen. Es ist niemals unter ihnen die Frage von Eroberungen und Ausbreitung der Grenzen ihres Landes, sondern es kommt nur darauf an, daß man sich Bundsgenossen wider furchtbare Feinde verschafft, daß man einen verderblichen Krieg endiget, oder die Feindseligkeiten ausgesetzt seyn lässet; denn die Nationalkriege sind ewig. Bey allen Unterhandlungen, vornehmlich denjenigen, die den Frieden betreffen, wird das Kalümet gebraucht. Es ist eigentlich eine Tabackspfeife, deren Röhre sehr lang ist und deren Kopf die Gestalt unserer alten Streithämmer hat. Der Kopf wird aus einem gewissen rothen Steine, der leicht bearbeitet und ausgehöhlet werden kann, verfertigt; die Röhre ist von Rohr, Hollunder oder einem andern leichten Holze, mit verschiedenen Farben bemalet, und mit den Köpfen, Schwänzen und Federn der schönsten Vögel ausgeschmückt. Sie gebrauchen es, Taback daraus zu rauchen, wenn sie sich in ein Bündniß einlassen, oder bey einer jeden ernsthaften Gelegenheit und feyerlichen Verpflich-

Kalümet.

pflichtung. Und dieses ist unter ihnen der heiligste Eid, den man thun kann, und dessen Schändung für so abscheulich gehalten wird, daß sie die schärfsten Strafen des Himmels verdienet. Wenn sie aus dem Kalümet rauchen, so wird es bey allen Bündnissen von den Partheyen als ein Zeuge, oder vielmehr als ein Werkzeug betrachtet, dadurch sie die Sonne und den Mond zu Zeugen ihrer Aufrichtigkeit, und gleichsam als Gewährmänner ihrer Verbindungen anrufen; denn man versichert, daß sie niemals unterließen, den Rauch nach diesen Gestirnen zu blasen. Die Gestalt und Zierrathen der Kalümets stehen insgemein im Verhältnisse mit dem Stande der Personen, denen sie überreicht werden; auch mit der Wichtigkeit der Veranlassungen. Es giebt Kalümete zu allen Unterhandlungen. Im Handel ist man nicht sobald wegen des Tausches einig geworden, so überreicht man gleich ein Kalümet zu dessen Bestätigung. Wenn sie vom Kriege handeln, so ist die ganze Pfeife mit ihren Zierrathen roth, und durch die Stellung der Federn kann man, wenn man mit ihren Gewohnheiten bekannt ist, sogleich wissen, was die Nation, die es überreicht, willens sey oder verlange. Bey den Friedensunterhandlungen gehen sie mit vielem Edelmuth und Geschicklichkeit zu Werke. Man bedienet sich gemeiniglich der Vermittelung einer neutralen Nation, und sobald alles veranstaltet ist, werden Gesandte abgeschickt, um Vorschläge zu thun, welche der Ueberwinder gemeiniglich

niglich annimmt, wofern er nur einigen Vortheil dabey siehet. Bey Eröffnung der Unterhandlungen und während derselben wendet man alle Sorgfalt an, daß es nicht lasse, als ob man den ersten Schritt thue, oder man sucht wenigstens den Feind zu überreden, daß Furcht und Noth keinen Antheil daran habe. Man wählet allezeit diejenigen zu Gesandten, von deren Gaben und Geschicklichkeit man versichert ist. Ehe man noch angelangt ist, läßt das Haupt der Gesandschaft durch einen von seinem Gefolge seine Ankunft melden. Man sendet ihm, eine halbe Stunde vom Dorfe, Abgeordnete entgegen ihn zu empfangen. Er ziehet ohne Gepränge in den Flecken ein, verlangt hernach in der Rathsversammlung vorgelassen zu werden, wo er die Halsbänder, die seine Vollmacht beweisen, zeiget, seinen Antrag thut und die Friedenspfeife anbiethet. Werden seine Vorschläge angenommen, so raucht man mit ihm und seinem Gefolge aus der Friedenspfeife; und von dem Augenblick an hören alle Feindseligkeiten von beyden Theilen auf, oder, wie sie sich ausdrücken, die Streitart wird vergraben und der Kessel abgenommen. Man schickt darauf die Gesandten mit Geschenken und einer gewierigen Antwort zurück. Behält aber die Meynung, den Krieg fortzuführen in dem Rathe die Oberhand, so sind die Gesandten in Lebensgefahr, und es geschiehet nicht selten, daß ein Hieb mit der Art die einzige Antwort ist, die man ihnen giebt. Die meiste Zeit, um die

Gast-

Gastfreyheit nicht zu beleidigen, verabschiedet man sie ehrbar, aber man verfolgt sie und etliche Stunden vom Dorfe ermordet man sie auf öffentlicher Landstraße.

Das XIIII. Hauptstück.

Von den amerikanischen Inseln.

§. 198.

In den Meeren von Amerika liegen sehr viele Inseln, von denen die wichtigsten im Nordmeere befindlich sind. Man theilet diese in 4 Klassen, welche die antillischen, die bermudischen, die kanadischen und die azorischen Inseln genannt werden. Unter den Antillen verstehet man die Menge von Inseln, die in einem Kreise vor dem merikanischen Meerbusen liegen. Man theilet sie in die großen und kleinen Antillen, wovon die letztern wieder in die karaibischen und lukayischen Inseln abgesondert werden.

Der erste Abschnitt.

Von den großen Antillen.

I. Die Insel Kuba.

§. 199.

Die Insel Kuba wurde vom Christoph Kolombo auf seiner ersten Reise 1492 entdeckt Entdeckung und Eroberung.

deckt und Juana genannt, welcher Name aber sowohl als die Benennung Fernandina, die man ihr hernach beylegen wollte, nicht vermochte, den Namen Kuba, der ihr von den alten Einwohnern gegeben wurde, zu verdringen. Die Spanier ließen sich zuerst im Jahre 1511 auf derselben nieder. Diego Velasquez, der sie anführte, fand anfänglich starken Widerstand von einem Caziquen, Namens Hatuey. Dieser munterte seine tapfersten Unterthanen und Bundsgenossen zu ihrer Vertheidigung auf, versicherte sie aber, daß alle ihre Bemühungen vergebens seyn würden, wenn sie nicht damit anfiengen, sich die Gewogenheit des mächtigen Gottes ihrer Feinde zu erwerben. Da seht ihr ihn, sagte er, und wies ihnen Gold in einem Körbchen, das ist der Gott, den sie unablässig suchen, und um dessen willen sie hieherkommen. Wir müssen zur Erhaltung seines Schutzes ihm zu Ehren ein Fest feyern. Darauf fiengen sie sogleich an um den Korb zu tanzen und zu singen. Nach dieser Ceremonie gab ihnen Hatuey zu erkennen, man habe keine Sicherheit zu hoffen, so lange der Spanier Gott noch in ihrer Gegend wäre, und man müsse ihn ins Meer werfen. Sie warfen wirklich alles Gold, das sie hatten, ins Meer und widersetzten sich den Spaniern bey ihrer Landung herzhaft, wurden aber durch das Feuergewehr bald in die Wälder getrieben. Die Spanier suchten sie hier auf und bekamen den Hatuey gefangen, der seinen Widerstand durch

das

das Feuer büßen mußte. Da er schon an den Pfahl gebunden war, und ein Franciskaner es unternahm, ihn zu bekehren und ihm vom Paradiese und der Hölle vorredete; so fragte der unglückliche Cazique: giebt es auch Spanier im Paradiese? Ja, war die Antwort, aber nur gute. Der beste taugt nichts, versetzte er, und ich will an keinen Ort gehen, wo ich befürchten muß, auch nur einen einzigen anzutreffen. Dies schreckliche Beyspiel brachte alle Caziquen der Insel dazu, daß sie sich den Spaniern unterwarfen. Die Insel war damals ungemein stark bevölkert, die entsetzliche Tyranney der Spanier aber, welche viele tausend Einwohner erbärmlich ums Leben brachten, und viele tausend zu Sklaven machten und in die andern spanischen Kolonien vertheilten, hat sie so ledig gemacht, daß kaum etliche wenige von den alten Einwohnern übrig geblieben sind. Die Spanier legten in der Folge die Hauptstadt S. Jago und einige andere Oerter, und die wegen ihres Havens berühmte Stadt Havana an. Diese letztere ward 1762 von den Engländern eingenommen, und im folgenden Frieden durch einen Tausch für Florida wiedergegeben.

§. 200.

Lage.

Die Insel Kuba ist an Größe die beträchtlichste unter den Antillen und eine der schönsten in der Welt. Sie hat Florida und die lukayischen Inseln gegen Norden, Hispaniola gegen Osten, Jamaika und das südliche feste Land ge-

Größe. gen Süden, und den mexikanischen Meerbusen gegen Westen. Ihre Länge von Abend gegen Morgen erstreckt sich über 200 Meilen, und ihre Breite von 12 bis 60 Meilen. Sie liegt unter dem Wendungskreise des Krebses, und hat unter allen Antillen das gemäßigste und angenehmste Klima. Der ganze westliche Theil des Landes ist eben und könnte sehr fruchtbar seyn, wenn er angebauet würde, woran es aber die Spanier fehlen lassen. Der östliche Theil ist ungemein bergigt, und von da läuft eine Kette von Gebirgen fast durch die ganze Insel, welche, je weiter man nach Westen kommt, je weniger rauh und unfruchtbar sind. Die größte Unbequemlichkeit ist, daß die Insel zusehr mit Wäldern bedeckt ist, welches man der Trägheit der Spanier zuzuschreiben hat, indem die Insel bey ihrer Entdeckung weniger mit Wäldern besetzt gewesen. Zuckerrohr, Aloe, Ingwer, Kassiafistula, eine Art Zimmt, und Baumwolle wachsen im größten Ueberflusse, und man findet Weinstöcke, die so dicke, als ein Mann im Leibe sind, aber sehr saure Trauben haben, weil sie nicht gewartet werden. Unter den Bäumen in den Wäldern giebt es einige sehr schätzbare, besonders Mastix- und Storaxbäume, und andere, die wohlriechendes Holz haben. Die Cedern sind hier von so ungemeiner Dicke und Höhe, daß man aus manchem Baume ein Fahrzeug bauen kann, worinn 50 bis 60 Menschen Raum haben. Den größten Theil der Reichthümer der Insel macht das Rindvieh

Beschaffenheit.

Produkte.

Thiere.

aus

aus, wovon die Spanier bey der Eroberung einige Stücke hieherbrachten und sie in die Wälder laufen ließen, wo sie nach und nach wild geworden und sich unglaublich vermehret haben. Von Vögeln finden sich hier Rebhühner, wilde Tauben, Papagoyen und Kraniche, die bey tausenden bey der See ziehen. Von den Bergen strömen viele Flüsse gegen Norden und Süden herab, die voller und zum Theil sehr großer und schmackhafter Fische sind. Sie sind aber auch mit Alligators angefüllet, die den Fischen, Menschen und Thieren gleich gefährlich sind. Sie unterscheiden sich von den Krokodillen, mit denen man sie gemeiniglich verwechselt, dadurch, daß sie kürzere Beine haben, daß ihr Fleisch nicht nach Bisam riechet, und daß sie den Schwanz, den das Krokodill wie einen Bogen gekrümmt in die Höhe trägt, auf der Erde nachschleppen. An der Küste giebt es große und kleine Schildkröten in großer Menge, die nicht nur ein wohlschmeckendes Fleisch, sondern auch schöne Schalen haben. Von Schlangen findet man hier die vierfüßigen, welche Inguanas heißen und den Eidechsen gleich kommen, ingleichen die sogenannten kubischen Schlangen, die von eigner Gestalt sind. Sie haben die Größe eines Hasen, sehen aus wie ein Fuchs, haben Füße wie die Kaninchen, einen Wieselkopf, einen Fuchsschwanz und Haare wie die Dachse; daher sie auch eher unter die vierfüßigen als kriechenden Thiere gerechnet zu werden verdienen. Von

Alligator.

Schlangen.

Metallen

Metalle. Metallen findet man hier Gold, sowohl in den Bergwerken, als in den Flüssen; es ist aber nicht von sonderlicher Güte: das Kupfer hingegen ist so gut, daß es die höchste Probe ausstehen kann. Ohnweit der Stadt S. Jago ist ein Bergwerk angelegt, wo aus 5 Scheffel Bergerde zween Scheffel reines Kupfer gemacht werden können.

§. 201.

Einwohner. Die itzigen Einwohner der Insel sind Spanier, spanische Kreolen, Mestizen, Mulatten und Negern. Sie beschäfftigen sich hauptsächlich mit der Handlung, welche vornehmlich in dem Haven Havana getrieben wird. Dieser Haven ist nicht nur der beste in Amerika, sondern auch vielleicht der schönste in der ganzen Welt. Er ist so geräumig, daß tausend Schiffe, ohne mit Thauen und Ankern befestiget zu werden, ganz bequem darinn Platz finden. Der Handel in diesem Haven ist der beträchtlichste von irgend einem in ganz Amerika. Er kann in den besondern Handel der Insel Kuba und in den allgemeinen durch die Galleonen eingetheilt werden. Der erste bestehet in vortrefflichen Häuten von großem Werthe, die man gemeiniglich von der Havana nennet; in gutem Zucker, Taback von vortrefflicher Gattung, Ingwer, Mastix, Aloe, Sassaparille und andern Apothekerwaaren, wie auch einer großen Menge von Schildkrötenschalen. Der Handel der Insel Kuba ist aber nicht allein in der Havana eingeschränkt, sondern erstreckt sich auch auf andere Häven, besonders

Handlung.

auf

auf S. Jago, wo man oft viele Schiffe aus den kanarischen Inseln und aus andern Gegenden findet. Was den allgemeinen Handel betrifft, so ist der Haven Havana der Versammlungsort aller der Schiffe, die aus dem spanischen Amerika nach Spanien zurückkehren, so daß man oft 50 bis 60 Schiffe auf einmal in dem Haven findet. Die Insel wird durch einen Statthalter regiert, der in der Havana seinen Sitz hat.

II. Die Insel Jamaika.

§. 202.

Geschichte.

Diese Insel wurde 1494 vom Kolombus entdeckt und S. Jago genannt, es behielt aber der alte Name Jamaika den Vorzug. Die Insel war sehr wohl bevölkert, und als die Spanier 1510 eine Kolonie auf derselben anrichten wollten, zeigten sich die Einwohner bewaffnet und schienen entschlossen zu seyn, ihre Freyheit muthig zu vertheidigen. Man betrog sie mit der Hoffnung des Friedens und machte sie durch falsche Versicherungen sicher. Sobald sich aber die Spanier fest gesetzt hatten, fiengen sie ein erbärmliches Metzeln an und machten in wenig Jahren mehr als 60000 Einwohner nieder. Auch diejenigen, welche auf die Berge und in die Höhlen geflüchtet waren, wurden gleich den wilden Thieren verfolgt, so lange, bis man sie sämmtlich ausgerottet hatte. Die Trägheit der Spanier

nier machte, daß die Kolonien in keine sonderliche Aufnahme kamen, und die Tyranney der Gouverneurs, welche sie aussaugten, brachte sie vollends in Verfall; daher es den Engländern nicht schwer wurde, die Insel zu erobern. Sie bemächtigten sich ihrer im Jahre 1654, und obgleich die Spanier sich noch einige Jahre in einigen Gegenden derselben verbargen, so mußten sie sie doch endlich völlig verlassen. Die Engländer legten nun hier Kolonien an, welche durch ihren angewandten Fleiß in weniger Zeit blühend und mächtig wurden. Die Fruchtbarkeit des Bodens zog viele Leute dahin, und die Anpflanzung des Zuckers, der vortrefflich fortkam, verschaffte ihnen große Reichthümer. Diese wurden noch durch die Seeräuber vermehrt, welche den Spaniern große Beute abnahmen und auf Jamaika Schutz fanden. Die Gouverneurs sowohl als die Einwohner unterstützten ihre Unternehmungen, und versorgten die Raubschiffe mit Lebensmitteln, dagegen verschwelgeten die Seeräuber alle ihre übel erworbene Reichthümer auf der Insel. In der Folge hatten die Engländer viel von den Negern der ehemaligen spanischen Einwohner auszustehen, welche bey der Eroberung der Insel sich in die innern Gegenden derselben gezogen und daselbst bey ihrer Unabhängigkeit behauptet hatten. Sie dienten den Negern der Engländer, die von ihren Herren wegliefen, zur Zuflucht und beunruhigten und zerstörten öfters die Pflanzungen, bis sie endlich 1738

unter-

unterworfen wurden, auf die Bedingung, daß sie von nun an als freye Unterthanen des Königs von Großbrittannien behandelt werden sollten.

§. 203.

Jamaika hat eine vortheilhafte Lage zwischen dem 17 und 18ten Grad Norderbreite, und ist etwa 20 Meilen von Kuba, eben so weit von Hispaniola, und 150 Meilen von Karthagena in Terra Firma entfernt. Sie ist etwa 170 englische Meilen lang und in der Mitte 60 bis 70 dergleichen Meilen breit, an beyden Enden aber schmäler. Die Hitze ist hier außerordentlich groß, und sie würde unerträglich seyn, wenn sie nicht durch den Seewind, der sich des Morgens um 9 Uhr erhebet und bis um 5 Uhr Nachmittags wehet, gemäßiget würde. Die Einwohner nennen ihn den Arzt, und dieser Name gebührt ihm in der That, denn wenn er nicht wehete, so würde die warme und feuchte Vermischung der Luft bald pestilenzialische Krankheiten verursachen und die ganze Insel in eine Einöde verwandeln. Die Nächte, wovon die kürzeste 11 Stunden währet, sind hier mehrentheils ziemlich kalt, und es fällt auch alle Nächte ein feiner und ungesunder Thau. Dieser sowohl als die Hitze machen die Luft für die Neuankommenden ungesund. Man kann aber hier eben so wohl, als an andern Orten, gesund bleiben, wenn man eine ordentliche Lebensart führet. Das beste Mittel ist, nichts erhitzendes weder zu essen noch zu trinken, und sich so viel möglich zu hüten, sich der

Lage.

Größe.

Klima.

bren-

brennenden Sonnenhitze am Tage und den kühlen Nächten bloß zu stellen. Man kennet hier keine andere Jahrszeiten, als die trockene und nasse; doch regnet es in verschiedenen bergigten Gegenden alle Tage, mehr oder weniger, das ganze Jahr hindurch, und hier pflanzet man Zuckerrohr zu eben der Zeit, da es anderswo abgeschnitten wird. Der Julius, August und September heißen die Sturmmonate, weil sich alsdenn die Sturmwinde am häufigsten ereignen, und kaum ein Tag vorbeygehet, an welchem man nicht etwas davon verspüret. Es blitzet öfters die ganze Nacht, ohne daß man einen Donnerschlag höret; wenn sich aber der Donner hören läßt, ist er auch desto erschrecklicher und verursacht nicht selten großen Schaden. Eine Reihe von Bergen, welche die blauen Gebirge genannt werden, theilet die ganze Insel von Osten gegen Westen, und auf jeder Seite giebt es noch andere, aber niedrigere Berge. Der Boden dieser Berge ist zwar unfruchtbar, sie sind aber sowohl, als der größte Theil der Insel, mit Waldungen bedeckt, darinn die Bäume das ganze Jahr hindurch grün sind. Man findet da Cedern, Mastixbäume, Lebensholz, Färbeholz, Mahogany und hundert Arten von Bäumen, die das verschiedene Grün ihrer Blätter anmuthig unter einander vermischen und einen erfrischenden Schatten geben. Die Thäler, welche bearbeitet sind, verursachen nicht weniger einen reizenden Anblick und fallen ungemein schön in die Augen. Kurz, die Insel würde

Beschaffenheit.

ein

ein Paradies seyn, wenn alle diese Vortheile nicht durch große Ungemächlichkeiten versalzen würden.

§. 204.

Produkte.

Es ist kaum der dritte Theil der Insel angebauet, und eine Privatperson, die 3 bis 4000 Acker Landes erhalten, kann kaum 500 Acker tragbar machen, das übrige ist nichts nütze. Hingegen ist der Boden in manchen Gegenden so fruchtbar, daß ein einziger Acker viele Orhofte Zucker hervorbringt. Unter den Zeugungen der Insel verdient der Zucker den Vorzug, da hier jährlich fast 100000 Orhofte bereitet werden sollen. Das Zuckerrohr wächset ohngefähr 6 Schuh hoch, ist etwa eines Daumens dicke und voller Knoten, die einige Daumen von einander entfernet sind. Wenn es reif ist, fällt es ins Gelbe und ist mit einer nicht allzuharten Rinde umgeben: inwendig ist eine weiße schwammigte Materie voller Saft, der von unvergleichlichem Geschmack, auch nahrhaft und sehr gesund ist. Aus diesem Safte wird der Zucker, Rum und Syrup gemacht. Man pflanzt dieses Rohr vom Anfange des Augusts bis in den December. Man ziehet dazu Furchen 6 Daumen tief und breit, und legt eine gedoppelte Reihe Rohr hinein. Das Rohr schießt in kurzer Zeit hervor und muß 15 bis 18 Monate bis zur völligen Reife stehen. Denn löset man es Stück vor Stück ab, bindet es in Bündel und bringt es in besonders dazu eingerichtete Zuckermühlen, die von Ochsen oder

Pferden getrieben werden. Hier wird der Zucker gemahlen und hernach in den Siedereyen gesotten. Aus dem Schaume wird der Rum oder Zuckerbranntwein gemacht. Man vermischt ein Theil dieses Schaumes mit vier Theilen Wasser, läßt es 10 Tage stehen und rührt es alle 24 Stunden zweymal um. Endlich thut man es in einen Brennkolben und destillirt es wie andern Branntwein. Die andern Produkte auf Jamaika sind Baumwolle, Kakao, Indigo, Kaffee, Ingwer und verschiedene Arzeneywaaren, als Chinawurzel, Sassaparille, Kassia, Tamarinden, Vanille und Gummi. Der Piment oder Jamaikapfeffer, welchen man in Deutschland englisches Gewürz nennet, wächset auf einem Baum, der 30 Schuhe hoch wird, und auf allen Seiten Zweige auswirft, an deren Spitzen ganze Büschel Blüten zum Vorschein kommen. Auf diese folgt eine Traube von Beeren, die, wenn sie reif sind, noch größer als Wacholderbeeren sind. Man bricht sie grün ab und legt sie so lange in die Sonne, bis sie eine braune Farbe bekommen. Man nennet es das allgemeine Gewürz, weil der Geruch und Geschmack etwas von Würznelken, Zimmt, Pfeffer und Wacholderbeeren hat. Der wilde Zimmetbaum ist hier sehr gemein, seine Rinde aber ist dicker, weißer und nicht so würzhaft, als der ostindische Zimmet. Der Indigo wird auch sehr stark gebauet, und eine Person kann durch ihre Arbeit jährlich 80 bis 100 Pfund hervorbringen, wenn sonst keine

Unglücks-

Unglückfälle sich ereignen. Die gewöhnlichsten sind der Brand und die Würmer, durch welche er oft zu Grunde gerichtet wird. Orangen- Limonien- Citronen- Aprikosen- und viele andere Arten Obstbäume finden sich in großer Menge. Man findet auch den Mankonilier, dessen Apfel von schönem Geruch und Geschmack, aber ein tödtliches Gift für diejenigen ist, die ihn essen. Die von den Spaniern aus Europa hieher gebrachten Ochsen, Pferde, Esel und Schweine hatten sich anfänglich so vermehret, daß man ganze Heerden derselben in den Wäldern antraf. Seit mehr als hundert Jahren aber hat man ihnen so stark nachgestellet, daß ihre Anzahl sich sehr vermindert hat. Von Vögeln giebt es hier die meisten Arten, die sich in andern Gegenden der neuen Welt befinden. Man findet beynahe hundert Flüsse in Jamaika, aber keiner derselben ist schiffbar. Sie reißen oft starke Bäume und große Felsenstücke mit fort, und in den Gebirgen sind Wasserfälle von 50 bis 60 Fuß hoch nichts seltenes: und doch ist in den dürren Jahren das Wasser in den Niedrungen, die von den Flüssen entfernt sind, so selten, daß vieles Vieh vor Durst umkommt. Es giebt auch heiße Quellen, wie auch viel salzige, daraus Salzlachen entstehen, in welchen durch die Hitze der Sonne eine große Menge Salz verfertigt wird. In den Flüssen giebt es viele Alligators, die zwar gefährlich sind, aber auch mit ihrem Schmalz sehr nützen, welches man als eine vortreffliche Salbe bey Beschädi-

Thiere.

Flüsse.

Schädliche Thiere.

gung der Knochen und Lähmung der Glieder gebraucht. Die Wiesen und Sümpfe sind voller Guanas oder Galliwash, einer Art Eydechsen, deren Biß zwar nicht giftig, aber doch gefährlich ist, weil sie nicht eher nachlassen, als bis sie getödtet sind. Sie klettern gleich den Katzen auf die Bäume, und ihr Schwanz dienet ihnen zur Vertheidigung. Die Berge sind sehr unsicher wegen der ungeheuren Menge Schlangen und anderer schädlichen Thiere, und die Mücken und anderes fliegendes Ungeziefer fallen ebenfalls sehr beschwerlich. Allein die fürchterlichste Plage der Insel sind die schrecklichen Orkane und Erdbeben, die oft große Verwüstungen anrichten und so häufig sind, daß man alle Jahre dergleichen erwartet. Besonders richtete ein entsetzlicher Orkan, der mit einem heftigen Erdbeben vergesellschaftet war, im Jahre 1692 die Stadt Portroyal zu Grunde, und kehrte fast die ganze Oberfläche der Insel um.

Orkane.

§. 205.

Einwohner.

Die Anzahl der Einwohner in Jamaika wird sehr verschieden angegeben; nach der wahrscheinlichsten Berechnung soll sie sich auf 400000 Weiße und 400000 Schwarze belaufen. Sie sind von dreyerley Arten, nämlich Herren, Knechte und Sklaven. Die Herren der Familien, die Pflanzer und Kaufleute leben mit so vieler Pracht und Ergötzlichkeit, als einige Edelleute in der Welt. Sie haben ihre Kutschen mit 6 Pferden, ihr Gefolge von Lakeyen in Liverey, die vorher und

hinten

hinten nachlaufen, und haben es an Kostbarkeit und Schwelgerey den andern Kolonien jederzeit zuvorgethan. Die mehresten sind insgemein hochmüthig, und verlangen mehr Ehrerbietung, als sich gebühret; indessen kann ein Fremder, der sich in sie zu schicken weis, sein Glück auf der Insel machen. Um die Wissenschaften bekümmert man sich hier gar nicht: lesen, schreiben und rechnen ist alles, worinn man eine gute Erziehung setzt, und dieses wird noch dazu ziemlich mangelhaft gelehret. Die Hauptleidenschaft ist das Spiel, und sie schätzen ein Spiel Charten höher als ein gutes Buch. Die Frauenzimmer sind zwar schön von Gestalt, wenden aber wenig Zeit auf die Ausbesserung ihres Verstandes, sind ungemein auf das Tanzen erpicht, und suchen durch ihren Putz zu gefallen und sich Liebhaber zu verschaffen. Sie kleiden sich eben so artig und prächtig als in Europa. Die Mannspersonen tragen wegen der großen Hitze bloß dünne Strümpfe, leinene Beinkleider und Kamisöler. Um den Kopf binden sie ein Schnupftuch und setzen den Hut darauf: bloß des Sonntags und an Versammlungstagen setzet man Perücken auf, und alsdenn erscheinen angesehene Personen auch in seidenen Kleidern. Die Bedienten vermiethen sich auf 4 Jahre, und wenn sie durch ihre Aufführung sich des Vertrauens ihrer Herren würdig machen, werden sie sehr werth gehalten und oftmals von ihren Herren zu Gehülfen angenommen. Die Häuser sind wegen

Kleidung.

Häuser.

der Erdbeben und Orkane insgesammt nur ein Stockwerk hoch, bestehen aus 5 bis 6 mit Mahogany getäfelten Zimmern, und haben eine auf einigen Stuffen erhabene Halle, die zum Schutz wider die Hitze dienet, wo man frische Luft schöpfen kann. Statt des Brots bedienet man sich der Plantanen, Yam oder Igname und Maniok, welche Wurzeln man reibet, in Wasser einweicht, hernach das Mehl trocknet und weiße sehr zerbrechliche Kuchen daraus macht. Aus Neuengland kommt zwar Mehl hieher, das daraus bereitete Brot aber ist von schlechtem Geschmack. An frischem Fleische ist kein Mangel, und eingesalzen irländisch Rindfleisch, Stockfische, Heeringe werden in großer Menge hieher gebracht. Das gewöhnliche Gerichte ist Peperspot: man kocht Calilu, eine kleine Wurzel, mit Maiz, thut Heringe, gesalzene Fische und Piment hinzu, und ißt es, wenn alles wohl gekocht ist, gleich einer Suppe. Das gemeinste Getränk bemittelter Personen ist Maderawein, mit Wasser vermischt; gemeine Leute hingegen trinken Rum oder Punch, den sie auch Killdevill oder Teufelstodtschlag nennen, weil fast kein Jahr verstreicht, daß nicht wenigstens 1000 Personen daran sterben. Man macht den Punch aus zween Theilen Rumbranntwein und einem Theil Wasser, dazu man Zimmt, Citronen, Muskaten, ein Stück geröstet Brot und das Gelbe vom Ey thut.

Speisen und Getränke.

§. 206.

§. 206.

Die Negern machen die größte Anzahl der Einwohner auf der Insel aus, und sind insgesammt Sklaven; ihre große Anzahl aber ist für ihre Herren so gefährlich nicht, als man denken sollte. Denn sie werden aus verschiedenen Gegenden von Guinea gebracht und sind in der Sprache so unterschieden, daß sie einander nicht leichtlich verstehen. Es herrschet auch ein eingewurzelter Haß unter ihnen; sie dürfen ohne Befehl ihrer Herren keine Waffen führen, noch die Grenzen der Pflanzung, worinn sie dienen, verlassen. Einige unter ihnen werden auf der Insel sehr geschickt und diese sind wahre Schätze für ihre Herren. Ereignet sich ein Sterben unter ihnen, so gehen die Herren der Pflanzungen mehrentheils zu Grunde, wenn sie nicht im Stande sind, den Abgang sogleich durch andere zu ersetzen; denn jedes Jahr muß ihre Anzahl vollständig seyn, sonsten würden die Pflanzungen bald großen Nachtheil leiden. Viele sterben gleich bey der Ankunft an einem Fieber, welches man Seasonning nennet. Die schlimmste Krankheit heißet Yaws, dabey der größte Theil des Leibes mit harten Beulen voller Eiter angefüllet ist. Es währet lange, ehe sie aufgehen; geschiehet aber dieses, so ist der ganze Leib nichts anders, als ein Geschwür, woraus eine weißliche stinkende Materie herausgehet, die nicht eher aufhöret, bis die völlige Gesundheit wieder erlanget ist. Dieses Uebel ist so ansteckend, daß Negern.

wenn sich eine Fliege auf einen gesetzt hat, der damit behaftet ist, und sich hernach auf einen gesunden Neger setzet, so wird dieser sogleich damit befallen. Sie müssen schwere Arbeit thun, wobey sie, wenn sie etwas versehen, einer harten und zuweilen unbarmherzigen Züchtigung unterworfen sind. Jedem ist ein Stück Land angewiesen, welches er des Sonntags bearbeiten muß, worauf sie Maiz, Plantanen, Yam, Kakaò und dergleichen pflanzen. Hieraus bestehet ihre vornehmste Nahrung und aus Heringen und eingesalzenen Fischen. Die Ratten, welche sich in den Zuckerplantagen erstaunlich mehren, sind ihre Leckerbissen. Die meisten gehen nackend, nur diejenigen ausgenommen, welche ihre Herren begleiten; und diese tragen Liverey, welches die größte Last ist, die man ihnen auflegen kann. Die Negerinnen sind fast durchaus nackend und wissen von keiner Schamhaftigkeit. Ihre Herrschaft giebt ihnen einige Jupen, die sie aber selten gebrauchen, doch müssen sie sie in den Städten anziehen. Ihre Kenntniß von der Religion ist nach den mancherley Gegenden, woher sie gebracht werden, unterschieden. Sie glauben einen guten, sanftmüthigen, den Menschen gewogenen Gott Naskew, und einen bösen Gott und Urheber aller Unglücksfälle Tunnew. Von der Seligkeit haben sie keine andere Vorstellung, als daß sie in dem Vergnügen bestehe, ihr Vaterland wiederzusehen, wohin sie nach ihrem Tode wieder zu gelangen glauben. Mit diesem Begriffe

griffe trösten sie sich in ihren Widerwärtigkeiten, und ihr elendes Leben, das ihnen sonst unerträglich fallen würde, wird dadurch versüßet. Sie sehen daher den Tod als ein Glück an, und die Standhaftigkeit, womit sie dem letzten Augenblick ihres Lebens entgegen sehen, ist bewundernswürdig. Man tadelt mit Recht an ihren Herren, daß sie sich gar keine Mühe geben, sie in der christlichen Religion zu unterrichten. Des Sonntags Nachmittags versammeln sich Männer und Weiber unter einander und üben sich im Stockwerfen, oder tanzen mit einander. Sie haben eine Art Pauken und andere Instrumente, welche sie mit dem Klange ihrer Stimme begleiten, welches zusammen eine recht abscheuliche Musik machet.

§. 207.

Handlung.

Der Handel dieser Insel ist ungemein groß, und alle Jahre werden mehr als 500 Schiffe mit den Produkten derselben beladen. Die Hauptausfuhre bestehet in Zucker, Rum, Syrup und hiernächst in Kaffee, Indigo, Färbeholz und Apothekerwaaren. Der meiste Handel wird mit Großbrittannien und den brittischen Kolonien in Nordamerika geführet. Aus beyden werden Kleidungsstücke, als Tücher, seidene Zeuge, Hüte, Spitzen, Schuhe ꝛc. und Lebensmittel, als gesalzen Fleisch, Heringe, Stockfisch, Butter, Käse, Mehl, Zwieback, Bier ꝛc. hieher gebracht, wobey funfzig vom hundert zu gewinnen sind. Mit den Spaniern auf dem gegen über liegenden

festen Lande treiben sie einen sehr vortheilhaften Contrebandhandel mit Negern, Stoffen und andern Waaren, welche sie hier mit großem Vortheil absetzen. Die Spanier sind auf diesen Handel so erpicht, daß sie sich bey Erkaufung der Waare so großer Gefahr unterwerfen, als die Engländer bey dem Verkauf wagen müssen; und die Menge der Küstenbewahrer und andere gemachte Anstalten können diesen Handel wohl bisweilen stören, aber nicht völlig hintertreiben.

Münzen. Man hat hier keine andere Münzsorten, als spanische, und es ist wohl nicht leicht ein Ort in der Welt, wo das Silber gemeiner ist. Von kupferner Münze weis man wenig oder nichts, und die geringste Münzsorte ist eine Reale; daher auch alles sehr theuer ist und man nirgends eine Mahlzeit geringer, als um ein Stück von Achten, erhalten kann. Der Unterschied des hiesigen Geldes vom engländischen ist 25 von Hundert, und 75 Pfund Sterling in England machen in Jamaika 100 Pfund.

Justizwesen. Die Justiz wird hier mit großer Ordnung, unpartheyisch und ohne Verzug verwaltet. Außer verschiedenen Untergerichten, welche Sachen, die unter 20 Pfund betragen, entscheiden, giebt es ein Obergericht, das aus einem Oberrichter und sechs Beyständen bestehet, welches alles Personen von bekannter Redlichkeit und Geschicklichkeit seyn müssen. Es erkennet in allen Processen, sowohl in bürgerlichen als peinlichen Fällen, und versammelt sich des Jahrs viermal, jedes mal 21 Tage lang, in welcher

kurzen

kurzen Zeit eine große Menge Sachen berichtigt werden. Die Bestrafungen sind in Ansehung der Sklaven sehr strenge: ein aufrührischer Neger, oder der nur einen Weißen geschlagen, wird zum Feuer verdammt, oder man lässet ihn verhungern. Man entschuldigt diese Grausamkeiten damit, daß die Negern gemeiniglich große Böswichter sind, und daß es unmöglich seyn würde, unter einer so großen Menge Sklaven des Lebens sicher zu seyn, wenn ihre Verbrechen nicht mit äußerster Härte bestraft würden. Die herrschende Religion ist die von der engländischen Kirche; man duldet aber auch andere christliche Religionsverwandte und auch die Juden. Die Kirchensachen stehen unter dem Bischof von London; es sollen aber fast lauter untüchtige und ungelehrte Personen zum Priesterthum nach Jamaika gesendet werden. Gewisse Sakristeyversammlungen erheben von den Kirchspielen die nöthige Taxe zum Unterhalt der Priester, der Armen und zur Ausbesserung und Erbauung der Kirchen. Die Regierung wird, wie in andern englischen Kolonien, durch einen Gouverneur und Rath, der aus zwölf der ansehnlichsten und tüchtigsten Personen der Insel bestehet, besorget, welche der König ernennet. Hiezu kommt die Landesversammlung, zu welcher die Besitzer der Freygüter die Abgeordneten erwählen. Die öffentlichen Einkünfte belaufen sich jährlich auf 70000 Pfund; jedoch die Kosten, welche jährlich auf den Unterhalt der Officiers und Soldaten verwandt

Religionswesen.

Regierung.

Einkünfte.

wandt werden, übersteigen diese Summe sehr oft. Der Kriegsstaat bestehet hier ebenfalls, wie in andern engländischen Kolonien, aus einer Miliz von einigen Truppen zu Pferde und sieben Regimentern zu Fuß, welche 7000 Mann ausmachen. Sie stehet unter gewissen Officiers, welche der Statthalter ernennet, der auch bey besorgten feindlichen Anfällen alle Anstalten zur Vertheidigung der Insel mit unumschränkter Gewalt macht. Jamaika ist für England von großer Wichtigkeit, nicht allein in Absicht der Handlung, sondern auch aus andern Ursachen. Da sie im Mittelpunkt der spanischen Besitzungen liegt, und kein spanisches Schiff aus denselben abgehen oder daselbst ankommen kann, welches nicht Jamaika unumgänglich ins Gesicht kommen müßte; so können zu Kriegszeiten die Spanier von hieraus mit geringer Mühe und wenig Kosten beständig sorgsam erhalten werden, und einige Kriegsschiffe und leichte Barken sind hinlänglich, ihre Küsten zu beunruhigen und ihre Schiffahrt zu stören. Der Handel hieher bringt England die wichtigsten Vortheile und ernähret viele tausend Menschen. Der Zuckerhandel beläuft sich wenigstens auf eine Million Pfund Sterling, und die übrigen Zeugungen der Insel können auch auf 100000 Pfund gerechnet werden, durch deren Umsatz Manufakturen und Produkte aus Großbrittannien gebracht werden.

Kriegsstaat.

Wichtigkeit der Insel.

III. Die Insel S. Domingo.

§. 208.

Geschichte.

Diese Insel wurde von ihren vorigen Bewohnern Quisqueja und Hayti genannt. Kolombus gab ihr den Namen Hispaniola, und in der Folge wurde sie von der Hauptstadt S. Domingo genannt. Sie reizte unter allen Antillen die Aufmerksamkeit der Spanier am längsten, und man kann sagen, daß sie die Mutter von allen spanischen Pflanzstädten in der neuen Welt gewesen. Sie hatten eine Zeitlang hier eine blühende Kolonie: nachdem aber Peru in ihre Hände gefallen war, und sie anfiengen, ihre Besitzungen auf dem festen Lande von Nordamerika immer mehr zu erweitern; so vernachlässigten sie diese Insel, und viele Städte wurden von ihren Einwohnern verlassen. Dadurch wurden die Franzosen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgemuntert, sich auf der Nordseite niederzulassen. Die meisten von diesen neuen Ankömmlingen waren Normannen, denen man den Namen der Bukanier gab, weil sie das Fleisch von den Ochsen, die sie erlegten, bukanirten, d. i. nach Art der Wilden im Rauche trockneten. Die meisten von ihnen legten sich auf die Seeräuberey, und da ein Haufen englischer Seeräuber mit einigen untermengten Franzosen sich der Schildkröteninsel bey S. Domingo bemächtigt hatten; so vereinigte sie der Nutzen und sie fiengen an unter dem Namen der Freybeuter

beuter, Flibustiers, sich berühmt zu machen. Die Spanier thaten zwar verschiedene Versuche, sie von da zu vertreiben, die ihnen aber mislungen. Der Statthalter D' Ogeron brachte die Kolonie im Jahre 1665 zuerst in Ordnung und in bessere Aufnahme. Es wurden mehrere Niederlassungen angelegt und nach und nach so verbessert, daß die Franzosen die Spanier gänzlich hätten vertreiben und sich der ganzen Insel bemächtigen können, wenn sie nicht von der Nachbarschaft derselben große Vortheile gehabt hätten. Endlich erhielten sie im Jahre 1763 den spanischen Antheil durch einen Tausch für Neuorleans und ihre Besitzungen am Missisippi.

§. 209.

Lage. Die Lage der Insel ist ungemein vortheilhaft, indem sie in der Mitte der übrigen Antillen liegt und von vielen kleinen Inseln umgeben ist, welches den Einwohnern große Bequemlichkeiten und Vortheile verschaffet. Von der Insel Kuba ist sie durch eine 18 Meilen breite Meerenge abgesondert, welche die Engländer die Fahrt gegen den Wind (Windward Passage) nennen, durch welche sie bisweilen, wiewohl selten, von Jamaika zurückkehren, weil die Fahrt gefährlich ist, daher sie lieber ganz um Kuba herumsegeln.

Größe. Sie ist von Morgen gegen Abend ohngefähr 480 englische Meilen lang, und von Mitternacht gegen Mittag etwa 90 Meilen breit. Sie ist rund herum mit einer Menge steiler Felsen umgeben, welche die Anlandung sehr schwer machen. Das

Klima

Klima ist heiß, wird aber durch den Morgenwind, den die Franzosen Brise nennen und der mit großer Gleichheit bläset, sehr gemäßiget. Bey der größten Hitze regnet es auch außerordentlich stark, wodurch zwar wohl die Luft abgekühlt, aber auch eine solche Feuchtigkeit verursacht wird, die unangenehme Folgen hat. Das Fleischwerk hält sich kaum einen Tag und Nacht; die meisten Früchte faulen, sobald sie abgebrochen sind; das Brot wird in wenigen Tagen schimmlich und der gewöhnliche Wein dicke und sauer. Das bewundernswürdigste ist die Ungleichheit der Luft, die man auf der Insel oft in geringer Entfernung antrifft. In der einen Gegend regnet es übermäßig, dahingegen die andere trocken ist. Sobald der Regen nachgelassen, stellet sich der Thau im Ueberflusse ein; die Nächte sind daher frisch und oft so empfindlich kalt, daß man seine Zuflucht zum Feuer nehmen muß. Man muß entweder eine starke Natur haben, oder mit der Himmelsgegend sehr bekannt geworden seyn, wenn man ein hohes Alter erreichen will. Die meisten Europäer spüren bald einen großen Abgang der Kräfte und altern vor der Zeit; die Kreolen hingegen sind, je weiter sie sich von ihrem europäischen Ursprunge entfernen, dergleichen Beschwerlichkeiten immer weniger ausgesetzt. Klima.

Der Boden ist auch sehr verschieden, in einigen Gegenden außerordentlich ergiebig und fruchtbar, in andern ungemein schlecht und unfruchtbar. Die Hälfte der Insel ist bergigt, es Beschaffenheit.

können

können aber die mehresten bis an den Gipfel an-
Produkte. gebauet werden. Das vorzüglichste Produkt, welches hier am meisten gebauet wird, ist der Zucker; man bauet aber auch Indigo, Kakao, Kaffee und etwas Taback. Man findet hier eben die Erd- und Obstfrüchte, wie auf Jamaika, auch verschiedene Gattungen von Färbeholz. Honig und Wachs werden in den Wäldern häufig gefunden. Bauholz ist in allen Gegenden der Insel überflüssig zu finden; es ist von Natur fest, hart und schwer, und es soll niemals von Würmern beschädigt werden. Bey der Entdeckung
Thiere. wurden einige Arten von vierfüßigen Thieren hier angetroffen, die aber, da sie insgesammt nicht das Vermögen sich zu vertheidigen hatten, von den spanischen Hunden und Katzen bald ausgerottet wurden. Dagegen haben sich die hiehergebrachten und wild gewordenen Pferde und Rindvieh ungemein vermehret. Man trifft hier zwar nicht viele Arten von Vögeln an, sie sind aber von einer solchen Schönheit, daß die unsrigen ihnen nicht beykommen. Man findet Gänse, Enten, Turtel- und Holztauben, Pintadenhühner, die aus Guinea hiehergebracht werden, viele Pfauen, Phasanen, große Papagoyen, den
Ungeziefer. Kolibry, Nachtigallen ꝛc. Alligators, Iguanen, Schlangen, Skorpionen, Eidechsen, Wespen, Tausendfüße, Ameisen, Niguen, Moskiten und anderes fliegendes und kriechendes Ungeziefer sind eine große Plage der Insel, und verursachen den Einwohnern mancherley Gefahr und Beschwer-

den.

den. Es gab vormals hier Goldgruben und zwar die ergiebigsten, die jemals bekannt gewesen, wie auch Silbergruben, die von einem beträchtlichen Ertrage waren; sie werden aber itzt vernachlässigt, weil man es nicht mehr der Mühe werth hält, sie anzubauen.

§. 210.

Alte Einwohner.

Bey der ersten Ankunft der Europäer war die Insel ungemein stark bewohnt, und einige Verfasser haben behaupten wollen, daß man 3 Millionen Seelen daselbst angetroffen habe, welches aber wohl übertrieben ist. Sie hatten eine braungelbe Farbe, häßliche und grobe Gesichtszüge, große und weite Naselöcher, lange Haare, aber fast gar keine Stirne, welches sie durch das Einpressen der Hirnschädel zuwege brachten, die dadurch auch so hart wurden, daß die Spanier oft die Degenklingen zerbrachen, wenn sie ihnen die Köpfe zerhauen wollten. Sie brachten ihr Leben in größter Faulheit zu, waren die einfältigsten und sanftmüthigsten Menschen, die man finden konnte; sie wußten nichts von Ehrgeiz, Zorn, Verbitterung und andern dergleichen Gemüthsbewegungen. Der Eigennutz war ihnen unbekannt, und die Gastfreyheit war etwas geheiligtes und wurde gegen jedermann aufs genaueste ausgeübet. Sie waren der Geilheit so ergeben, daß sie darinn weder Maaß noch Ziel hielten; daher war ihr Geblüt so verderbt, daß die meisten die venerische Krankheit hatten, deren Mittheilung den Spaniern und der alten Welt

Charakter.

einen solchen Schaden verursacht hat, dem alle Schätze der neuen Welt nicht gleich zu achten.

Kleidung. Die Männer giengen ganz nackend und bedeckten die Schaam nur sehr nachläßig: die Weiber trugen eine Art Jupen, die bis an die Kniee reichte, und die Mädchen waren völlig unbekleidet. Ihre

Wohnungen. Wohnungen kamen mit der Einfalt ihres mäßigen Lebens überein. Sie setzten in der Runde Pfähle in die Erde, 4 bis 5 Schritte von einander: auf diese legten sie breite Stücken Holz, worauf sie lange Stangen stützten, die insgesammt mit den Spitzen zusammengefügt wurden und ein Dach in Gestalt eines zugespitzten Kegels bildeten, welches sie mit Stroh und Palmblättern bedeckten. Die Zwischenräume der Pfähle beflochten sie dichte mit Rohr und mit einer Art von unverweslichem Flachs. Ihre gewöhnliche

Nahrungsmittel. Nahrung war Fleisch, und die Jagd und Fischerey lieferte ihnen das nöthige Fleisch- und Fischwerk, wovon aber die Caziquen das beste bekommen mußten. Sie aßen auch Würmer, Spinnen, Fledermäuse, Schlangen und andere Dinge, die wir verabscheuen. Die Schwäche ihrer gewöhnlichen Nahrungsmittel war die Ursach von ihrer schwachen Leibesbeschaffenheit, welche sie zu starker Arbeit untüchtig machte. Ihre

Verrichtungen. Verrichtungen waren die Fischerey und die Jagd, wozu sie kleine stumme Hunde gebrauchten; öfters aber machten sie an den vier Ecken einer Wiese Feuer an, und alsdenn trafen sie selbige in kurzer Zeit voller Wild an, das bereits halb gebraten war.

Das

Das Erdreich baueten sie sehr wenig; sie verbrannten das trockne Kraut in ihren Savanen, luckerten hernach das Erdreich mit einem Stocke auf und säeten Maiz hinein. Ihre Kanote verfertigten sie auch mit Hülfe des Feuers, womit sie den Baum erst fälleten, hernach allmälig aushöhlten. Das Gold achteten sie sehr wenig, sie suchten aber doch Goldkörner auf, klopften sie breit und machten Nasenringe davon. Sie waren große Liebhaber von Tänzen und tanzten sowohl nach Liedern, als nach dem Klange einer Art von Trommel. Ein anderer Zeitvertreib war das Batosspiel, wobey der Batos, eine Art von Ballon, mit dem Kopfe, dem Ellbogen und besonders den Knieen fortgetrieben wurde. Darauf folgte ein allgemeiner Tanz, und bey dessen Endigung ermangelten sie niemals, sich durch Taback zu berauschen. Man legte Tabacksblätter auf Kohlen und zog den Rauch durch ein Rohr in Gestalt eines Y in beyde Naselöcher, der denn gar bald in das Gehirn stieg. Sie hatten zwo, drey auch mehrere Weiber, unter denen eine angesehener war, als die übrigen. Beym Absterben der Caziquen wurden ein Paar von ihren Weibern, um ihnen in der andern Welt zu dienen, lebendig mit begraben. Die Leichname der Verstorbenen ließen sie auf einer Art von Sessel in eine tiefe Grube hinab, mit allem, was sie kostbares im Leben besessen hatten. Diese Feyerlichkeit ward mit Liedern und vielen abergläubischen Dingen begleitet. Ihre Gottheiten wur-

Ergötzlichkeiten.

Ehestand.

Religion.

den unter abscheulichen Bildern vorgestellet, und waren von Leimen, Steinen, oder gebackener Erde gemacht. Sie nannten sie Chemis oder Zemes, von denen einige Götter der Jahrszeiten, andere der Gesundheit, der Jagd, der Fischerey ꝛc. waren, und jedwedem wurde ein besonderer Dienst erwiesen und besondere Opfer gebracht. Doch meynen einige, daß sie diese Zemes als untergeordnete Gottheiten und Diener eines allmächtigen, unendlichen, unsichtbaren, aber nicht unerschaffnen Wesens verehret hätten. Ihre Butios oder Priester gaben vor, daß sie öftere Unterredungen mit den Göttern hätten, und daß ihnen diese die geheimsten Dinge offenbarten, daher sie auch als Zemes und göttliche Menschen betrachtet wurden. Sie waren zugleich Aerzte, weshalb sie sich stark auf die Kenntniß der Kräuter legten. Die Regierungsart war despotisch, indem das Leben und die Güter der Unterthanen in der Gewalt der Landesherren stunden, die sie aber niemals misbrauchten. Die Insel wurde von vielen Caziquen regiert, deren Würde erblich war; wenn aber ein Cazique ohne Kinder starb, so kam sein Land an die Kinder seiner Schwester. Gesetze hatten sie wenig, und diese waren nicht sonderlich strenge, weil man von groben Verbrechen, als Mord und Todschlag nichts wußte. Der Raub wurde als das größte Verbrechen angesehen und der Räuber ohne Ansehen der Person gespießet. Ereignete sich ja ein Krieg unter den Caziquen, so war der

Regierung.

Kriege.

Streit

Streit gar bald und fast ohne Blutvergießen geschlichtet. Ihre Waffen bestunden aus Makanas, einer Art Keulen, zween Finger breit und oben zugespitzt, und aus hölzernen Wurfspießen. So war das Volk beschaffen, welches die Spanier mit unmenschlicher Grausamkeit völlig ausrotteten.

§. 211.

Spanisch Kreolen.

Die hiesigen spanischen Kreolen sind außerordentlich faul und daher sehr armselig. Den ganzen Tag über thun sie nichts, sondern bringen die Zeit mit Spielen zu, oder sie lassen sich in ihren Hangematten gleich den Kindern wiegen. Wenn sie sich müde geschlafen haben, so fangen sie an zu singen und verlassen die Betten nicht eher, als bis sie der Hunger heraustreibt. Sie lachen die Franzosen aus, welche sich Mühe geben, Schätze zu sammeln: sie wissen an den meisten Orten von keiner Handlung, und ihre zahlreichen Viehheerden schaffen ihnen den einzigen Unterhalt. Sie liefern der französischen Kolonie Fleischwerk, und von diesen bekommen sie, was ihnen zum nöthigsten Gebrauch unentbehrlich ist. Sie sind ungemein mäßig und leben meistentheils von Chokolade. Durch dieses mäßige und ruhige Leben erreichen sie ein hohes Alter. Sie sind im höchsten Grade unwissend und doch dabey so stolz, daß sie sich für die vornehmsten Menschen auf der Welt ansehen. Sie sind zum Theil der Liederlichkeit sehr ergeben und demohngeachtet äußerlich in ihrer Religion sehr andächtig. Sie haben fast täglich Andachtstage, man siehet sie

niemals ohne Rosenkranz, und man sollte nimmermehr glauben, wie weit sich ihre Ehrerbietung vor geweihete Dinge, und ihre blinde Unterwürfigkeit gegen die Priester erstrecket. Ihre Tugend ist die Gastfreyheit, und darinn gehen sie so weit, daß sie sich das nöthige entziehen, um Fremden gutes thun zu können. Die französischen Kolonien bestehen aus mehr als 30000 freyen Leuten, unter denen 10000 tüchtig sind, die Waffen zu führen, und aus 100000 Sklaven, die theils Schwarze, theils Mulatten sind. Die hiesigen französischen Kreolen sind reich, höflich, gesprächig, freygebig, mitleidig, offenherzig und gute Gesellschafter. Die Gastfreyheit, die gleichsam ein Erbschaftstück auf dieser Insel ist, üben sie im höchsten Grade aus. Ein Fremder kann überall im Lande herumreisen und braucht nur ein äußerlich anständiges und ehrbares Ansehen zu haben, um überall gut aufgenommen zu werden. Ist er bedürftig, so giebt man ihm reichlich, seine Reise weiter fortzusetzen. Ihre Gutthätigkeit gegen Verwaisete ist eben so groß. Die nächsten Verwandten, und in deren Ermangelung die Pathen, haben das Vorrecht für ihre Erziehung zu sorgen. Sollte aber ein Kind ganz verlassen seyn, so schätzt sich der erste, der es habhaft werden kann, glücklich, Vaterstelle bey ihm zu vertreten. Die Weiber sind hübsch, weiß, wohlgestaltet und voller Anmuth; man beschuldigt sie galant zu seyn, es soll aber geschehen, um sich wegen der allzumerklichen Neigung

Französische Kreolen.

ihrer

ihrer Männer zu den schwarzen Sklavinnen zu rächen. Der muntere Fleiß der Franzosen ist Ursache, daß sie ihre Errichtungen bestmöglichst genutzt haben und zu geschwindem Vermögen gekommen sind. Alles hat bey ihnen ein Ansehen vom Reichthume, und man findet beynahe 1500 Zuckermühlen und Siedereyen. Wer hieher kommt, um Vermögen zu erwerben, darf nur um ein Stück Landes anhalten, das noch keinen Herrn hat. Man weiset ihm eins nach seinen Bedürfnissen und Kräften an, und er kann bis 1000 Schritte ins Gevierte erhalten. Gemeiniglich fängt man an Indigo und Taback zu bauen, weil diese Manufakturen keine große Zurüstung und wenige Schwarze erfordern, die Unternehmer aber dadurch bald in den Stand gesetzt werden, Zuckersiedereyen anzulegen. Sie treiben einen sehr wichtigen Handel, sowohl mit den Spaniern, als vornehmlich mit Frankreich. Der Zuckerhandel ist der wichtigste und liefert jährlich mehr als 400 Schiffen Ladung, dafür französische Waaren zurückgebracht werden. Außerdem werden Häute, Ingwer, Indigo, Taback, Kakao, Ambra, Honig, Wachs und Färbeholz ausgeführt. Die Regierung der Insel wird von einem königlichen Statthalter besorgt. Handlung.

IIII. Die Insel Porto Rico.

§. 212.

Diese Insel wurde vom Kolombus 1493 entdeckt und Johannes Baptista genannt, Geschichte.

sie hat aber die gegenwärtige Benennung von der darauf belegenen Hauptstadt Porto Rico, wegen der Vortrefflichkeit des Havens, bekommen. Die Spanier machten sich anfänglich wenig aus dieser Entdeckung, weil sie auf Hispaniola mehr Gold als hier antrafen. Nachher aber, als sich Goldadern blicken ließen, suchten die Spanier sich hier niederzulassen. Ponce von Leon legte 1510 den Grund zur ersten Kolonie und wollte die Einwohner dienstbar machen. Sie hatten aber nicht sobald das schwere Joch der Spanier gefühlt, als sie auf Mittel dachten, sich davon zu befreyen. Sie machten zuerst einen Versuch, ob die Spanier auch wirklich so unsterblich wären, als es der Ruf von ihnen ausbreitete. Einige von ihnen warfen einen Spanier ins Wasser und hielten ihn so lange untergetaucht, bis er ertrunken war. Sie gaben drey Tage Achtung, ob er wieder aufleben würde, und da endlich der übele Geruch, den er von sich gab, sie von seinem wirklichen Tode überzeugte, so ließen sie die Meynung von der vorgegebenen Unsterblichkeit ihrer Tyrannen fahren, überfielen sie und machten eine Menge von ihnen nieder. Ponce nahm alle seine Leute zusammen und suchte die Indianer in ihren Schlupfwinkeln auf, wobey er sich eines großen Hundes bediente, der erstaunliche Niederlagen unter ihnen anrichtete. Sie wurden also nach und nach gänzlich ausgerottet, und ihre Zahl soll sich auf 60000 belaufen haben.

§. 213.

§. 213.

Porto Rico liegt unter dem 18ten Grad Norderbreite, und hat etwa 40 deutsche Meilen in der Länge, 15 bis 16 in der Breite und 120 im Umfange. Das Klima ist vom May bis in den September außerordentlich heiß, alsdenn entstehen die entsetzlichen Höllenstürme, welche dergestalt toben, daß kein Fahrzeug auf der See dauern kann, und die auf den Feldern unglaublichen Schaden anrichten. Die übrige Zeit des Jahres ist feucht und regnicht. Mitten durch die Insel geht eine lange Reihe Berge, die zum Theil mit Holz bewachsen sind, und von denen 23 kleine Flüsse herabströmen. Der Boden ist ungemein ergiebig und fruchtbar, doch nach Mitternacht zu nicht so gut, als gegen Mittag. Sie erzeugt Zucker, Baumwolle, Kassien, Vanille, Reiß, Maiz und Maniok im größten Ueberflusse. Sie hat auch eine Menge Obstbäume und anderes Nutzholz. Das Franzosenholz wächst in allen Gegenden. Aus dem Tabunuko quillet ein klebrigtes und zu Heilung der Wunden dienliches Harz, und der kleine Marienbaum giebt einen Saft, der fast alle Fleischwunden heilet. Die überall befindlichen schönen Wiesen ernähren eine ungemeine Menge von wildem Hornvieh, das aber spanische Zucht ist, und sehr vieles Wildprett. Ein dem Lande eigenes Thier ist Javaris, eine Art von wilden Schweinen, das kurze Ohren, den Nabel auf dem Rücken und fast keinen Schwanz hat. Es ist schwer zu fangen;

Größe. Klima. Produkte. Thiere.

denn da es durch ein Luftloch auf dem Rücken beständig Athem holet, so wird es nicht müde, ob es gleich noch so stark läuft. Wird es von Hunden angefallen, so stellt es sich heftig zur Wehre und zerreißet alles, was ihm im Wege stehet. Das Thier Opassum ist so groß als eine Katze und hat unter dem Bauch einen Beutel, der von innen weichere Haare als von außen hat und den Jungen zum Lager dienet. Das Tatau hat harte Schuppen und einen Schweinerüssel: es rollt den Kopf, die Beine und den Schwanz unter den Schuppen zusammen, und alsdenn kann es durch kein Gewehr noch Biß verletzt werden. Die Fische, die aus dem benachbarten Meere in großer Menge kommen, sind vortrefflich.

Metalle. Außer dem Golde, welches man in Bergwerken und Flüssen findet, ist auch Zinn, Bley und Queckſilber anzutreffen.

§. 214.

Handlung. Die Hauptstadt Porto Rico hat einen vortrefflichen Haven, ist groß, wohl gebauet und besser bewohnt, als die meisten andern spanischen Städte in Amerika. Die Ursach hievon ist diese, weil sie der Mittelpunkt des Schleichhandels ist, der von den Engländern und Franzosen mit den spanischen Unterthanen getrieben wird, ohngeachtet die Gesetze dagegen so strenge sind, und man die größte Vorsichtigkeit zur Verhinderung desselben anwendet. Ein Schiff, das in den Haven einlaufen will, braucht den Vorwand, daß es Wasser, Holz oder Lebensmittel nöthig habe,

habe, oder daß das Schiff beschädigt ist und also ausgeladen werden müsse. Durch Geschenke, die man dem Statthalter und den übrigen Bedienten macht, erhält man die Erlaubniß einzulaufen. Nun vergißt man keine Ceremonie: man bringt die Schiffsladung in ein Vorrathshaus, schließt sie sorgfältig ein und drückt das Siegel auf die Thüre. Allein man hat eine andere Thüre anzubringen gewußt, die nicht versiegelt ist, durch welche man bey Nachtzeit die Ladung herausschafft und an deren Statt die eingetauschten Waaren hineinlegt. Sobald dieser Verkehr geschehen ist, ist das Schiff ausgebessert und gehet wieder unter Segel. Kleine fremde Barken führen ihre Ladung in die Mündung der Flüsse, und geben den benachbarten Wohnungen ein Zeichen durch einen Kanonenschuß, worauf die Spanier mit ihren Waaren auf kleinen Booten herbeykommen. Man nennet diesen Handel nach der Pike handeln, weil die fremden Kaufleute wegen besorgter Betriegereyen und Gewaltthätigkeiten ihre Leute allezeit wohl bewaffnet halten. Die vornehmsten Waaren, womit die Kaufleute zu Porto Rico handeln, sind Zucker, Ingwer, Häute, baumwollen Garn und rohe Baumwolle, Kassia, Mastix. Sie haben auch eine große Menge Salz, und gewinnen viel durch den Verkauf ihrer frischen und eingemachten Citronen und Pomeranzen. Sie haben viele gute Schiffe, mit welchen sie nach verschiedenen Gegenden von Amerika segeln, und

das

das verschafft ihnen Gelegenheit, den verbothenen Handel noch besser zu treiben. Die Insel wird in weltlichen Sachen von einem Statthalter, und in geistlichen von einem Bischofe regieret, welche beyde ihren Sitz in der Hauptstadt haben.

Der zweete Abschnitt.

Von den karaibischen Inseln.

§. 215.

Lage. Die karaibischen Inseln machen einen Theil der kleinen Antillen aus, und werden von einigen auch die Kanibaleninseln genannt. Sie liegen zwischen dem festen Lande des mittägigen Amerika und der Morgenseite der Insel Porto Rico, in Gestalt eines Bogens, und erstrecken sich in dem hitzigen Erdstriche vom 11ten bis 19ten Grad Norderbreite. Die Luft ist mehrentheils sehr gemäßigt und ziemlich gesund, wenn Klima. man derselben erst gewohnt ist. Die Hitze ist nicht stärker als in Frankreich im Julius und August, und wird durch einen sanften Ostwind, der von Morgens um 9 Uhr bis Nachmittags um 4 Uhr anhält und die Luft erfrischet, sehr gemäßiget. Frost und Eis ist zwar unbekannt, es ist aber doch des Nachts sehr kalt; und wenn man diese Zeit über unbedeckt bleibt, so kann man sich dadurch allerley Ungemächlichkeiten zuziehen. Wenn die Sonne über die Linie gegangen ist und sich dem Wendungskreise des Krebses nähert, so entstehen ent-

entsetzliche Donnerwetter, und wenn diese aufhören, so fängt es an zu regnen, welches zuweilen 12 bis 14 Tage ohne Unterbrechung anhält. 7 Monate lang geht kaum eine Woche ohne Regen hin. Diese Regen kühlen die Luft und Erde ab, daher heißt diese Jahreszeit der Winter, der anfänglich eine Menge Krankheiten, als Fieber, Schnupfen, Zahnschmerzen und Geschwüre erregt. In den übrigen Zeiten des Jahres herrschet eine ungemein große Dürre, welche man den Sommer nennet. Der meiste Theil der Inseln ist mit Waldungen bedeckt, welche das ganze Jahr hindurch grünen und einen angenehmen Anblick geben. Auf den meisten ist das Erdreich fruchtbar, und wo der Boden gebauet wird, bringt er allerley Lebensmittel im Ueberfluß hervor. Die gewöhnlichsten sind Maiz, Maniok und Pataten; man hat aber auch europäisches Getreyde angebauet. Die Weinstöcke wachsen häufig, und außer den wilden Reben, die man in den Wäldern antrifft und welche große dicke Trauben tragen, findet man auch europäische Arten, die daselbst gepflanzt worden, und des Jahrs zweymal reife Trauben tragen, die sehr gut sind, wovon aber der Wein sich nicht über einige Tage hält. Quellen, Seen, Bäche und Brunnen von süßem Wasser sind häufig, und viele Inseln haben auch schöne Flüsse, die auch in der größten Dürre nicht austrocknen und reich an Fischen sind, welche das Meer noch im größern Ueberflusse liefert. Die alten Einwohner, die

Beschaffenheit.

Einwohner.

die sie von undenklichen Zeiten bewohnt haben, sind die Karaiben, welche aber von den Engländern, Franzosen, Holländern, Spaniern und Dänen aus den meisten Inseln vertrieben sind. Man zählet derselben 28 der wichtigsten, und theilet sie in zwo Reihen, davon die eine von Mittag gegen Mitternacht gehet und Sotto Vento, die Inseln über dem Winde, genannt wird; die andere aber, die sich von Osten nach Westen erstrecket, mit den Namen Barlo Vento, die Inseln unter dem Winde, belegt wird. Man kann sie auch in 6 Klassen theilen, nach den verschiedenen Nationen, die sie besitzen.

I. Die Inseln, die den Karaiben gehören.

§. 216.

S. Vincent. Die Karaiben besitzen die Inseln S. Vincent und Dominique. Jene liegt im 16ten Grade Norderbreite, und kann etwa 8 Meilen in der Länge und 6 in der Breite enthalten. Sie ist voller hohen mit Gehölzen bedeckten Berge und kleinen Thäler, welche letztern fruchtbar seyn würden, wenn sie bearbeitet wären. Sie ist am stärksten von den Karaiben besetzt, die viele Dörfer hier haben und nach ihrer Art sehr bequem leben. Es haben sich auch aus Barbados viele weggelaufene Negern hieher begeben, welche die Karaiben unter sich aufgenommen, die sich aber nachher so sehr vermehrt haben, daß sie endlich die Karaiben an der Zahl übertroffen und sie gezwungen

zwungen haben, die Insel mit ihnen zu theilen. Die Engländer haben zwar im Jahre 1723 und noch vor wenigen Jahren Versuche gemacht, sich der Insel zu bemächtigen, sie sind ihnen aber mislungen.

Die Insel Dominique liegt unter dem 15ten Grad und 30 Minuten, und man schätzt ihre Länge auf 13 Meilen, ihre Breite aber etwas geringer. In dem Mittelpunkte liegen viel hohe Berge, die einen unersteiglichen Grund umgeben, in welchem man eine große Menge kriechender Ungeziefer von ungeheurer Länge und Dicke findet. Sie hat vortreffliche Thäler und weite Ebenen, die werth wären, bepflanzt zu werden, und wird von verschiedenen Flüssen bewässert. Maiz, Maniok, Pataten, Baumwolle, Bananen und Feigen wachsen im Ueberflusse, und Schweine sind in Menge vorhanden. Es sind hier nicht über 2000 Karaiben, wovon zwey Drittel Weiber und Kinder sind. Dominique.

§. 217.

Die Karaiben, welche man auch Kanibalen und Menschenfresser genannt hat, stammen aus Florida her. Sie sind von mittelmäßiger Größe, wohlgewachsen, breit von Schultern und mehrentheils gut bey Leibe. Sie haben ein rundes Gesicht, eine durch Kunst flach gemachte Stirne und Nase, schwarze und etwas kleine, aber durchdringende Augen und eine olivengelbe Farbe. Die Frauenspersonen sind ebenfalls wohlgewachsen und verdienen schön genannt zu werden. Einwohner.

den. Sie haben durchgängig schwarze lange Haare, welche sie hinterwärts zusammenflechten und in ein kleines Horn stecken, das sie mitten auf dem Kopfe fest machen. Sie sind von einer Charakter. melancholischen, tiefsinnigen Gemüthsbeschaffenheit, sie haben aber ihrer Neigung eine solche Gewalt angethan, daß sie aufgeräumt und munter zu seyn scheinen. Sie sind wohlthätig und sanftmüthig, aber Feinde alles Zwanges, daß wenn einige zu Sklaven gemacht werden, sie sich bald zu Tode grämen: mit Gelindigkeit aber kann man von ihnen alles erhalten. Sie leben ohne Sorge, ohne Ehrgeiz, ohne Unruhe, und begnügen sich mit dem, was ihr Land hervorbringt. Raub und Diebstahl halten sie für ein Hauptverbrechen. Männer und Weiber sind von Natur keusch, welches eine seltene Tugend unter den Wilden ist. Sie leben unter einander in großer Einigkeit, und Zänkereyen sind selten unter ihnen. Werden sie aber einmal beleidiget, so verzeihen sie niemals, sondern treiben ihre Rache aufs äußerste; und aus dieser Begierde verzehren sie auch das Fleisch ihrer Feinde. Sie sind ungemein einfältig und unwissend, daher sie in eine große Verwunderung gerathen, wenn sie etwas sehen, davon sie die Ursach nicht wissen. Sie essen keine Schweine, weil sie besorgen, dadurch eben so kleine Augen zu bekommen, als diese haben; auch keine Schildkröten, weil sie glauben, daß sie der Dummheit dieser Thiere dadurch theilhaftig gemacht werden möchten. Sie gehen

ganz

ganz nackend, und wenn einer seine Schaam bedecken wollte, so würde er ausgelacht werden. Wenn sie mit den Christen Umgang haben, so ziehen sie aus Liebe zu ihnen ein Hemde und Beinkleider an, setzen auch einen Hut auf; welches alles sie, sobald sie wieder nach Hause kommen, gleich ausziehen und als eine Seltenheit aufheben. Wirft man ihnen ihre Blöße vor, so sagen sie, daß wir nackend auf die Welt kämen, und daß es eine Thorheit sey, dasjenige zu verbergen, was wir von der Natur erhalten. Alle Morgen baden sie sich, und wenn sie sich bey einem kleinen Feuer getrocknet haben, so lassen sie sich den ganzen Leib und das Gesichte mit Rucu bestreichen, und die, welche noch zierlicher aussehen wollen, malen sich schwarze Ringe um die Augen. Dieser rothe Anstrich macht ihre Glieder geschmeidig und dienet ihnen des Nachts wider die Kälte, auch wider die Stiche des Ungeziefers. Das Haupt schmücken sie mit einer Krone von bunten Federn. Die Weiber durchbohren sich die Ohren, auch die Lippen und Naselöcher, und tragen allerley Zierrathen darinn. Sie haben auch Hals- und Armbänder von Ambra, Korallen und andern Dingen. Viele tragen Pfeifen, die aus den Knochen ihrer Feinde gemacht sind, auch Ketten von Thierzähnen und Muscheln. Ihr hauptsächlichster Schmuck sind die Caracolis oder geglättete Kupferplatten, in Gestalt eines halben Mondes. Kleidung.

§. 218.

Wohnungen. Ihre Hütten sind länglicht rund und bestehen aus eingerammten Pfählen, die sie mit Palmblättern oder Zuckerrohre decken. Sie umzäunen sie mit Strauchwerk und theilen sie in verschiedene Abtheilungen. Sie halten sie ungemein reinlich. Ihr Hausgeräthe bestehet aus Hangematten von kleinen Sesseln, aus einem Stück rothen oder gelben Holze, aus kleinen mit Palmblättern bedeckten Tischen und aus allerley Gefäßen aus Thon oder Kürbißschalen. Sie wohnen in Dörfern, die mehrentheils auf kleinen Bergen, nicht weit von einer Quelle oder Fluß liegen und in deren Mitte ein Karbet oder Versammlungshaus ist. Bey ihren Hütten ziehen sie Hühner und Truthühner auf, um sie an die Europäer zu vertauschen. Sie pflanzen auch Orangen- Citronen- und andere fruchttragende Bäume um dieselbigen, wie auch Maniok, Pataten und Karaibenkohl. Bey ihren Mahlzeiten sind sie sehr mäßig und reinlich, und sie pflegen sich sorgfältig vorher zu waschen. Die Weiber essen nicht eher, als bis die Männer ihre Mahlzeit geendigt haben. Ihre gewöhnliche Nahrung

Speisen. ist Kassavebrot, welches sie aus Maniok und Maiz verfertigen. Ihre andern Gerichte sind Eidechsen und Fische, ingleichen Kohl, Erbsen, Bohnen, besonders aber kleine Krebse, die in ihrer eigenen Brühe mit Citronensaft und Piment zurechte gemacht werden. Ihr Getränke verfertigen sie aus Maiz, Pataten, Maniok; der

Palm-

Palmwein und der aus Zucker gemachte Wein sind unter ihnen sehr beliebt. In der Gastfreyheit gegen Fremde, die als Freunde zu ihnen kommen, übertreffen sie alle andere Wilden. Ihre Hauptbeschäfftigung besteht in der Jagd und Fischerey; die Weiber aber müssen das, was sie gefangen haben, zu Hause tragen. Darinn unterscheiden sie sich von andern Einwohnern der neuen Welt, daß sie sich in ihren Hütten auch beschäfftigen. Sie machen Hamacken von Baumwolle, künstliche Decken aus Schilf und Kraute, Sessel von geglättetem Holze, kleine Tische und allerley Hausgeräthe; besonders suchen sie ihre Waffen, die in Bogen, Pfeilen und Streitkolben bestehen, sauber zu erhalten. Die Weiber spinnen Baumwolle und verfertigen ihre Halbstiefeln, die sie bisweilen tragen, sehr geschickt. Sie lieben die Ergötzlichkeiten, daher richten sie Papagoyen und andere Vögel zum Reden ab, verfertigen Trommeln und Pfeifen, und vertreiben sich die Zeit mit Singen und mit dem Stein- und Strohspiel. Ihre stärkste Belustigung ist das Tanzen, welche Uebung sie sonderlich an ihren Festtagen anstellen.

Beschäfftigungen.

Ergötzlichkeiten.

§. 219.

Sie nehmen so viel Weiber als ihnen gefällt. Sie bauen vor jede Frau eine eigene Hütte, und bleiben bey der, die ihnen am besten gefällt, so lange sie wollen, ohne daß die andern eifersüchtig werden; und diejenige, bey der sie sich aufhalten, dienet ihnen mit äußerster Sorgfalt. Ihre Muh-

Heirathen.

men sind ihnen auf gewisse Maße der Geburt nach zuständig, sie können davon nehmen, welche sie wollen, und dürfen sie nur ohne weitere Ceremonien in ihre Hütten führen. Sie können die im Kriege gefangenen Weiber auch nehmen; die Kinder aber, die davon gebohren werden, sind sowohl als die Mütter Leibeigene. Wenn ein Mann seine Frau auf einer Untreue ertappt, so verzeihet er niemals, sondern er schlägt sie mit dem Streitkolben todt, oder schneidet ihr den Bauch auf. Die Weiber werden leicht entbunden, und wenn es schwer hält, so trinken sie den Saft aus der Wurzel eines gewissen Schilfs, welcher augenblicklich die Entbindung befördert. Der Mann legt sich alsdenn nieder und nimmt die Wochenbesuche und Glückwünsche an. Den Kindern wird die Stirne gleich nach der Geburt eingepresset, daß sie sich vorwärts herabneiget. Sie wickeln sie niemals ein, und doch werden ihre Glieder nicht ungestaltet. Zehn Tage nach der Geburt bekömmt das Kind einen Namen, der von ihren Vorfahren oder von Bäumen und Thieren hergenommen ist, und den es mit einem andern verwechselt, wenn es unter die Kriegsleute aufgenommen wird. Die Erziehung bestehet darinn, daß sie die Kinder unterrichten, die Waffen geschickt zu führen und sie zu verfertigen, daß sie sie zum Schwimmen, Jagen, Fischen und anderer Arbeit anhalten. Ohngeachtet sie nicht zur Ehrfurcht gegen ihre Aeltern angewöhnt werden, so haben sie doch eine natürliche

Kinderzucht.

liche Hochachtung für sie. Da sie von einer gesunden Natur sind und in beständiger Gemüthsruhe leben, so wissen sie fast von keinen Krankheiten, leben bis auf hundert Jahre und drüber und sterben meistentheils vor Alter. Der Genuß des Ungeziefers verursacht ihnen eine Krankheit, die sie Pyans nennen und mit den Kinderblattern übereinkommt. Sie brauchen dawider allerley Hülfsmittel, und wenn diese nicht helfen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu den Boyen oder Priestern. Bey Verwundungen besitzen sie ein Geheimniß, die Wunden in kurzer Zeit dergestalt zu heilen, daß man nicht das geringste Merkmaal davon antrifft. Bey einem Todesfalle stellen sie ein erbärmliches Wehklagen an, benetzen den Leichnam mit ihren Thränen, bestreichen ihn mit rother Farbe und setzen ihn in die Stellung eines Kindes in Mutterleibe. Sie machen das Grab gemeiniglich in der Hütte des Verstorbenen, und wenn sie ihn in die Grube gelassen haben, machen sie ein großes Feuer herum. Männer und Weiber setzen sich auf die Hucke und wehklagen. Wenn das Grab mit Erde bedeckt ist, so schneiden sich die nächsten Freunde die Haare ab und stellen ein strenges Fasten an: sobald aber der Leichnam anfängt zu verwesen, wird das Fasten in ein Schmausefest verwandelt, und die Betrübniß durch Lustbarkeiten vertrieben.

Krankheiten.

Begräbniß.

§. 220.

Sie haben einen Begriff von einer obern wohlthuenden Macht, der sie aber weder Anbetung

Religion.

betung noch Verehrung leisten, weil sie sich um die menschlichen Handlungen nicht bekümmere. Sie glauben gute und böse Geister. Die guten sind ihre Gottheiten und sie nennen sie Akambue, die Weiber aber heißen sie Opoyem. Sie glauben, daß jeder Mensch einen besondern habe, und sie opfern ihnen Kassave und die Erstlinge ihrer Früchte, welche sie an das Ende ihrer Hütte auf kleinen Tischen hinstellen. Die bösen Geister nennen sie Maboya und schreiben ihnen alle Uebel zu, bringen ihnen aber keine Opfer, sondern machen ihr Bildniß, in der Gestalt, wie sie glauben, daß sie ihnen erschienen sind, und hängen solches an den Hals. Sie glauben, daß ein jeder so viel Seelen habe, als er Schläge der Pulsader verspürt; die Seele des Herzens aber sey die vornehmste und fahre nach dem Tode mit ihrem Gott in den Himmel. Hier glauben sie, eben ein solches Leben zu führen, als sie auf Erden gethan; daher tödten sie Sklaven auf den Gräbern der Todten, um ihnen in der andern Welt zu dienen. Sie haben verschiedene Arten von Befehlshabern: erstlich einen Hauptmann in jedem Dorfe, zweytens einen Hauptmann über die Fahrzeuge, drittens einen Admiral, der die ganze Flotte commandirt, und viertens einen Oberbefehlshaber oder Caziquen, den sie Ubutu nennen, der auf Lebenszeit erwählt wird und große Ehrerbietung genießet. Keiner von diesen Hauptleuten gebiethet der ganzen Völkerschaft; wenn sie aber zu Felde ziehen, so wählen

Regierungsform.

wählen sie aus allen Hauptleuten einen Heerführer, der den ersten Angriff thut. Die Gerechtigkeit wird von diesen Hauptleuten nicht verwaltet, sondern ein jeder, der beleidigt worden, sucht sich selbst Genugthuung zu verschaffen, es entstehen aber selten Zwistigkeiten unter ihnen. Mit den Aruankas oder Aruagern in Gyana haben sie von undenklichen Jahren her Kriege geführet, und sie besuchen sie auch noch fast alle Jahre zweymal. Sie schiffen in ihren Piroguen und Kanoten in aller Stille herüber und suchen sie zu überrumpeln. Werden sie vor dem ersten Scharmützel entdeckt, oder nur von einem Hunde angebellet, so ziehen sie wieder ab; werden sie aber nicht entdeckt, so suchen sie ihre Feinde in ihren Kabanen auf, treiben sie heraus und fechten mit großem Muth. Nach geendigtem Treffen ziehen sie sich ans Ufer zurück, und machen vor ihrer Abfahrt, wenn sie gesiegt haben, ein großes Freudengeschrey, um ihre Feinde zu verhöhnen. Die Feinde, die sie auf der Stelle erlegen, verzehren sie sogleich an eben dem Orte; die Gefangenen nehmen sie mit, schlagen sie bey einem Schmausefeste ohne weitere Grausamkeit todt, und verzehren sie. Die Weiber und Mädchen machen sie zu Sklavinnen, die gefangenen Knaben aber erziehen sie mit ihren eigenen Kindern. Kriege.

II. Die Inseln, die den Engländern gehören.

§. 221.

Die Engländer besitzen die Inseln Barbados, S. Christoph, Antigo, Anguilla, Barbuda, Montserrat, Nevis, Grenada und Tabago. Barbados wurde zuerst von den Portugiesen auf ihren Reisen nach Brasilien entdeckt und hernach von den Engländern in Besitz genommen, die 1624 ihre erste Niederlassung hier anrichteten. Sie hatten viel Mühe, ein ganz mit Bäumen und Gesträuchen bewachsenes Erdreich zu reinigen. Anfangs pflanzten sie nur Taback, und weil dieser wegen seiner schlechten Beschaffenheit fast gar nicht gekauft wurde, legten sie einige Indigopflanzungen an, bis sie endlich um 1650 den Anbau des Zuckerrohrs anfiengen, der auch ungemein wohl gerieth und die Kolonie bald in einen blühenden Zustand versetzte.

Barbados.

Lage und Größe. Barbados liegt zunächst bey S. Vincent im 13ten Grade 30 Minuten nordlicher Breite, und ist von Norden gegen Süden etwa 28 englische Meilen lang, und von Osten gegen Westen 15 Meilen breit.

Klima. Die Hitze würde unerträglich seyn, wenn sie nicht durch die täglichen Winde abgekühlet würde. Diese Winde wehen zwar nicht vom Julius bis in den Oktober, welches hier mitten im Sommer heißt, alsdenn aber machen die Seelüfte die Hitze erträglich. Von den Orkanen ist hier nicht ein solcher Schade zu

be-

besorgen, als auf Jamaika. Das Land ist größtentheils flach und eben, mit einigen kleinen Bergen, und von ungemeiner Fruchtbarkeit, so daß man mit weniger Wartung und Bearbeitung eine reiche Aernte von Zuckerrohr hervorbringen kann. Die Zuckerplantationen nehmen itzt fast die ganze Insel ein; doch wird auch etwas Indigo, Ingwer und Baumwolle gebauet. Die Bäume, Pflanzen und Felder sind beständig grün; einige Gewächse stehen jederzeit in der Blüte und andere tragen das ganze Jahr durch Früchte, so daß man den blühenden Frühling und den reifen Sommer fast immer zu gleicher Zeit findet. Die Lebensmittel werden fast alle aus den Kolonien in Nordamerika hiehergebracht, daher sie auch so theuer sind, daß man in einem Gasthause die Mahlzeit nicht unter anderthalb Thaler haben kann. Frisch Fleisch ist nur für die Tische der Standespersonen, die übrigen sind froh, wenn sie eingesalzen Fleisch und Fische haben können. Die weißen Einwohner belaufen sich etwa auf 30000, und der Sklaven sind ohngefähr 100000. Jene sind entweder Herren, oder Knechte. Die letztern sind solche, die sich auf vier Jahr oder länger selbst verkaufen, oder die aus Großbrittannien ihrer Verbrechen wegen hieher geschickt werden. Die Herren leben wie kleine Fürsten auf ihren Pflanzungen und haben alles, was zum Pracht und Wohlleben erfordert wird. Ihre Wohnhäuser sind meistens von Steinen gebauet und sehen mit den Seiten- und

Produkte.

Einwohner.

Nebengebäuden einer kleinen Stadt ähnlich. Viele darunter haben auf 800 Negern, die sowohl selbst, als ihre Nachkommen, Zeitlebens ihre Sklaven sind. Ein solcher Neger kostet 40 bis 50 Pfund Sterling, und derjenige, der ein Handwerk gelernt hat und etwas zu leisten vermag, wird auf 150 bis 200 Pfund geschätzt. Sie haben ihre Verrichtungen mehrentheils auf dem Felde, in den Zuckermühlen und Siedereyen, und wenn sie geschickt sind, werden sie auch zu Bedienten, Läufern und Kutschern gebraucht. Man erlaubt ihnen zwo bis drey Weiber zu nehmen, wodurch aber der Zweck der Vermehrung nicht allemal erreicht wird.

Handlung. Der vornehmste Handel besteht in Zucker, es wird aber auch etwas Indigo und Piment, viel Ingwer und Baumwolle ausgeführt, mit welchen Waaren jährlich 250 große Schiffe beladen werden. Dagegen erhalten sie aus England Tücher, feine und grobe Leinwand, Strümpfe, Schuhe und andere Kleidungsstücke, Fleisch und andere Lebensmittel, allerhand Wein, Eisenwaaren und Hausgeräthe. Die Kaufleute von Barbados handeln auch auf die afrikanischen Küsten, woher sie Negern holen.

Justizwesen. Zu desto besserer Gerechtigkeitspflege ist die Insel in fünf Bezirke abgetheilt, deren jeder einen Richter hat, von welchem man in Sachen, die über 10 Pfund betragen, an den Gouverneur und Rath, und in Sachen, die 500 Pfund betreffen, an den Kö-

Regierung. nig appelliren kann. Die Regierung wird eben

so,

so, wie in andern englischen Kolonien, von dem Statthalter, einem Rath von 12 Personen und der allgemeinen Versammlung besorgt. Die Einkünfte der Krone bestehen in 4½ vom Hundert, so auf alle Güter gelegt ist, die ausgeführt werden, und jährlich 10000 Pfund beträgt; in vier Pfund Büchsenpulver vor jede Tonne, bey jedem Schiffe, das daselbst ausladet; in einer Abgabe vom Maderawein, welche auf 7000 Pfund einträgt, und in einer Abgabe auf alle Getränke, welche 2000 Pfund einbringt. Die letztern dreye werden zur Erhaltung des Kriegswesens angewendet. Außer dem hebt die Versammlung noch andere Abgaben durch Kopfsteuern und dergleichen, zum Behuf der Kolonie, welche sich jährlich auf 20000 Pfund belaufen. Der Kriegsstaat stehet unter dem Gouverneur und bestehet aus 1500 Mann zu Pferde und 3000 zu Fuß. Auf der Morgenseite ist die Küste durch Felsen und Sandbänke gegen die Einfälle eines Feindes verwahret, und auf der Abendseite, wo man am leichtesten landen kann, wird sie durch Brustwehren und Redouten gesichert. Einkünfte. Kriegswesen.

§. 222.

S. Christoph wurde vom Kolumbus auf seiner ersten Reise endeckt und 1625 an einem Tage von Engländern und Franzosen, jedoch an unterschiedenen Orten, in Besitz genommen. Beyde Nationen mußten von den Spaniern verschiedene Anfälle ausstehen, behaupteten sich aber und theilten die Insel unter sich. Weil sie indeß S. Christoph.

nach-

nachher beständig in Uneinigkeit mit einander lebten, so wurde sie endlich 1713 in dem Utrechter Frieden den Engländern allein überlassen. Die Insel liegt im 17ten Grad Norderbreite und hat etwa 75 englische Meilen im Umfange. Die Luft ist rein und gesund, die Insel aber ist den Orkanen sehr unterworfen. Sie ist ungemein anmuthig, und da die Berge schichtweise über einander liegen, so verursacht solches um die ganze Insel eine angenehme Aussicht über alle Pflanzungen. Zwischen den Gebirgen sind ungeheure Felsen und Klippen, und im südwestlichen Theile trifft man dicke Wälder, und an dem Fuß der Berge heiße schwefelichte Quellen an. Das Erdreich ist leicht, sandig und fruchtbar. Die ersten Kolonisten beschäfftigten sich bloß mit dem Tabacksbau; weil aber die Menge desselben den Preis fallen machte, so pflanzte man Zuckerrohr, Indigo und Baumwolle. Der Zucker ist von feinern Körnern als zu Barbados und den andern Inseln, und es wird dessen jährlich 10000 Orhoft bereitet. Die Anzahl der Engländer beläuft sich auf 12 bis 13000, die aber der Bequemlichkeit wegen im Lande zerstreuet wohnen. Ihre Häuser sind von Cedernholz, haben ein sehr angenehmes Ansehen und sind mit schönen Spatziergängen von Citronen- und Pomeranzenbäumen besetzt. Mit dem Handel, Justizwesen, Regierungsform und Kriegswesen hat es eben die Bewandniß wie in Barbados. Die Insel ist sehr gut befestigt, und wird durch drey

Beschaffenheit.

Produkte.

Einwohner.

starke

starke Forts und verschiedene Batterien beschützt. Auf einem Berge soll eine Silbermine seyn, man hat aber noch keinen Versuch gemacht, sie zu bearbeiten, indem die Zuckerpflanzungen den Einwohnern gewissere Vortheile verschaffen. Es ist auch unleugbar, daß die englischen Pflanzungen ihnen eben so große Schätze liefern, als die Spanier aus den Bergwerken in Peru und Mexiko ziehen, an welchen die Engländer, Franzosen und Holländer jederzeit mehr Antheil gehabt haben, als die Spanier selbst.

§. 223.

Antigo oder Antigua blieb aus Mangel des süßen Wassers lange Zeit unbewohnt, bis der Lord Willoughby, Statthalter von Barbados, vom Könige Karl II. einen Schenkungsbrief auf die Insel erhielt und 1666 eine Kolonie hier anlegte. Sie liegt im 16ten Grade 11 Minuten Norderbreite, ist kreisförmig und hat etwa 20 Meilen im größten Durchschnitte und 60 im Umfange. Sie ist den Sturmwinden sehr ausgesetzt und hat ein unangenehmes, viel heißeres Klima als Barbados. Der Boden ist sandig und ein großer Theil des Landes mit Waldungen bedeckt. Auf der ganzen Insel ist nicht ein einziger Fluß anzutreffen, und es giebt auch nur wenige Quellen; daher man dem Mangel durch Regenwasser, welches man in Cisternen sammelt, abhelfen muß. Man findet hier eine größere Menge von Hornvieh und andern Thieren, besonders von Wildprett, als auf irgend einer andern

Antigo.

Beschaffenheit.

andern von den karaibischen Inseln. Im Anfange wurde Zucker, Indigo, Ingwer und Taback gebauet; der Zucker aber war schwarz und grob, und der Taback schlecht. In neuern Zeiten ist durch den Fleiß der Kolonie beydes verbessert worden, und der Zucker ist so schön, als in den andern englischen Inseln; Indigo und Ingwer aber wird wenig mehr gebauet. Die Anzahl der Einwohner wird auf 8000 Weiße und auf 18000 Schwarze angegeben, und von jenen sind 1500 Mann in das Soldatenregister verzeichnet. Die Insel ist durch zwey gute Forts und verschiedene Batterien wohl gedeckt, und kommt in der übrigen Verfassung mit der vorigen überein.

Einwohner.

§. 224.

Anguilla. Anguilla hat ihren Namen von ihrer Gestalt, indem sie als ein langer schmaler Erdstrich sich gleich einer Schlange bey der Insel S. Martin herumschlinget. Sie liegt im 18ten Grade 21 Minuten Norderbreite. Die Engländer ließen sich hier 1650 nieder und legten sich auf den Kornbau und die Viehzucht. Es ist kein Berg auf der ganzen Insel und das Land ist flach und eben, ziemlich reich an Holze und fruchtbar an allerhand Getreyde. Es wird auch etwas Taback gebauet, der ziemlich gut ist. Es ist niemals eine ordentliche Kolonie hier angelegt worden, sondern die Einwohner leben wie die ersten Menschen, ohne Obrigkeit und ohne andere Gesetze, als die Vorschriften der Natur, und nach dem Beyspiele der alten Erzväter ist jeder das

Beschaffenheit.

Einwohner.

Haupt

Haupt seiner Familie. Da sie keine Kirchen und Priester haben, so vermuthet man auch, daß sie ohne Religion sind. Sie sollen sich auf 150 Familien oder 900 Seelen belaufen, deren ganze Sorge bloß auf ihren Lebensunterhalt gehet, den sie bey einer mäßigen Arbeit hier leicht finden. Ob sie gleich in Vergleichung mit andern Kolonien arm sind, so sind sie doch glücklich, weil sie vergnügt sind und an nichts einen Mangel haben, was eigentlich zum Leben gehöret.

§. 225.

Barbuda liegt im 17ten Grade 30 Minuten und ist 15 englische Meilen lang. Sie wurde zugleich mit Montserrat vom Ritter Warner 1632 besetzt. Anfangs wurden die Engländer von den Karaiben so ofte beunruhiget, daß sie ihre Pflanzungen einige mal verlassen mußten, und es vergieng selten ein Jahr, in welchem sie nicht einen oder zween Anfälle auszustehen hatten, die gemeiniglich des Nachts geschahen. Da aber die Anzahl der Karaiben täglich abnahm, und die Europäer sich auf den andern Inseln immer mehrten, so haben sie endlich diese Feinde gedemüthigt. Man rühmet ihre Fruchtbarkeit, doch ist der Boden nur zum Getreydebau und Viehzucht tauglich, worauf sich auch die Einwohner einzig legen, weil sie ihre Lebensmittel auf den andern Zuckerinseln, wo es daran fehlt, sehr gut anbringen können. Die Zahl der freyen Einwohner beläuft sich auf 1200, es sind aber hier verhältnißmäßig nicht so viele Negern, als Barbuda.

auf

auf den andern Inseln. Das Eigenthum ist einer Privatperson zuständig, welche den Statthalter ernennet.

§. 226.

Montserrat. Montserrat hat seinen Namen von den Spaniern, welche einige Aehnlichkeit zwischen dieser Insel und dem Berge Montserrat in Katalonien fanden. Die erste Kolonie wurde im Jahre 1732 hier angelegt, da der Statthalter von S. Christoph, Thomas Warner, einige Engländer bewog, sich hier niederzulassen. Sie hat durch erschreckliche Orkane, besonders im Jahre 1633, große Verwüstungen erlitten. Sie liegt im 17ten Grade Norderbreite und hat 3 Seemeilen in der Länge und fast eben so viel in der Breite. Sie hat viel Berge, die mit Cedern und andern Bäumen bewachsen sind, welche nach der See eine angenehme Aussicht geben. Die Luft, das Erdreich, der Handel und die Gewächse derselben sind von der benachbarten Inseln ihren nicht unterschieden. Sie ist ungemein stark bevölkert und hat 4500 weiße Einwohner und 10 bis 12000 Negern. Sie liefert jährlich 2500 und zuweilen 3000 Orhofte Zucker. Sie hatte sonst mit S. Christoph einen Statthalter; itzt hat sie zwar ihren eigenen, der aber unter dem zu S. Christoph stehet.

§. 227.

Nevis. Nevis liegt nur eine halbe Meile von S. Christoph und hat ohngefähr 6 Seemeilen im Umfange. Die hiesige Kolonie hat ihren Ursprung

sprung auch dem Ritter Warner zu verdanken, der 1628 einige Engländer von S. Christoph hieher schickte. Sie hatte einen so guten Fortgang, daß man 20 Jahre nachher schon bis 4000 Einwohner zählte, die ihren Unterhalt vom Zuckerbau hatten. Sie wurde in der Folge noch weit ansehnlicher, bis sie 1698 durch ein abscheuliches Sterben um die Hälfte vermindert wurde, und 1706 durch die Franzosen, 1707 aber durch einen grimmigen Orkan fast gänzlich zu Grunde gerichtet wurde. Die Luft ist hier noch heißer, als zu Barbados, der Regen und die Orkane aber sind die größten Feinde der Insel. Sie hat in der Mitte einen einzigen hohen Berg, der bis an den Gipfel mit Bäumen bewachsen ist und um welchen die Pflanzungen rund herum sind. Sie bestunden sonst in Zucker, Ingwer und Taback, itzt aber fast ganz allein in Zucker, dessen jährlich 50 bis 60 Schiffe für Europa geladen werden. Die Zahl der freyen Einwohner soll itzt zwischen 3 bis 4000, und der Negern 7000 seyn. Die Insel hat eine gute Polizey, und Ruchlosigkeit, Leichtfertigkeit und Ueppigkeit werden scharf bestraft. Zur Sicherheit der in der Rhede liegenden Schiffe und um allen feindlichen Einfall zu verhindern, ist ein Fort angelegt, wovon das Meer beschossen werden kann.

§. 228.

Grenada wurde 1650 vom du Parquet, damaligen Eigenthümer von Martinique, den Karaiben, die sie besaßen, abgekauft und eine Grenada.

Kolonie von 200 Franzosen auf derselben angelegt. Er verkaufte sie 1657 an den Grafen von Cerillak, dessen Statthalter aber so tyrannisch verfuhr, daß die meisten Kolonisten, die sich ansehnlich gemehret hatten, nach Martinique giengen, und die übrigen sich seiner bemächtigten, ihm einen förmlichen Proceß machten und den Kopf abschlugen. Sie kam 1664 an die westindische Kompagnie und 1674 an den König; die Kolonie aber blieb in einem schwachen Zustande und ließ zu, daß sich die Karaiben wieder einnistelten. 1762 wurde sie, nebst den Grenadinen und den bisher neutral gewesenen Inseln Dominique, S. Vincent und Tabago, an England abgetreten. Sie liegt im 12ten Grade und 16 Minuten und fängt eigentlich den halben Zirkel der Antillen an. Sie erstreckt sich nord- und südwärts in Form eines halben Mondes, und hat 7 Meilen in der Länge, aber eine ungleiche Breite. Die Luft ist ziemlich gesund und das Erdreich tüchtig, Zucker, Ingwer und Taback zu tragen; es muß aber noch besser angebauet werden. Die Insel ist mit verschiedenen süßen Wasserquellen, auch mit guten Häven versehen, und hat einen Ueberfluß an vortrefflichen Bäumen, die theils wohlschmeckende Früchte tragen, theils zur Zimmer- und Tischlerarbeit nützlich sind. Sie ist mit vielen kleinen Inseln umgeben, welche man die Grenadinen nennet, wo die Einwohner von Grenada eine sehr gute Fischerey und Jagd haben. Es finden sich hier viele

Grenadinen.

Schlan-

Schlangen, welche man Covressen nennet, die aber nicht giftig, sondern vielmehr nützlich sind, weil sie die Ratten bekriegen. Grenada hat einen Statthalter, der auch Tabago, Dominique und S. Vincent mit in seiner Bestallung hat.

§. 229.

Tabago. Tabago liegt am meisten südlich, im 11ten Grade 16 Minuten, und hat in der Länge 11, in der Breite 4, und im Umfange auf 30 Meilen. Ob sie gleich der Sonnenhitze am meisten ausgesetzt ist, so empfindet man doch eine angenehme und gemäßigte Luft auf derselben. Sie hat keine hohen Berge, sondern nur anmuthige Hügel und fruchtbare Thäler, und ist mit Palmen, Cedern und andern vortrefflichen Bäumen von erstaunender Höhe und Dicke besetzt. Sie hat viel Sassafraß- und Muskatennußbäume, deren Früchte aber von weit schwächerm Geschmack und Geruch sind, als die ordentlichen Muskaten. Das Erdreich ist an manchen Orten leicht und sandig, an andern steinigt und an noch andern fett und schwarz, überhaupt aber fruchtbar, und bringt Reiß, Erbsen, Bohnen, Melonen, Maniok und andere nahrhafte Wurzeln ohne sonderliche Mühe hervor. Sie hat häufige Flüsse und Quellen von süßem Wasser, an deren Ufern gute Viehweiden und Wiesen sind. Sie hat auch den Vortheil, daß sie nicht so schweren Ungewittern und Orkanen unterworfen ist, als andere Inseln, und daß sie kein giftiges Thier duldet, wiewohl sie unschädliche Schlangen hat, die 12 bis 15 Fuß lang sind.

III. Die den Franzosen gehörige Inseln.

§. 230.

Die Franzosen besitzen von den karaibischen Inseln Guadeloupe, Marie Galante, Martinique, S. Lucie und Desirade. Guadeloupe wurde zuerst im Jahre 1632 von den Franzosen besetzt, weil sie aber die Beschaffenheit des Bodens nicht kannten, waren sie in Gefahr vor Hunger umzukommen, und hernach richteten sich die Kolonisten durch ihre Uneinigkeit fast gänzlich zu Grunde. Allein seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ist die Kolonie wieder in Aufnahme gekommen, und die Einwohner haben sich so hervorgethan, daß sie mehr Zucker verfertigen, als auf irgend einer der brittischen Inseln, außer Jamaika. Sie ist die größte der karaibischen Inseln, liegt unter dem 16ten Grad Norderbreite, ist etwa 15 französische Meilen lang und 12 breit, und wird durch einen kleinen Arm der See in zween Theile getheilt. Der Theil gegen Morgen heißt Basse-Terre, wo die Hauptstadt gleiches Namens ist, der Theil gegen Abend aber Grande-Terre. Sie hat in der Mitte verschiedene steile Berge, woraus Wasser im Ueberfluß kommt, das Land zu bewässern. Man findet auch warme, ja siedende Quellen und Schwefelgruben, und an einigen Orten verwandelt sich das Seewasser durch die bloße Hitze der Sonnenstralen in Salz. Zwischen beyden Ländern sind zween große Meerbusen, woselbst

Guadeloupe.

Schild-

Schildkröten und mancherley Arten vortrefflicher Fische zu allen Jahrszeiten gefangen werden. Es giebt große Wälder von allerley Bäumen, in welchen sich viele wilde Schweine von denen, welche die Franzosen Porcs Marons nennen, aufhalten. An dem Fuß der Berge liegen große weite Ebenen, welche sehr gut angebauet sind. Die Einwohner sind größtentheils wohlhabende Leute und beschäfftigen sich vornehmlich mit den Zuckerpflanzungen, die wegen des fruchtbaren Erdreichs sehr ergiebig sind, indem das Zuckerrohr öfters sechsmal, ohne verpflanzt zu werden, geschnitten wird. Der größte Theil dessen, was man martinikschen Zucker nennet, ist ein Produkt von Guadeloupe, dessen Einwohner denselben nach Martinique schicken müssen, ehe er nach Frankreich gebracht werden kann. 1759 eroberten die Engländer die Insel, sie gaben sie aber in dem leztern Frieden wieder heraus.

Marie Galante.

Die Insel **Marie Galante** liegt ein wenig südwest von Guadeloupe unter dem 16ten Grad Norderbreite, und ist etwa 20 englische Meilen lang und 15 breit. Sie bestehet aus einem flachen mit Holze bewachsenen Boden, und im Fall sie bebauet werden sollte, würde sie die schlechteste nicht seyn. Die Karaiben haben sie sowohl wegen der Fischerey, als wegen einiger darauf angelegten Gärten immer fleißig besucht. Die Franzosen eignen sich dieselbe auch zu.

§. 231.

Martinique. Martinique wurde im Jahre 1635 von den Franzosen unter dem Desnambuc, einem normandischen Edelmann, besetzt, der eine Kolonie aus S. Christoph dahin führte. Sie fanden dieselbe von den Karaiben bewohnt, die aber mit der Zeit überwältigt und ausgerottet wurden. 1762 wurde sie von den Engländern zwar auch weggenommen, aber auch bald wieder herausgegeben. Sie liegt unter dem 14ten Grad 30 Minuten und hat etwa 13 französische Meilen in der Länge, 7 in der Breite und 45 im Umfange. Sie ist am meisten mit hohen Bergen und unersteiglichen Felsen besetzt, welche gänzlich unbewohnt sind und den wilden Thieren und Schlangen zum Aufenthalte dienen. Die meisten Ebenen und Hügel sind wohnbar und von gutem Erdreich, aber schwer zu bauen; denn man trifft einige an, die so hoch und steil sind, daß man sie nicht ohne Gefahr bebauen kann. Indessen wird der Taback, der darauf wächset, höher geachtet, als derjenige, der in den Thälern hervorkömmt. Man zählet 9 bis 10 wichtige Flüsse auf der Insel, die niemals austrocknen, aber auch ofte durch Ueberschwemmungen großen Schaden anrichten. Man bauete sonst hier Baumwolle, Kakao, Taback und Zucker, seitdem aber der hiesige Kaffee, der den Vorzug vor allen in Amerika gebauten Kaffee hat, großen Abgang gefunden, so haben die meisten Einwohner den Kakao und die Baumwolle abgeschaffet;

schafft; ja einige haben gar das Zuckerrohr ausgerissen, um den Kaffeebaum pflanzen zu können. Ohngeachtet der großen Hitze des Landes ist die Bevölkerung in Martinique allezeit sehr ansehnlich gewesen. Die Weiber werden zeitiger Mütter als in Frankreich, und hören vielmal später auf zu gebähren; daher nichts gewöhnlicher ist, als 10 bis 12 Kinder in einem Hause zu sehen. Man schätzt die Anzahl der Einwohner auf 12000 Seelen, ohne die Negern mitzurechnen. Man beschreibt sie als hitzige, ungeduldige, entscheidende, eigensinnige Leute. Die natürliche Neigung für den Ort, wo wir gebohren sind, hat für die französischen Amerikaner keinen Reiz, und fast alle sehnen sich nach nichts so sehr, als in Frankreich zu leben. Sie erweisen den Fremden eine großmüthige Gastfreyheit, welche der Kolonie den Vortheil verschafft, daß es weder Bettler noch Diebe giebt. Die Verwaltung der geistlichen Sachen ist den Jakobinern und Kapuzinern anvertrauet. Der König besoldet die Pfarrer und ihre Einkünfte bestehen in rohem Zucker, dessen die alten Pfarren 12000, die neuerrichteten aber 9000 Pfund jährlich haben. Dazu kommt noch die zufällige Einnahme, welche nach der Anzahl der Eingepfarrten steigend und fallend ist. Der Generalstatthalter aller französischen Inseln hat hier seinen Sitz in der Stadt S. Pierre, wie auch der höchste Rath oder oberste Gerichtshof, dessen Gerichtbarkeit sich auch über die andern Inseln und die

Kolonien in S. Domingo erstreckt. Die Insel wird durch viele Forts beschützet, in welchen die Besatzung theils aus französischen Truppen, theils aus kreolischer Miliz bestehet. Der Handel, den Martinique und die andern französischen Inseln treiben, ist ansehnlich. Die vornehmste ausgehende Waare ist der Zucker, davon in Martinique jährlich etwa 6000 Oxhoft zu 6000 Pfund, in Guadeloupe 4000, und in den übrigen Inseln ohngefähr 1000 Oxhofte bereitet werden. Sie führen auch eine ansehnliche Menge von Kakao, Ingwer, Kassia, Piment und Kaffee aus; ingleichen Taback, Rucu zum Gebrauch der Färber, mancherley medicinische Harze, auch allerhand schätzbares Holz zum Färben, Auslegen und feiner Tischerarbeit. Man rechnet, daß die aus Frankreich nach den Inseln geführten Waaren, die hauptsächlich in Manufakturen, Lebensmittel und Weinen bestehen, sich jährlich auf 4 Millionen Livres, mehr als eine Million Thaler belaufen, dafür fast zweymal so viel an westindischen Waaren zurückgehet.

Handel der französischen Inseln.

§. 232.

S. Lucie.

S. Lucie wurde 1639 von den Engländern in Besitz genommen, welche 1640 von den Karaiben daraus vertrieben wurden. Nachher ließen sich die Franzosen hier nieder, wurden aber 1664 von den Engländern vertrieben, welche die Insel 1666 wieder verließen. Die Franzosen besetzten sie gleich wieder, wurden aber noch verschiedene mal von den Engländern beunruhigt, bis

bis endlich im letzten Frieden die Insel völlig an Frankreich überlassen wurde. Sie liegt nur 7 Meilen von Martinique, im 13ten Grade, 40 Minuten Norderbreite, und ist etwa 22 englische Meilen lang und 11 Meilen breit. Sie hat eine reine und gesunde Luft, und weil die Berge nicht hoch sind, so werden die beständig wehenden Ostwinde nicht aufgehalten, und die Hitze ist niemals außerordentlich groß. Ob sie gleich an manchen Orten bergigt ist, so hat sie doch größtentheils gutes Erdreich und wird durch verschiedene Flüsse bewässert. Sie ist voller hohen Bäume, die zu Zimmerholz dienlich sind, und Kakao und Färbeholz wächset im Ueberfluß. Die Franzosen haben mit gutem Erfolg Zuckerpflanzungen angelegt. In den Meerbusen und Häven können die Schiffe sicher vor Anker liegen, und der hiesige Werft, wo die Ausbesserung der Schiffe geschiehet, wird für den bequemsten aller antillischen Inseln gehalten.

Die Inseln Desirade und S. Bartholomäus, die auch den Franzosen gehören, sind klein und unbeträchtlich.

IIII. Die den Spaniern gehörigen Inseln.

§. 233.

Die Spanier besitzen die Inseln Trinidad und S. Margaretha. Trinidad, die Dreyfaltigkeitsinsel, wurde 1498 vom Kolumbus entdeckt und bekam den Namen, weil sie sich Trinidad.

in der Gestalt eines Berges mit drey Spitzen gezeigt hatte. Sie wird durch den Drachenschlund von dem südlichen festen Lande von Amerika abgesondert, und ist etwa 25 Meilen lang und 18 Meilen breit. Das Erdreich ist gut und geschickt, Zucker, Ingwer, Taback und dergleichen zu bauen. Fische, Vögel, wilde Schweine und mancherley Früchte sind hier im Ueberflusse. Die Spanier legen sich vornehmlich auf die Zuckerpflanzungen und haben eine große Menge von Zuckermühlen und Siedereyen, wozu sie viele Negersklaven brauchen.

S. Margaretha. S. Margaretha liegt nicht weit davon gegen Abend, wurde auch vom Kolumbus entdeckt, und ist 15 Meilen lang und 8 Meilen breit. Das wichtigste bey dieser Insel ist die Perlenfischerey auf der Küste umher, wozu viele Negern gebraucht werden, und wovon die Spanier bisher großen Profit gehabt haben.

V. Die den Holländern gehörigen Inseln.

§. 234.

Die Holländer besitzen die Inseln S. Eustachius, Curassao, Buenaire, und gemeinschaftlich mit den Franzosen S. Martin.

S. Eustachius. Die Insel S. Eustachius liegt gegen Nordwest der Insel S. Christoph im 17ten Grade 40 Minuten Norderbreite, und hat nur 5 französische Meilen im Umfange. Sie bestehet aus einem Berge, der sich mitten im Meer erhebet,

in

in Gestalt eines Zuckerhutes, der oben eine weite Ebene hat, worauf eine große Menge Vieh weyden kann. Man findet keinen Tropfen Wasser auf der Insel, als was aus den Wolken kommt, welches sorgfältig in Cisternen aufbewahrt wird, so daß es selten daran fehlet. Der Boden ist sehr fruchtbar und es sind eine Menge Plantationen von Zucker, vornehmlich aber von Taback angelegt. Die Einwohner halten bey ihren Wohnungen eine große Menge Federvieh, ingleichen Schweine und Ziegen, die sich unbeschreiblich vermehren. Die holländische Kolonie besteht aus 8 bis 900 Seelen, und sie haben den Ruhm, daß sie einen ordentlichen Lebenswandel führen. Sie sind wohlhabend, haben bequeme Häuser, reinlichen Hausrath und viele Sklaven. Es herrschet eine große Einigkeit unter ihnen und sie führen ein glückliches Leben. Die Insel ist von Natur vortrefflich befestigt, und es ist nur ein einziger Landungsplatz vorhanden, der von weniger Mannschaft wider eine große Menge vertheidigt werden kann. Dazu ist noch ein Fort aufgeführt, welches die beste Rhede und einen großen Theil des Meeres beschießen kann. Die Kolonie wird durch einen Statthalter regiert.

Nicht weit davon gegen Nordwest liegt die Insel Saba, welche 4 oder 5 Seemeilen im Umkreise hat, und die man für einen auf allen Seiten schroffen Felsen halten sollte. Man kann nur auf einer kleinen Sandbucht ans Land steigen, und ein in den Felsen gehauener Weg führet Saba.

ret zu der Spitze der Insel, wo der Boden gut, eben und feuchtbar ist. Die holländischen Statthalter von S. Eustach haben hier eine kleine Kolonie angesetzt, die aus ohngefähr 50 Familien bestehet, welche Taback, etwas Indigo und Baumwolle bauen, hauptsächlich aber von dem Handel mit Schuhen leben, welche sie in großer Menge und sehr gut verfertigen. Sie haben bequeme, sehr saubere Wohnplätze, sehr gute Mobilien und viele Sklaven, und leben sehr glücklich.

§. 235.

Curassao. Curassao oder Curassau, die größte unter den holländischen Inseln, liegt im 12ten Grade 40 Minuten Norderbreite, ist 9 bis 10 französische Meilen lang und 5 breit. Die Luft ist nichts weniger als angenehm oder gesund, und der Boden ist nichts weniger als fruchtbar, und doch haben es die Holländer dahin gebracht, daß sie aus diesem kleinen und dem Anschein nach unbedeutenden Lande große Vortheile ziehen. Die Holländer nahmen diese Insel 1634 den Spaniern ab und bauen hier Taback und Zucker. Das wichtigste aber ist der Schleichhandel, zu welchem sie sehr bequem ist, da sie nicht über 7 Meilen von der spanischen Küste in Amerika entfernt liegt. Dieses geschah zuerst durch den Verkauf der Negern, welche die Holländer aus ihren vielen Besitzungen auf der Küste von Guinea hieher bringen. Nachdem aber auch die Engländer angefangen haben, sich in diesen Handel zu mischen, so ist er sehr in Verfall gerathen.

Zu

Zu Friedenszeiten bringt der Handel auf dieser Insel den Holländern jährlich auf 500000 Gulden ein; zu Kriegszeiten aber ist der Gewinn weit beträchtlicher, weil alsdenn ein jeder Artikel ihres Handels ungemein steigt. Bey dem vornehmsten Haven ist eine starke Festung und eine sehr gute Stadt, die wegen ihrer Größe und schönen Gebäude eine der schönsten in Amerika ist. Der Haven ist einer von denen, die in Westindien am häufigsten besucht werden, und die Regierung hat alles angewendet, ihn so sicher als möglich zu machen. Die Schiffe aller europäischen Nationen laufen hier ein, um sich auszubessern. Alle Arbeit geschiehet durch Maschinen und zwar mit solcher Geschicklichkeit, daß die Schiffe auf einmal auf das Werft gehoben werden. Alle Nationen werden hier mit gleicher Bereitwilligkeit mit Lebensmitteln, Schiffsgeräthschaften, Ammunition und sogar mit Geschütze versehen.

Bonaire und Aruba.

Unter dem Statthalter von Kurassao stehen auch die beyden Inseln **Bonaire** und **Aruba**. Die erste liegt 10 und die andere 7 Meilen von Kurassao. Ob sie gleich nicht viel zu bedeuten haben, so ziehen doch die Einwohner etwas Hornviel und sehr viele Pferde zu; dies macht sie der Hauptkolonie sehr nützlich, welche sie auch mit Gartengewächse versorgen.

S. Martin.

S. Martin, welche den Holländern und Franzosen gemeinschaftlich gehört, liegt unter dem 18ten Grade 16 Minuten, und ist etwa 7 fran-

französische Meilen lang und 4 breit. Die Spanier hatten sie zuerst um der darauf befindlichen Salzquellen willen besetzt, und da sie sie verließen, nahmen sie die Holländer in Besitz. Als dieses aber die Franzosen erfuhren, schickten sie unverzüglich ein Schiff dahin ab, und seitdem ist sie von beyden Nationen bewohnt worden, die ohngeachtet ihrer unterschiedenen Religion, doch in ziemlicher Verträglichkeit mit einander leben. Die Luft ist nichts weniger als gesund, und der Boden nicht sonderlich fruchtbar, weil es in der heißen Jahrszeit an Wasser fehlt, daher die Einwohner sich mit Regenwasser behelfen müssen. Der hiesige Taback wird vor den besten unter allen auf den karaibischen Inseln gehalten. In den Wäldern trifft man wilde Schweine, Holztauben und Papagoyen ohne Zahl an. Gewisse Bäume sind hier sehr häufig, welche die Einwohner Lichtbäume nennen; denn sie bedienen sich der kleinen Stückgen des Holzes statt der Lichter, die nicht nur ihre Zimmer erleuchten, sondern auch einen angenehmen Geruch von sich geben.

VI. Die den Dänen gehörige Insel S. Thomas.

§. 236.

S. Thomas. S. Thomas ist eine von den vielen beysammenliegenden Inseln, welche die Jungfrauen genannt werden. Sie liegt unter dem

18ten

18ten Grade Norderbreite und hat nicht über 7 französische Meilen im Umfange. Der Boden ist ziemlich gut, und jeder Fuß breit ist vortrefflich angebauet; er bringt aber zum Unterhalt der Einwohner, die sehr zahlreich sind, nicht genug hervor, daher sie ihre meisten Lebensmittel aus der benachbarten spanischen Insel Porto Rico bekommen. Das vornehmste Produkt ihrer Plantagen ist der Zucker, der hier sehr gut fabricirt wird, aber nur in geringer Quantität. Man findet Lutheraner, Reformirte, Katholische und französische Flüchtlinge auf der Insel, und die mährischen Brüder haben hier eine Mission zur Bekehrung der Negersklaven, dergleichen sie auch auf S. Croix, Barbados und andern Inseln haben. Die Insel hat einen vortrefflichen Haven, der von zwey Vorgebirgen eingeschlossen ist, welche die Schiffe fast gegen alle Winde beschützen. Am Ende des Havens ist eine kleine Festung, und der König von Dännemark hält hier einen Statthalter und eine Besatzung. In der Stadt S. Thomas ist auch eine beträchtliche brandenburgische Faktorey; welche den Unterthanen des Königs von Preußen unter dänischem Schutze gehöret. Die Handlung ist sehr ansehnlich. Die Spanier schicken beständig große Schiffe hieher, um Sklaven zu kaufen; und dies ist die vornehmste Stütze des Handels der Dänen, welche diese Sklaven aus ihren afrikanischen Besitzungen holen. Die Spanier kaufen auch hier eine große Menge europäischer

Waaren,

Waaren, von welchen allezeit ein großer Vorrath, der vornehmlich den Holländern gehört, im Magazine befindlich ist. Es laufen von hier eine Menge Barken aus, um auf den Küsten von Terra Firma zu handeln, von da sie viel Silber in Species oder in Barren und viel kostbare Waaren mitbringen. Zu Kriegszeiten wird der Handel noch weit höher getrieben. Denn da Dännemärk fast allezeit in den europäischen Kriegen neutral ist, so ist der Haven allen Nationen offen und dienet zur Kriegszeit zu einem Zufluchtsorte für die von Kapern verfolgten Kauffartheyschiffe. Auf der andern Seite führen die Kaper aller Nationen ihre Prisen dahin, um sie und ihre Ladungen zu verkaufen, wovon die Kaufleute zu S. Thomas großen Vortheil ziehen. So viele Vortheile machen, daß auf dieser kleinen Insel der Ueberfluß von allen Arten des Reichthums und der Lebensmittel herrschet.

S. Croix. S. Croix, eine kleine Insel, gehörte sonst den Franzosen, ist aber an die Dänen verkauft worden. Sie hat weite Ebenen von schwarzen und leicht zu bearbeitenden Erdreiche, in welchem Zucker, Taback und Indigo wachsen kann. Sie hat auch schöne Bäume, die theils zum Färben, theils zur Bearbeitung tüchtig sind. Die Luft ist gut; nur das Wasser ist nicht gesund, wenn man es gleich trinket, sobald es geschöpft ist, und man muß es einige Zeit in irdenen Gefäßen stehen lassen, um ihm seine übeln Eigenschaften zu benehmen.

Der

Der dritte Abschnitt.

Von den lukayischen Inseln.

§. 237.

Die lukayischen oder Bahamainseln waren die ersten Gegenden der neuen Welt, die vom Kolumbus entdeckt wurden, der zuerst nach Guanahani kam, welcher Insel er den Namen S. Salvador beylegte. Die Spanier verlangten niemals, sich hier anzubauen, sondern begnügten sich damit, die eingebohrnen Einwohner auf eine grausame Weise auszurotten, welche sie theils aufrieben, theils in ihre Kolonien schleppten, um in den Bergwerken zu arbeiten. Weil man glaubte, daß diese Inseln, wenn sie angebauet würden, für England vortheilhaft und für die Franzosen und Spanier zu Kriegszeiten eine beständige Geißel seyn würden, so gab Karl II. einigen Privatpersonen einen Schenkungsbrief. Die erste Kolonie wurde im Jahre 1672 hier angelegt auf der Insel Providence; die Leute aber führten ein zügelloses Leben und die Inseln wurden ein Aufenthalt der Seeräuber. Diesen wurde im Jahre 1718 auf Georg I. Befehl das Handwerk gelegt, die Kolonie in Ordnung gebracht und Plantationen angelegt. Von hier aus wurde auch die benachbarte Insel Eleuthera und die Haveninsel besetzt, und seitdem haben sich die Kolonien, wiewohl ziemlich langsam, immer verbessert. Die Inseln liegen gegen Nor- Geschichte. Lage.

den von Kuba, und erstrecken sich von Südwest nach Nordost unter dem 21sten und 27sten Grad
Anzahl. Norderbreite. Ihre Anzahl ist groß und nicht leicht zu bestimmen, sie soll sich aber zwischen 4 und 500 belaufen. Es sind aber darunter viele begriffen, die nur kleine, über dem Wasser erhobene Felsen sind und kaum den Namen der Inseln verdienen. Man rechnet die durch unzählige Schiffbrüche berühmt gewordenen Märtyrerinseln und die Schildkröteninseln mit dazu. Die vornehmsten sind: Bahama, welche
Beschaffenheit. 50 englische Meilen in der Länge und 16 in der größten Breite hat, angenehm und fruchtbar, und von Bächen und Quellen reichlich gewässert ist. Providence oder Sayle ist 28 Meilen lang, 11 Meilen breit und ziemlich fruchtbar. Lukayoneque, die größte unter allen, aber von schlechter Beschaffenheit. Der größte Gewinn der Kolonie entstand sonst von dem Unglück derer die Schiffbruch litten, oder die auf einer Winterreise nach Amerika an die Bahamainseln getrieben wurden. Diese kamen der Lebensmittel wegen nach Providence, welche die hiesigen Kaufleute aus Karolina kommen ließen, und wovon sie große Vorrathshäuser hielten. Itzt wird das
Produkte. Land besser angebauet; das wichtigste aber, was die Inseln liefern, sind Färbeholz, Salz und Baumwolle, welches die Kolonie nach dem festen Lande und in die großen Inseln schickt. Sie haben auch viele Fische, unter welchen aber einige giftig sind, und denen, die davon essen,

große

große Schmerzen in den Gelenken verursachen, die eine Weile anhalten, endlich aber in etlichen Tagen mit einem Jucken wieder vergehen.

Der vierte Abschnitt.

Von den bermudischen Inseln.

§. 238.

Die bermudischen oder Summersinseln haben den ersten Namen vom Johann Bermudas, einem spanischen Hauptmann, der sie auf einer Fahrt nach Westindien entdeckte; und den andern Namen haben sie von dem Engländer Georg Summers, der hier auf seiner Fahrt nach Virginien 1609 Schiffbruch litt. Die Nachricht, welche man in England von ihrer Annehmlichkeit und Fruchtbarkeit erhielt, veranlaßte die virginische Kompagnie, sich einen Gnadenbrief bey dem Könige Jakob auszuwirken und eine Niederlassung hier zu veranstalten, welche auch sehr guten Fortgang hatte. Die Inseln liegen im 32sten Grade 30 Minuten Norderbreite, in einer weiten Entfernung vom festen Lande. Denn das nächste Land, welches Karolina ist, liegt wenigstens 250 französische Meilen davon gegen Abend, und von England sind sie über 1600 dergleichen Meilen entfernt. Ihre Anzahl wird von einigen auf 300, von andern auf 500 gerechnet; es ist aber kaum der achte Theil bewohnt, und außer S. Georg, S. David

Geschichte. Lage. Anzahl.

und den Kupferinseln haben die andern nur hie
Klima. und da einige Häuser. Die Luft ist ungemein gesund, und alles siehet auf diesen Inseln angenehm und reizend aus. Die Hitze ist im Sommer erträglich, und Winter haben sie in der That gar nicht; sie sind aber den Stürmen und Ungewittern sehr ausgesetzt. Blitz und Donner sind hier entsetzlich und lassen beständig fürchterliche
Beschaffenheit. Spuren an den Felsen zurück. Das Erdreich ist ungemein fruchtbar, und Maiz, welches das vornehmste Nahrungsmittel der Einwohner ist, wird jährlich zweymal geärntet. Man säet im März und ärntet zu Ende des Heumonats, worauf man 14 Tage nachher wieder zu säen anfängt, um im December zu ärnten. Die meisten Pflanzen, die Westindien eigen sind, und welche man aus Europa dahin bringt, wachsen bey weniger Wartung vollkommen gut. Es wird auch viel Taback gebauet, der aber nicht sonderlich ist. Feigen- Maulbeer- Oel- Dattel- und Palmbäume sind sehr häufig, und die Wälder haben einen Ueberfluß von wohlriechendem Holze, davon einiges schwarz, anderes gelb und noch anderes roth ist. Besonders trifft man hier zween Bäume in ihrer größten Vollkommenheit an. Der eine ist der Pomeranzenbaum, dessen Frucht an Größe, Geruch und Geschmack alle, sowohl in Ost- als Westindien, übertrifft. Der andere ist ihre Ceder, welche fester und dauerhafter ist, als irgend eine von dieser Gattung, die man sonst kennet. Es werden daher viele

Scha-

Schaluppen, Brigantinen und andere kleine Schiffe hier gebauet. Von Thieren gab es sonst hier keine, als Schweine, Ungeziefer und Vögel in großer Menge, die Engländer haben aber auch andere europäische hieher gebracht. Vögel sind hier in größerer Menge und von größerer Mannigfaltigkeit, als in irgend einer andern Gegend von Amerika. An Fischen mancherley Gattung haben sie einen großen Ueberfluß, und besonders sind die Schildkröten hier so gut und so groß, als an irgend einem Orte in der Welt. Man findet hier eben das Ungeziefer, als in den andern englischen Plantationen, und die größten Spinnen von der Welt, deren schöne Farben aber den Abscheu, den ihre ungeheure Größe natürlicher Weise verursachen würde, vermindern. Auf beyden Seiten ihrer Mäuler haben sie einen krummen, ungemein harten Zahn von einer glänzenden schwarzen Farbe. Wenn sie alt werden, sind sie mit schwarzen, sehr weichen und sanften Daunen, wie mit Sammet, ganz bedeckt. Ihre Gewebe sind so stark, daß Vögel von der Größe einer Drossel darinn gefangen werden.

§. 239.

Einwohner.

Die Anzahl der Einwohner in allen Inseln wird ohngefähr auf 10000 geschätzt. Sie haben allezeit wegen ihres liebenswürdigen Charakters und wegen ihrer Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit in sehr gutem Ruhme gestanden. Sie scheinen sich mit der Fruchtbarkeit und den An-

nehmlichkeiten ihres Landes und mit dem Genuß einer stillen und sichern Ruhe, von den Unruhen und Sorgen des übrigen Theils der Welt entfernt, zu begnügen. Dies bewog den Dechant Berkeley es dahin zu bringen, daß, zur Beförderung nützlicher Wissenschaften und der wahren Religion in Westindien, eine Akademie hier angelegt werden sollte; und die Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangelii verschaffte ihm auch ein Patent dazu vom Könige Georg I. und trug etwas zu den Kosten bey; der Entwurf aber kam nicht zu Stande. Indessen haben die Einwohner der Stadt S. George dem Berkeley eine gute Bibliothek zu danken. Die Kolonie gewinnt keine beträchtliche Waaren, dadurch die Einwohner zu Reichthümern gelangen könnten.

Handlung. Ihr Handel besteht vornehmlich in Bauholz und Lebensmitteln, in erbaueten Schiffen und Schaluppen, und in Taback, den sie nach England

Regierung. schicken. Die Regierung ist wie in Virginien, indem der König den Statthalter und den Rath ernennet, und die Repräsentanten des Volks die Versammlung ausmachen. Sie haben weniger Nebengesetze als irgend eine von den andern brittischen Kolonien, welches vermuthlich daher kommt, weil sie keinen sonderlichen Handel treiben. Die Stadt und der Haven S. Georg wird durch 6 oder 7 Forts und Batterien gedeckt, von welchen man auf ein jedes Schiff feuern kann, ehe es in den Haven einläuft.

Der

Der fünfte Abschnitt.

Von den kanadischen Inseln.

§. 240.

Die kanadischen Inseln liegen oben bey Nordamerika in dem Meerbusen S. Lorenz. Die beträchtlichsten sind Neuland, Kap Breton und S. Johann.

Neuland, Neufoundland, Terre Neuve war den Engländern und Franzosen lange vorher bekannt, ehe sie Kolonien darauf anlegten, da sie hier den Stockfischfang trieben. Die Engländer ließen sich zuerst unter König Jakobs I. Regierung an den südöstlichen Küsten nieder, und die Franzosen folgten ihnen im Jahre 1660 und legten die Stadt Plaisance hier an. Das Recht, an den Ufern den Fischfang zu treiben, hat zu vielen Streitigkeiten zwischen beyden Nationen Anlaß gegeben, und sie vertrieben sich wechselsweise einander, bis endlich Frankreich im Utrechter Frieden die ganze Insel an England abtrat und sich nur das Recht der Fischerey, in einem bestimmten Bezirke an der westlichen Küste, zu einer gewissen Zeit im Jahre vorbehielt. Durch den Frieden von 1762 wurde die Freyheit der Franzosen, daselbst zu fischen, besondern Einschränkungen unterworfen. Sie wird durch die Meerenge von Belleisle von dem festen Lande abgesondert, liegt zwischen dem 46sten Grade 40 Minuten und dem 52sten Grade 7 Minuten Norder- Geschichte. Lage.

Norderbreite, ist dreyeckig und hat ohngefähr 300
Klima. Meilen im Umfange. Die Sommer sind ziemlich heiß, die Winter sehr strenge, mit fast beständigen Stürmen von Schnee und Regen begleitet, und der Himmel ist meistentheils bezogen. Die Küsten sind den Nebeln ungemein ausgesetzt, welche durch die Dünste verursacht werden, die aus den Seen, Sümpfen und Morästen, deren
Beschaffenheit. die Insel viele hat, aufsteigen. Die Insel ist voller Berge und dicken Wälder, und das Erdreich ist eine Vermischung von Kies, Sand und Steinen, folglich unbrauchbar. Die Wiesen gleichen mehr den Heiden, und sind anstatt des Grases mit Moos bewachsen. Die hiesigen
Produkte. Engländer haben also weder Korn, noch andere zum Unterhalt nöthige Dinge, ausgenommen Fische, Wild und Vögel, und was sie aus Europa erhalten. Unter dem, was das Land hervorbringt, sind die weißen und schwarzen Tannen am merkwürdigsten und sehr tüchtig zu Mastbäumen. Es giebt auch sehr große Linden und Buchen und alle Arten des Zimmerholzes. Hornvieh, Schafe und Pferde findet man hier sehr wenig, und statt der letztern bedienet man sich der Hunde zum Ziehen des Holzes und anderer Bedürfnisse. An wilden Thieren giebt es Hasen, Füchse, Eichhörner, Wölfe, Bären, Biber und Fischottern in großer Menge. Hauptsäch-
Fischerey. lich aber sind die Fische diejenige Waare, womit der stärkste Handel getrieben und weswegen die Insel am häufigsten besucht wird. Der Stock-

fisch

fisch verdienet den Vorzug und ist die Stapelwaare des Landes: nachher folgen Lachse, Heringe, Makrellen, Meergründlinge und Plateise, und in den Flüssen giebt es eine große Menge Forellen. Mit dem Stockfisch wird ein großer Theil der Welt von hieraus versehen, und er wird größer und in größerer Menge hier angetroffen, als in irgend einer Gegend der bisher bekannten Welt. Die hauptsächlichste Fischerey geschiehet auf der **großen Bank**, welchen Namen man einem unermeßlichen Berge giebt, der unter dem Wasser verborgen ist, und mehr als hundert Stunden im Umfange hat. Seine Breite ist nicht überall gleich, so wenig als die Tiefe des Wassers, die ihn bedeckt. Die Luft ist hier mehrentheils mit einem dicken und kalten Nebel angefüllet, woran man die Gegend der Bank leicht erkennet. Die hier befindliche Menge von Muscheln und Fischen ist unbegreiflich; besonders kann man von den Stockfischen sagen, daß ihre Anzahl fast so groß ist, als des Sandes in diesem Meere. Ein einziger Mensch fängt ihrer zuweilen 3 bis 400 in einem Tage, und ohnerachtet man seit drey Jahrhunderten jährlich 3 bis 400 Schiffe damit beladet, so spüret man doch nicht die geringste Verringerung. Ein Stockfisch soll mehr als 9 Millionen Eyer bey sich haben. Diejenigen, die man hier fängt, sind 3 Fuß lang, und 9 bis 10 Zoll breit. Man salzet entweder den Fisch, so wie man ihn fängt, auf den Schiffen ein, und dies nennet man grünen

oder weißen Stockfisch; oder die Fischer bringen ihn in Schaluppen auf Terre Neuve ans Land, nehmen ihn aus, salzen ihn ein und lassen ihn in der Luft trocknen; und dies nennet man getrockneten Stockfisch. Die Leber dieses Fisches giebt ein Oel, welches die Gerber brauchen und auch gut zu brennen ist. Man verführt es in Tonnen von 4 bis 500 Pfunden, und der Abgang ist ansehnlich. Man theilet den Fang auch in den beständigen, der von den Einwohnern der englischen Kolonie unternommen wird, und den abwechselnden, den die Schiffe, die alle Jahre aus Europa kommen, anstellen. Jener verschafft den Engländern einen großen Vortheil über die Nationen, welche nur abwechselnd dort fischen, wegen des wohlfeilen Preises, um welchen sie die Fische geben können.

§. 241.

Einwohner. Da das Innerste der Insel noch größtentheils unbekannt ist, so weis man von den Eingebohrnen des Landes sehr wenig. Die gemeinste Meynung ist, daß sich niemals ein Volk beständig daselbst aufgehalten habe, und daß die Esquimaux aus Labrador nur von Zeit zu Zeit der Jagd und Fischerey wegen dahin gekommen sind. Die engländische Kolonie, welche längst der Küste in verschiedenen Wohnplätzen vertheilt ist und durch angelegte Schanzen beschützt wird, soll ohngefähr aus 6000 Personen bestehen. Die wichtigsten Oerter sind S. Johann und Plaisance. Ihre einzige Beschäfftigung ist die Fischerey

rey und die Handlung mit Fischen. Diese bringt der englischen Nation erstaunende Vortheile, und man sagt, daß sie jährlich für mehr als 1 Million Thaler Stockfisch nach Spanien, Portugall und Italien verkaufen, ohne was sie selbst verbrauchen. Diese Summe macht nur ihren Gewinn aus; denn der Ausschuß der Fische, der nach den antillischen Inseln zur Speisung der Sklaven verführt wird, und der Vertrieb des Oels vom Stockfische sind hinlänglich, die Unkosten der Fischerey zu bezahlen. Außer dem Vortheil der Privatpersonen und außer den Kapitalien, die dem Nationalreichthum durch diesen Handel zuwachsen, macht es einen neuen Gewinn für den Staat aus, daß einige hundert Schiffe und viele tausend Menschen damit beschäfftigt werden. Neuengland hat wenigstens den dritten Theil an der ganzen englischen Fischerey und Handel mit dem Stockfische. Die Kolonie ist lange Zeit ohne Statthalter geblieben. In Friedenszeiten kommandirte der in einem der dasigen Häven zuerst angekommene Schiffskapitain, so lange als die Fischerey dauerte, und in Kriegszeiten hatte der oberste Befehlshaber der Flotte, welche die englische Fischerey bedeckte, dieses Vorrecht. Itzt kommt die Regierung dem Könige zu, der einen Statthalter der Insel ernennet, welcher auch die Inseln Anticosty und Magdalene und die Küsten von Labrador, vom Flusse S. Johann bis an die Hudsonsmeerenge, unter seiner Aufsicht hat. Der Besitz dieser In-

Handlung.

Regierung.

sel

sel ist für Großbrittannien sehr wichtig, indem es sich zu Kriegszeiten der ganzen Fischerey leicht bemächtigen kann. Es darf nur einige Schiffe ausrüsten und die feindlichen Fischer verjagen, weil selbige alsdenn nicht leicht durch eine überlegene Macht geschützt werden können.

§. 242.

Geschichte. Die Insel Kap Breton oder Isle Royale wurde von den Franzosen, nachdem sie Akadien und Terre Neuve an England abgetreten hatten, 1714 in Besitz genommen, und ihre vortheilhafte Lage, nebst der Bequemlichkeit der Fischerey, bewegte sie hier eine Kolonie anzulegen und die Stadt Louisbourg zu erbauen. Sie wurden 1745 von den Neuengländern vertrieben, und 1748 durch den aachenschen Frieden wieder eingesetzt. Die Engländer eroberten 1758 die Stadt nochmals, rissen sie nieder und sprengten die Festungswerke. Im folgenden Frieden wurde die Insel an England völlig abgetreten. Sie

Lage. liegt im 46sten Grad Norderbreite, etwa 15 Meilen von Neuland, und wird von dem festen Lande durch einen schmalen Strich abgesondert. Sie hat ohngefähr 25 Stunden in der Länge und

Beschaf- 15 in der größten Breite. Der Boden und das

fenheit. Klima sind hier fast dieselbigen als in Neuland, und daher sind sie auch in Ansehung der Produkte nicht sehr unterschieden. Es giebt verschiedene Häven und Buchten um die Insel, besonders ist der Haven von Ludwigsburg einer der schön-

sten

sten in Amerika, eine französische Meile lang und eine breit, er ist aber insgemein vom November bis May zugefroren. Diese Insel kann, wegen ihrer Lage an der Mündung des Meerbusens S. Lorenz, als der Schlüssel von Kanada betrachtet werden, und stehet itzt unter der Gerichtsbarkeit des Statthalters von Neuschottland.

Die Insel S. Johann, in der Nachbarschaft von Kap Breton, wurde auch von den Franzosen in Besitz genommen, aber im letzten Frieden ebenfalls an England abgetreten. Das Klima ist von dem in den vorigen Inseln nicht sehr verschieden, allein in Ansehung der Schönheit und Fruchtbarkeit des Bodens findet man einen großen Unterschied. Sie ist etwa 60 englische Meilen lang und wurde von den Franzosen in so guten Stand gesetzt, daß sie mit Recht die Scheune von Kanada genannt ward, da sie dasselbe sowohl mit den meisten Gattungen von Getreyde, als auch mit einer Menge von Hornvieh versah. Sie hat weitläuftige Wiesen und viele Teiche, Wildprett im Ueberflusse, eine Mannigfaltigkeit von nutzbaren Bauholze, einen bequemen Haven und eine schöne Lage zur Fischerey. Sie stehet, nebst den kleinen nahebey liegenden Inseln, auch unter dem Statthalter von Neuschottland. S. Johann.

Der

Der sechste Abschnitt.

Von den azorischen Inseln.

§. 243.

Entdekkung.

Die azorischen Inseln wurden in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts von einigen Flandrern entdeckt, daher sie auch den Namen der flandrischen Inseln bekommen haben. 1449 kamen die Portugiesen in diese Inseln und nannten sie, wegen der vielen Habichte, die sie darauf antrafen, die azorischen oder Habichtsinseln. Sie werden auch mannichmal Terceras genannt von der vornehmsten Insel Tercera. Sie waren bey der Ankunft der Portugiesen unbewohnt, Fayal ausgenommen, wo einige Flanderer sich niedergelassen hatten, welche sich hernach mit den neuen portugiesischen Kolonien vereinigten. Die Krone Portugall ist seitdem beständig im Besitz derselben geblieben. Sie lie-

Lage.

gen zwischen dem 36sten und 40sten Grad Norderbreite, im atlantischen Meere zwischen Europa und Amerika. Es sind 9 an der Zahl, worunter Tercera, Gratiosa und S. Maria die vor-

Witterung.

nehmsten sind. Das Klima ist hier sehr gemäßigt und die Luft vortrefflich. Die Sommer sind zwar sehr warm: da aber die Luft durch beständige Winde abgekühlt wird, so ist die Hitze sehr erträglich. Den ganzen Winter über ist die Witterung allezeit so leidlich, daß man keines Feuers benöthigt ist, daher man hier auch keine

Ofens

Ofens und Kamine siehet. Die starken Sturmwinde und Erdbeben verursachen große Beschwerlichkeit. Es giebt hier viele Berge, deren Feuchtigkeit die Fruchtbarkeit unterhält, und deren Gipfel mit immer grünenden Bäumen besetzt sind. In der Mitte der Insel Fayal liegt ein hoher Berg, der vordiesem Feuer spie und häufige Erdbeben verursachte. Der letzte Ausbruch hinterließ an der Oeffnung des Vulkans ein großes Becken, welches seit der Zeit durch Regenwasser voll gefüllt worden, und eine Art von See oder Behältniß des schönsten Wassers ist. Die Insel Piko hat auch einen sehr hohen Berg, der fast so hoch ist, als der Piko de Teyda auf der kanarischen Insel Teneriffa. Das Land ist fruchtbar und man bauet hier viel Getreyde, Hülsenfrüchte und fast alle europäische Früchte und Gartengewächse, die hier sehr gut fortkommen. Wein wächset auf Piko in großer Menge, und ob er gleich nicht so hoch geschätzt wird, als die kanarischen und Maderaweine, so ist er doch vortrefflich. Mit verschiedenen Arten des Holzes sind die Inseln überflüssig versehen; der gemeinste Baum ist der Fayal oder Erdbeerbaum. Es werden zahlreiche Viehheerden unterhalten und nirgends sieht man mehreres Flügelwerk. Die Einwohner sind größtentheils arm, und daran ist hauptsächlich die große Menge der Priester Schuld, und die noch größere Anzahl der Mönche und Nonnen, welche vollends den wenigen Reichthum wegnehmen. Da auch den reichsten

Beschaffenheit.

Produkte.

Einwohner.

sten Familien im Lande der Adelstand ertheilet wurde, so haben sie die Handlung und den Feldbau, als ihrer Würde unanständig, vernachlässigt und sind daher in Armuth gerathen. Sie heirathen niemals aus ihrem Stande, und wenn sie nicht Vermögen genug haben, ihre Kinder standesmäßig zu versorgen, so nöthigen sie dieselben ins Kloster zu gehen.

Handlung.

Die Handlung bestehet in Getreyde, Wein und Holze, welches nach Lissabon gehet.

Religion.

Die einzige Religion, die hier geübt wird, ist die katholische, welche unter der Aufsicht eines Bischofs und Inquisitionsgerichts stehet.

Regierung.

Die Regierung wird von einem Statthalter und einem höchsten Gericht besorget, welche zu Angra, der Hauptstadt der Insel Tercera, ihren Sitz haben, und deren Gerichtsbarkeit sich über alle azorische Inseln erstreckt.

Anhang.

Von den nordlichen Polarländern.

§. 244.

Unter den nordlichen Polarländern verstehet man diejenigen Länder, welche nach dem Nordpole zu über Europa, Asia und Amerika liegen, und mit diesen Welttheilen, so viel wir wissen, keinen Zusammenhang haben. Man pflegt sie auch die unbekannten Länder zu nennen, weil man ihre Küsten nur aus den Nachrichten der Seefahrenden kennet, und von ihrer innern Beschaffenheit keine zuverlässige Nachrichten hat. Man rechnet vornehmlich die Länder Neuzembla, Spitzbergen und Grönland dazu.

Der erste Abschnitt.

Von Neuzembla.

§. 245.

Neuzembla, von den Russen Novaja Semla d. i. Neuland genannt, wurde nebst der Straße Waigatz, zuerst im Jahre 1556 von Stephan Baroeve einem Engländer Geschichte.

der entdeckt, welcher einen Weg durch Norden nach China suchte. Er glaubte, was er suchte, gefunden zu haben, da er durch diese Straße kam; allein der wenige Erfolg der folgenden Unternehmungen hat gewiesen, daß er irrig war. Am Ende des 16ten Jahrhunderts machten die Holländer ebenfalls verschiedene Versuche, einen solchen Weg ausfündig zu machen, und da geschah es, daß bey einem derselben Wilhelm Barenß und Jakob von Heemskerke im Jahre 1596 das Unglück hatten, ohnweit Novazembla einzufrieren. Da ihr Schiff von den sich aufthürmenden Eisschollen aufgehalten wurde, sahen sie sich genöthigt mit dem Schiffsvolke, das aus 16 Mann bestund, ans Land zu gehen und hier zu überwintern. Ob es gleich erst im Anfang des Herbstmonats war, so war doch die Kälte schon ungemein heftig, und mit vieler Mühe konnten sie sich eine Hütte erbauen, bey welcher Beschäftigung sie häufig mit großen weißen Bären zu kämpfen hatten, welche ihre Anfälle öfters wiederholten und sich nicht eher hinwegbegaben, als bis die Sonne verschwand, welche sich den 3ten November, nur mit dem obern Theil ihrer Kugel, zum letztenmal über den Horizont zeigte. Der zu befürchtende Mangel nöthigte sie, ihren Vorrath an Lebensmitteln sehr knapp einzutheilen: ihr Wein gieng aus, und das Bier, welches noch übrig war, hatte alle Kraft verlohren, daher ihnen das geschmolzene Schneewasser zum Getränke dienen mußte.

Sie

Sie fiengen einige weiße Füchse in Schlingen, deren Fleisch ihnen zur Nahrung diente, und aus deren Pelzen sie sich Mützen machten. Sie erhielten eine brennende Lampe, worinn sie statt des Oels das Fett von den Bären brannten, die sie erlegt hatten. Sie geriethen in den kläglichsten Zustand. Zuweilen wurde ihre Hütte ganz mit Schnee bedeckt, in welchen sie Löcher machen mußten, um hindurch kriechen zu können. Die Kälte wurde unbeschreiblich strenge: ihre Hütte war inwendig ganz mit Eis zwey Finger dicke überzogen, und sogar in ihren Betten war Eis. Ihre Kleider waren ganz weiß vom Reife, das Leder der Schuhe fror an den Füßen, und seine Härte erlaubte nicht, daß man sie weiter brauchen konnte. Selbst das Feuer schien keine Wärme mehr zu haben, und man mußte sich die Strümpfe verbrennen, wenn man es nur ein wenig an den Füßen und Beinen spüren wollte. Endlich erblickten sie den 24sten Jenner des 1597sten Jahres die Sonne zu ihrer großen Freude wieder, und die Kälte nahm merklich ab. Allein die Bären kamen nunmehr auch wieder zum Vorschein, und thaten fürchterliche Anfälle auf ihre Hütte. Endlich erblickten sie am 16ten April in der Ferne die offene See wieder, das Ufer aber war noch mit ungeheuren Eisbergen und Schollen besetzt. Da es ihnen unmöglich fiel, ihr Schiff frey zu machen, so schifften sie sich den 14ten Junius, nach einem zehnmonatlichen Aufenthalt auf dieser unglücklichen Insel, auf

zwey kleine Fahrzeuge ein, hatten aber unsägliche Mühe und Gefahr auszustehen, ehe sie über das Eis in das offne Meer kamen. Außer einigen von ihren Gefährten, die bereits gestorben waren, verlohren sie nun auch den Barenß, und endlich kamen sie nach vielen überstandenen Schwierigkeiten und Elende den 2ten September in den Haven Kola im russischen Lapplande an, wo sie holländische Schiffe fanden, mit denen sie in ihr Vaterland zurückkehrten. Man hat nicht gehört, daß nach diesem jemals ein Europäer hier ans Land gestiegen wäre.

§. 246.

Lage. Neuzembla liegt zwischen dem 70sten und 77sten Grad Norderbreite, und wird durch die Straße Waigatz oder Nassau von Siberien abgesondert. Es ist ohngefähr 200 Meilen lang und 60 Meilen breit. Man hat lange geglaubt, daß es mit dem festen Lande zusammenhienge: da aber die Holländer die nordliche Seite beschifft haben, und die Russen von 1735 bis 1738 in kleinen Schiffen zwischen diesem Lande und der Küste von Asien hingefahren sind, so ist man itzt überzeugt, daß es eine wirkliche Insel sey. Die Beschaffenheit. südostliche Küste und die innern Theile derselben sind völlig unbekannt; die westliche und nordliche aber sind bekannter, und hier hat man vielen Buchten und Vorgebirgen Namen gegeben. Es ist vielleicht das elendeste Stück der bekannten Erdkugel, das fast beständig von unübersteiglichen Eisbergen umschlossen und fast durchgängig

mit

mit Schnee bedeckt ist. In allen andern Himmelsgegenden schmelzt der Schnee am Rande des Meeres viel eher, als anderswo; hier hingegen schlägt das Meer wider Schneeberge, die zuweilen so hoch sind, als die höchsten Vorgebirge in Frankreich und England, und die vielleicht so alt sind als die Welt. Es hat sie unten sehr weit ausgehöhlet, und diese großen Klumpen hängen gleichsam in der Luft und machen einen gräulichen Anblick. An den Orten, wo man keinen Schnee findet, sind unzugängliche Abgründe, wo nur eine Art von Moos wächset, welches blaue und gelbe Blümchen trägt. Man würde sich betriegen, wenn man, um hier zu überwintern, sich Höhlen unter der Erde machen wollte, sich darinn vor dem Froste zu verwahren; denn wenn man auch viele Fuß tief in die Erde gegraben hat, so findet man nur Eis, welches so hart ist, als Marmor. Man trifft häufige Bäche an, deren Wasser zwar gut ist, aber nur von geschmolzenem Schnee zu seyn scheinet, der von den Bergen herabläuft. Gegen das Meer zu, in welches diese Bäche fallen, sieht man an den Orten, die sie entblößt haben, schwarzen Marmor mit weißen Streifen und Schiefer auf einigen Bergen im Lande. Die vornehmsten Thiere, welche die Holländer erblickten, waren die weißen Bären, und diese waren von ungeheurer Größe, indem die Haut von einem derselben, den sie getödtet hatten, 12 bis 13 Fuß lang war. Sie waren sehr grimmig, fielen wie

Thiere.

die Hunde über alles her, was man nach ihnen warf, und ließen sich nur durch ein großes Geschrey schrecken. Sie sahen auch Spuren von Rennthieren und Orignalen oder Elendthieren, so viel sie wenigstens an ihren Fährten erblicken konnten. Weiße Füchse zeigten sich in ziemlicher Anzahl, und ihr Fleisch kam fast den von Kaninchen am Geschmack gleich. Sie sahen auch einige kleine Vögel wie Lerchen, und eine Art von Kaninchen, die nicht viel größer als die Ratten waren. Auf den Felsen am Strande des Meeres fand man Eyer von wilden Enten, und es ist nicht zu begreifen, wie diese Eyer auf der bloßen Erde, in einem so kalten Lande, ausgebrütet werden und die Jungen auskriechen können. Auf dem Eise zeigten sich eine große Menge
Seekühe. von Seekühen, die sich nicht erschrecken und verjagen ließen, sondern gerade auf die Holländer losgeschwommen kamen. Diese Thiere sind viel größer und schwerer als unsere Ochsen, bis 24 Fuß lang, und ihre Füße sind mehr zum Schwimmen als zum Gehen eingerichtet. Sie haben große ungestaltete Köpfe, deren Kinnbacken mit Zähnen besetzt sind, unter denen zween dicke, 20 Zoll lange Zähne in Gestalt eines halben Mondes hervorragen. Sie dienen ihnen zur Vertheidigung gegen ihre Feinde, sich an das Eis oder an die Erde anzuhängen, und den Seeschlamm aufzuwühlen, worinn die Muscheln sind, die ihnen zur Nahrung dienen. Ihre Haut ist beynahe einen Zoll dicke, so hart, daß man sie

mit

mit der Art zerhauen muß, und sie ist mit kurzen braunen oder schmutziggelben Haaren besetzt. Sie gehen Truppweise mit einander, die Jungen schwimmen vor den Müttern her, und der übrige Trupp schließt sie von allen Seiten ein. Sie halten sich Familienweise beysammen, jedes Männchen hat sein Weibchen, und diese werfen nur ein Junges auf einmal. Sie sind sehr gefräßig und wenig auf ihre Sicherheit bedacht, so daß man sich aus der Heerde diejenigen aussuchen kann, welche man tödten will. Man wirft sie mit einem scharfen eisernen Haken, der an einer Leine befestigt ist, in den Rücken, und wenn die Seekuh fühlet, daß sie verwundet ist, und zu schlagen anfängt, um sich loszumachen, so geben sich die andern alle Mühe ihr zu helfen. Die Liebe des Männchens gegen das Weibchen ist zu bewundern; wenn es dasselbe nicht hat losmachen können, so folgt es ihm bis ans Ufer und hält sich zuweilen verschiedene Tage lang bey dem todten Körper auf.

§. 247.

Einwohner.

Man hat noch nicht mit Gewißheit erfahren können, ob Neuzembla bewohnt sey, oder nicht, indem einige dieses, andere jenes behaupten. Einige Reisende versichern, hier Einwohner gesehen zu haben, und wenn man ihnen glauben soll, so sind es die wildesten Menschen, die man je finden kann, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet sind und die Sonne anbethen, vor welcher man sie auf den Knieen liegen gesehen. Andere er-

zählen, daß man einen Mann und eine Frau nach Dännemark gebracht, welche man mit vieler Mühe gefangen. Sie waren klein, untersetzt und außerordentlich häßlich, hatten die Nasen und Ohren mit herabhängenden blauen Steinen geschmückt, und ihre Haare hiengen in Zöpfen geflochten über die Achseln herunter. Der Mann hatte keine Haare auf dem Kopfe, aber einen rund verschnittenen Bart und eine Mütze in Gestalt eines Zuckerhutes. Ihre Kleider bestunden aus zwey zusammengenähten Stücken von Seekalbsfellen, wovon das Rauhe herausgewendet war, und welche ihnen bis auf die Knie heruntergiengen. Die Beinkleider waren enge und schienen von eben solchen Fellen gemacht zu seyn. Sie wollten nichts als Wasser trinken, und nichts essen, als was mit Fischthran zugerichtet war: sie sturben auch bald für Verdruß und Traurigkeit, ohne daß man eine gewünschte Erläuterung von ihnen erhielt. Wenn auch dies richtig ist, so folgt doch nicht, daß diese Leute Landeseingebohrne gewesen und daß Neuzembla bewohnt sey. Die Beschreibung, die man von ihnen macht, ist der von den Samojeden ungemein ähnlich, und vermuthlich waren es auch Samojeden. Denn diese wohnen auf dem festen Lande gegen über und kommen zu Anfang des Sommers in die Insel, wo sie sich diese ganze Jahrszeit hindurch mit der Jagd der Renn- und Elendthiere und der weißen Bären, auch mit dem Fischfange beschäftigen; bey anbrechendem Win-

ter

ter aber kehren sie wieder nach dem festen Lande zurück.

Der zweete Abschnitt.

Von Spitzbergen.

§. 248.

Spitzbergen wurde im Jahre 1596 von dem im vorigen Abschnitt erwähnten Wilhelm Barenß entdeckt und von ihm für eine Insel gehalten, und so ist es auch in der Folge wirklich befunden worden. Entdekkung.

Diese Insel liegt unter allen nordlichen Ländern am weitesten gegen Mitternacht zwischen dem 76sten und 80sten Grad Norderbreite, und soll sich sowohl in der Länge als in der Breite auf 70 Meilen erstrecken. Lage.

Die Kälte ist hier ungemein groß, richtet sich aber, wie anderswo, sehr nach der Beschaffenheit der Winde. Die Nord- und Ostwinde verursachen eine so grimmige Kälte, daß sie kaum auszustehen ist, und die West- und Südwinde bringen viel Schnee und zuweilen auch Regen, welches das Wetter gelinder macht. Im Julius und August ist die Hitze oft so groß, daß das Theer in den Fugen der Schiffe schmelzt. Von dem 3ten May an gehet die Sonne nicht mehr unter, und man siehet sie ganzer 3 Monate im Jahre über dem Horizont; dagegen aber bekommt man sie auch im Winter 3 Monate hindurch gar nicht zu sehen. Die Nordlichter lassen sich daselbst Witterung.

mehr sehen, als in dem ganzen übrigen Norden. Im Winter ist das Land ganz mit Eis umgeben, welches die Winde von verschiedenen Seiten dahintreiben; und zuweilen ist es auch im Sommer von Eise besetzt. Alles, was von dem Lande bekannt ist, (man kennet aber bloß die Küsten) ist steinigt und voller hohen spitzigen Berge und Klippen, daher es auch den Namen bekommen hat. Besonders siehet man am Fuß der natürlichen Berge sieben Eisberge, die man für die höchsten im Lande hält und die jährlich an Größe zunehmen, von dem geschmolzenen Schnee und dem Regen, der darauf fällt. Einige von den Felsen sind nur ein einziger Stein von unten bis oben, und sehen von weitem wie alte abgefallene Mauern aus. Sie geben einen angenehmen Geruch, fast wie die Wiesen zur Frühlingszeit, wenn ein sanfter Regen darauf fället. Man findet rothe, weiße und gelbe Adern darinn, wie im Marmor. Unten am Fuß der Berge, wo keine Eisberge sind, liegen große herabgefallene Felsen los auf einander. Sie sind grau mit schwarzen Adern und schimmern wie Silbersand, oder glänzen wie das Erz. Man muß sich wundern, daß ein solches Land eine Menge schöner Pflanzen trägt, welche die Natur daselbst fast auf einmal zu ihrer Vollkommenheit bringt. Kaum siehet man im Brachmonat einiges Grün, und im Heumonat sind die Kräuter allda in der Blüte, ja es finden sich sogar einige, deren Saamen schon alle Reife hat. Das nützlichste für

Beschaffenheit.

die

die hier anlandenden Schiffleute ist das Löffelkraut, das zwar in der Gestalt von dem unsrigen unterschieden ist, aber doch gleiche Tugenden hat. Es giebt hier weder Bäume noch Sträucher, demohngeachtet finden die Schiffe so viel Holz, als sie brauchen. Jede hohe Fluth bringt eine große Menge davon ans Ufer, und niemand hat noch erklären können, woher dieses Treibholz komme, welches man nicht nur hier, sondern auch auf allen nordlichen Küsten antrifft.

§. 249.

Thiere. Von vierfüßigen Thieren werden hier nur die großen weißen Bären, Rennthiere und Füchse gefunden; es ist aber nicht leicht zu errathen, wovon sie den Winter über 9 oder 10 Monate leben. Vögel. Von Vögeln findet man mancherley Arten. Der Strandläufer bleibt stets auf dem Lande und ist eine Art von Berghuhn, aber nicht größer als eine Lerche. Der Schneevogel, den man nur auf dem gefrornen Schnee laufen siehet, ist nur so groß wie ein Sperling, am Bauche schneeweis und auf dem ganzen Rücken und Flügeln grau. Der Eisvogel, der seinen Namen von seinem beständigen Aufenthalte auf dem Eise führt, hat ein schönes Gefieder, das in der Sonne wie Gold glänzet, so daß einem die Augen ganz blind davon werden. Unter einer unzählichen Menge von Seevögeln, womit die Küsten von Spitzbergen bevölkert sind, sind die Täuchertauben, Papagoyen, Rottgänse und Enten gut zu essen. Sie nisten hoch an den Felsen,

sen, wo sie vor den Bären und Füchsen sicher sind, und im Brachmonat und Heumonat, wenn sie brüten, sitzen sie so häufig auf denselben, daß sie wie eine Wolke die Luft verfinstern, wenn sie auffliegen. Sie kommen aber alle erst nach dem Winter nach Spitzbergen, wenn die Sonne über dem Horizont ist: sobald die Kälte zunimmt und die Nächte anfangen lang zu werden, so thun sie sich von jeder Art zusammen und verschwinden in wenig Tagen.

Amphibien

Von den Thieren, die im Wasser und auf dem Lande leben, sind die Seekühe und Seehunde hier außerordentlich groß und in ungeheurer Menge vorhanden. Beyde haben keine eigentlichen Füße, sondern Floßfedern in der Mitte des Leibes, mit denen sie auf dem Eise fortrutschen. Die Meerkühe, welche die Engländer Seepferde, die Portugiesen Manati, die Franzosen Lamentine, und die Holländer und Deutschen Wallrosse nennen, werden hauptsächlich ihrer Zähne wegen getödtet, welche aber itzt nicht mehr so stark gesucht werden, als ehemals. Der Seehund, den man auch Meerwolf, Seelöwe, Robbe nennet, ist 5 bis 8 Schuh lang, hat einen Kopf, der einem Hundekopfe mit abgeschnittenen Ohren gleichet, an dem Maule einen Bart, große gewölbte klare Augen, sehr scharfe Zähne, womit er einen Stock, wie einen Arm dicke, durchbeißen kann, eine buntgefleckte, mit kurzen Haaren bewachsene Haut und einen kurzen Schwanz. Sie schreyen wie heisere Hunde, und gehen, als wenn sie hinten lahm wären, können aber doch

auf

auf hohes Eis klettern. Sie haben ungemein viel Blut, ein ganz schwarzes Fleisch und 3 bis 4 Finger dickes Speck, welches sehr guten Thran giebt. Leber, Lunge und Herz sind bey ihnen sehr groß und werden gegessen, wenn man sie erst eine Weile vorher gewässert hat. Man schlägt sie auf dem Eise mit Handspießen und Prügeln auf die Nase, davon sie halb todt niederfallen, da man sie denn vollends, aber mit vieler Mühe tödtet, weil sie ein sehr zähes Leben haben.

§. 250.

Das Thier, um dessen willen eigentlich die Reisen nach dem Eismeere und nach Spitzbergen geschehen, ist der Wallfisch. Dieser Fisch hat Wallfisch. von andern Fischen fast nichts als die Gestalt, und gleichet im übrigen mehr den Landthieren; denn er hat warmes Blut, schöpfet durch die Lunge Athem, bringt seine Jungen lebendig zur Welt und säuget sie. Ihre Größe ist verschieden, und man hat ihrer gefunden, die bis 150 Fuß lang gewesen sind. Der Kopf macht den dritten Theil des ganzen Thieres aus. Es hat nur zwo Floßfedern hinter den Augen, die 7 bis 8 Fuß lang sind und mit denen er fast so geschwinde rudert, als eine Schaluppe mit zwey Rudern. Der Schwanz ist 3 bis 4 Klafter breit, liegt flach, und mit demselben kann er so heftige Schläge thun, daß er ein Schiff umwerfen kann. Inwendig in seinem Rachen sitzt das Fischbein, sonst Bären oder Barten von den Schiffern genannt. Es ist eine Art von langen breiten Horne, braun,

schwarz

schwarz und auch gelb von Farbe, ganz rauh und voller Haare wie Pferdehaar, und dienet dem Fische statt der Zähne. An der einen Seite sitzen in einer Reihe 250 Fischbeine neben einander, und an der andern eben so viel. Das kleinste sitzt vorn am Maule und hinten nach dem Rachen zu; das mittelste ist das größte und längste und zuweilen wohl drey Klafter lang. Die Zunge, welche zwischen den Fischbeinen liegt, ist ein weicher, schwammichter Klumpen Fett. Auf dem Kopfe vor den Augen sitzt der Buckel, welcher oben an jeder Seite ein Blaseloch hat, woraus er das Wasser so stark bläset, daß man es auf eine Meile weit hören kann, zumal wenn er verwundet ist. Seine Augen sind nicht größer als Ochsenaugen, und haben Augenlieder und Haare wie Menschenaugen. Man siehet ganz weiße, halbweiße, gelb und schwarz gemarmelte und ganz schwarze Wallfische. Die auswendige Haut ist so dünn, wie ein Pergament, und man kann sie leicht mit den Händen abziehen, wenn der Fisch erhitzet ist. Das Speck, daraus man den Thran macht, sitzet zwischen Haut und Fleisch, eine Viertelelle hoch, auf dem Rücken und unten am Bauche, zuweilen auch wohl über 12 Daumen dicke. Die Nordkaperwallfische, die zwischen Spitzbergen und Norwegen gefangen werden, geben am wenigsten Thran; von den spitzbergischen aber kann man 70 bis 90 und noch mehr Kardelen oder Fässer voll schneiden. Der Wallfisch ist nach seiner Größe nicht beherzt und scheuet

sich

sich vor den Schaluppen; er wird keinen aus Boßheit beschädigen, in der Noth aber zertrümmert er alles, was er antrifft. Sobald man einen Wallfisch blasen höret, oder erblicket, so eilen die Fischer in ihre Schaluppen und rudern nach ihm zu. Der Harpunier steht vorne in der Schaluppe mit der Harpune, einem scharfen, wie ein Pfeil gestalteten Eisen, das gleich einer Fleischgabel auf einem Stocke liegt und an einer langen Leine befestigt ist, die oftmals viele 100, ja 1000 Klafter lang ist. Er wirft aus aller Macht den Wallfisch mit der Harpune hinter das Blaseloch, oder in das dicke Speck auf dem Rücken. Sobald der Fisch sich verwundet fühlet, bläset er aus aller Macht und geht auf den Grund, oder schießt dem Wasser gleich fort. Man läßt die Leine laufen, und ein eigener dazu bestellter Mann, welcher der Linienschießer heißt, giebt Acht, daß sie sich im Ablaufen nicht verwiret. Man läßt sie vorn über die Schaluppe laufen, und damit das Holz durch das Reiben von dem oftmals höchst schnellen Laufe der Stricke nicht entzündet werde, so befeuchtet man es fleißig. Der Steurer steht hinten in der Schaluppe und muß sie allezeit darnach wenden, wo der Strick sich hinlenket, damit er immer ihr voraus in gleicher Linie bleibe. Die andern Schaluppen rudern nach, und man giebt dem Wallfisch, wenn er herauf kömmt, noch eine oder mehr Harpunen, und sticht ihn endlich, wenn er ganz abgemattet ist, mit Lanzen todt. Denn schleppt man ihn mit

Wallfischfang.

mit den Schaluppen an das Schiff, woran man ihn befestigt, und der Speckschneider tritt auf ihn und schneidet mit einem Messer, welches mit dem Stiele fast von Mannslänge ist, den Speck in großen Stücken herunter, die man in das Schiff windet, und hier in kleinere Stücke zerschneidet. Diese wirft man in eine von Brettern zusammengeschlagene Rönne, an der ein Sack befestigt ist, der bis in das Schiff hinuntergeht. Ein Junge schaufelt das Speck in selbigen hinein, woraus es in einen kleinen Kübel fällt, den man auf die ledigen Fässer setzt und sie also anfüllet. Denn nimmt man das Fischbein heraus, und läßt, wenn alles Speck herunter ist, den übrigen Körper treiben, der eine Speise der Raubvögel und weißen Bären wird. Vor diesem brannte man den Thran gleich in Spitzbergen aus; itzt nimmt man lieber das Speck in Fässern mit, in denen es wie Bier gähret und für sich schon meist zu Thran wird. 100 Fässer Wallfischspeck geben, wenn es ausgebraten ist, etwa 80 Fässer Thran.

§. 251.

Hayfisch. In den spitzbergischen Gewässern trifft man auch den Hay (canis carcharias) an. Dieser Fisch wird nur zween bis drey Faden lang, ist rund und schmal und nach dem Kopfe zu am dicksten. Er hat eine lange Nase und einen weiten Rachen, der unten und oben mit 3 Reihen scharfer Zähne besetzt ist. Seine Augen liegen ihm hoch aus dem Kopfe, an jeder Seite hat er 5 Kiefern oder Fischohren, und zwo Floßfedern auf dem Rücken

und

und sechs unter dem Bauche. Seine Haut ist hart, dicke und scharf anzugreifen, und hält eine Flintenkugel aus. Er ist ungemein gefräßig und sehr begierig nach Menschenfleische. Man fängt ihn mit einer großen Angel, die an einer starken Kette fest ist, und woran ein Stück Fleisch hänget. Das Fleisch vom Rücken ist eine gute Speise, wenn es einige Tage in der Luft gehangen hat, und aus seiner großen Leber macht man viel Oel. Der Finnfisch kommt dem Wallfisch an Größe gleich, ist aber kaum den dritten Theil so dick, rund und schmal, und hat nicht so viel Speck als der Wallfisch. Er ist auch viel gefährlicher zu tödten, weil er sich viel schneller bewegen und wenden kann, auch mit dem Schwanze und Floßfedern so heftig um sich schlägt, daß man mit den Schaluppen sich ihm nicht nähern darf. Finnfisch.

Der Weisfisch, der bis 20 Fuß lang wird, kommt dem Wallfisch an Gestalt gleich und hat auch ein Blaseloch auf dem Kopfe, woraus er Wasser bläset. Er ist weisgelb und hat nach seiner Größe Speck genug; es ist aber ganz weich, daher die Harpunen leicht ausreißen und man nicht viel Mühe auf ihn wendet. Wenn man sie häufig antrifft; so verspricht man sich einen guten Wallfischfang. Weisfisch.

Ein anderes spitzbergisches Meerungeheuer ist der Butzkopf, von 16 bis 20 Fuß lang. Der Kopf geht vorne stumpf nieder, und an demselben ist ein Schnabel, der vorne und hinten gleich dicke ist. Im Rachen hat er kleine scharfe Zähne, und mitten auf dem Rücken Butzkopf.

eine Floßfeder, die nach dem Schwanze zu wie ein halber Mond ausgehöhlt ist. Im Nacken hat er ein Blaseloch, wodurch er Wasser ausbläset, aber nicht so hoch als der Wallfisch. Er ist braun auf dem Rücken, die Stirne braun und weis gemarmelt und der Bauch unten weis.

Drachenfisch. Der Drachenfisch ist lang, schmal, rundlich, von Farbe silbergrau und glänzend. Vorn auf der Nase hat er einen erhabenen stumpfen Zacken; er hat keine Ohren, anstatt derselben aber im Nacken zwey Blaselöcher. Auf dem Rücken hat er zwo Floßfedern, davon die vorderste sehr lange Fäden hat, die ohne Zwischenhaut sind, und vom Rücken ab, etwan ein paar Finger breit erhoben stehen.

§. 252.

Spitzbergen ist nicht bewohnt, die dasigen Küsten werden aber alle Jahre von den Schiffen aller seefahrenden Nationen besucht, die der Fischerey wegen dahin kommen und den so sehr einträglichen Thran daselbst holen. Jede Nation hat ihren besondern Haven oder Standort, wo sie ihre Hütten haben, die sie bey ihrer Wiederkunft unversehrt finden. Denn wegen der strengen Kälte verfault auf dieser Insel nichts, und wenn jemand hier stirbt, so bleibt der Körper unverweslich. Man hat ihrer nach 20 Jahren gefunden, die noch eben so frisch waren, als den ersten Tag, und ihre Gestalt und Kleidung waren unverändert. Die Holländer und Hamburger kommen am häufigsten hieher, und die Ge-

neral-

neralstaaten haben einigen Personen Erlaubniß ertheilt, den Wallfischfang, mit Ausschließung anderer, auf Spitzbergen zu treiben. Ueberhaupt gehen aus Holland jährlich auf 120 bis 150 Schiffe auf diesen Fang aus; der Vortheil aber ist veränderlich, nachdem sie glücklich sind und viel oder wenig Wallfische bekommen.

Der dritte Abschnitt.

Von Grönland.

§. 253.

Geschichte.

Grönland soll im Jahre 982 von einem gewissen Erich, der einer Mordthat wegen aus Island sich hieher flüchtete, entdeckt worden seyn. Weil er das Land mit einem angenehmen Grün bedeckt fand, so gab er ihm den Namen Grönland, den es noch itzt führet. Nach einigen Jahren kam er nach Island zurück und beredete verschiedene Einwohner, sich mit ihm in dem neu entdeckten Lande niederzulassen. Einige Jahre nachher that sein Sohn Leif eine Reise nach Norwegen, bekennete sich daselbst zum Christenthume, kam mit einer neuen Kolonie zurück und legte zwo Städte Garde und Albe an. Sie waren den Königen von Norwegen unterworfen, denen sie einen jährlichen Tribut bezahlten. Im Jahre 1348 wurde der größte Theil der Einwohner durch eine grimmige Seuche, der schwarze Tod genannt, welche im ganzen Norden Verheerungen anrichtete, aufgerieben. Von der Zeit an

an wurden diese Niederlassungen auf der östlichen Küste von Grönland gänzlich vergessen, und man weis von ihrem weitern Schicksale gar nichts. Alle Bemühungen, die man nachher anwandte, sie wieder zu finden, hatten weiter keinen Nutzen, als daß man die westlichen Küsten von Grönland entdeckte, wo man wilde Völker antraf, welche vermuthlich ihren Ursprung von den Amerikanern haben, wie man aus der Beschaffenheit, Handthierung und Kleidung der Völker schließt, die an der Hudsonsbay wohnen. König Friedrich II. von Dännemark machte 1578 den Anfang, Grönland aufsuchen zu lassen; der Versuch aber war vergebens. Die Dänen thaten in der Folge bis 1674 noch 9 bis 10 fruchtlose Reisen; daher sie so vieler unnützen Versuche überdrüssig wurden und nicht weiter an Grönland gedachten. Ein frommer norwegischer Prediger, Hans Egede, den ein mächtiger Religionseifer trieb, die armen Wilden in Grönland zum Christenthum zu bekehren, brachte die Regierung dahin, wieder an dieses Land zu denken, und eine neue Handlung dahin zu errichten. Mit vieler Mühe erhielt er, daß im Jahre 1720 mit königlicher Bewilligung zu Bergen eine Handlungsgesellschaft nach Grönland errichtet wurde. Er gieng 1721 als königlicher Missionarius, mit seiner Familie, auf dem ersten Schiffe ab, und kam auch glücklich an. Es wurde auf der Insel Kangek die Kolonie Godhaab, gute Hoffnung, angelegt; allein die Beschwerlichkeiten eines

Handels,

Handels, der gar nichts einbrachte, machten, daß die Gesellschaft sich im Jahre 1727 gänzlich zerschlug. Jedoch der König entschloß sich, des unglücklichen Anfangs ohngeachtet, sich desselben allein zu unterziehen, und es kamen auch 1728 fünf dänische Schiffe mit vielen neuen Kolonisten und Baugeräthschaften an, um eine neue Pflanzstadt und ein Fort anzulegen. Die Kolonie Godhaab wurde an das feste Land gebracht; allein diese Veranstaltungen wurden durch eine Seuche, die unter den neuen Einwohnern einriß, größtentheils vernichtet, und endlich befahl König Christian VI. 1731 die grönländischen Anstalten ganz liegen zu lassen und die Kolonie nach Dännemark abzuführen, weil er sah, daß die großen Summen, welche sie gekostet hatten, gar nichts einbrachten, und daß die christliche Religion seit 10 Jahren keinen bessern Fortgang als der Handel daselbst gehabt hatte. Egede fand theils bey Erlernung der Sprache, theils in der Beschaffenheit der Wilden, unglaubliche Schwierigkeiten und Hinderniſſe in dem Bekehrungsgeschäffte, und er mußte zufrieden seyn, daß er eine Anzahl Kinder taufen konnte, die er hernach zu unterrichten hoffete. Seine brennende Begierde nach dem Heil dieser armen Leute und seine ungemeine Standhaftigkeit bewogen ihn, bey der Abführung der Kolonie, mit seiner Familie und wenigen Leuten in Grönland zu bleiben. 1733 bekam er durch ein dänisches Schiff die erfreuliche Nachricht, daß man in Koppenhagen die Hand-

lung und das Missionsgeschäfte von Grönland, mit mehrerem Eifer als jemals, fortsetzen wolle. Mit eben diesen Schiffen kamen drey mährische Brüder aus Herrnhut an, um mit Erlaubniß des Hofes eine Mission unter den Grönländern zu errichten. Sie fanden hier ebenfalls große Schwierigkeiten und hatten mit mancherley Noth zu kämpfen, zumal da im Jahre 1733 die Blattern, welche durch einen grönländischen Knaben aus Koppenhagen dahin gebracht wurden, auf 3000 Seelen hinwegrissen. Der durch seinen Eifer, Muth, Arbeiten und überstandene Unglücksfälle ehrwürdige Egede gieng 1736 nach Koppenhagen zurück, wo er zum Superintendenten der dänischen Mission gemacht wurde, der er bis an seinen 1758 erfolgten Tod vorstund. Die mährischen Brüder blieben nun allein zur Bekehrung der Grönländer zurück, und wurden nach und nach durch mehrere aus Europa verstärkt. Nach sechs unfruchtbaren Jahren ward ihre Beständigkeit endlich mit einigem Erfolge belohnt, indem einige Grönländer zum Unterricht bey ihnen blieben, denen nach und nach immer mehrere folgten. Es wurde also eine grönländische Gemeine zu Neuherrnhut errichtet und 1758 noch eine zu Lichtenfels, welche in der Folge sich ansehnlich mehreten, so daß im Jahre 1768 jene aus 527, und diese aus 257 Seelen bestand. Die dänischen Kolonien sind in dieser Zeit bis auf 12 vermehrt worden, unter denen Godhaab und Friedrichshaab die wichtigsten sind.

§. 254.

§. 254.

Ob Grönland eine Insel ist, oder ob es mit einem festen Lande zusammenhängt, ist noch bis itzt eine unentschiedene Frage. Es liegt zwischen dem Eismeer gegen Osten und der Straße Davis, die es von Amerika scheidet, gegen Westen, in einem Raum von ohngefähr 35 Graden der Länge, und erstreckt sich vom 59sten Grade Norderbreite bis zum 87sten. Die westliche Küste, die heutiges Tages allein besucht wird, geht von Süden gegen Norden, eine Strecke von ohngefähr 20 Graden. Sie ist von vielen Buchten zerschnitten, die mit einer unzählichen Menge kleiner Inseln besäet sind. Die ganze Küste ist mit unzugänglichen Klippen besetzt, die man auf 20 Meilen in der See sehen kann. Unter dem 63sten Grade ist die sogenannte Eisblink, ein großes hohes Eisfeld, dessen Glanz in der Luft, wie der Nordschein, viele Meilen weit in der See gesehen werden kann. Sie liegt in einer Bay, deren Mündung mit großen Stücken Eis dermaßen verstopft worden, daß es von Land zu Land, über einige Inseln weg, gleichsam eine gewölbte Eisbrücke von 4 Meilen lang und eine Meile breit ausmacht. Weiter hinauf ist das Balsrevier, ein Meerbusen, und über diesen die Diskobay, welche jährlich von vielen holländischen Wallfischfängern besucht wird. Die Ufer sind mit großen Eisbergen und Eisschollen besetzt, welche weit in die See umhertreiben, und bald eine Kirche mit einem Glockenthurme, bald ein

Lage.

Eisblink.

Eisberge.

Schloß mit Thürmen und Zinnen, bald ein Schiff mit Masten und Segeln vorstellen. Dieses Eis ist mehrentheils sehr hart, hell und durchsichtig wie Glas, an Farbe bleichgrün und manchmal himmelblau. Es ist schwer zu erklären, wie diese Eisberge entstehen und woher sie kommen.

Eisfelder. Zuweilen trifft man schwimmende Eisfelder an, die wohl 100 Meilen lang, und 20 bis 40 Meilen breit seyn sollen, und gemeiniglich 5 bis 6 Ellen dick sind. Sie machen die Schiffahrt in den Nordmeeren ungemein beschwerlich und gefährlich. Mit diesem Treibeise führet der Strom des Meeres zugleich eine Menge Treibholz herbey, welches er zwischen den Inseln sitzen läßt, und welches das einzige Holz ist, was man in Grönland hat. Das meiste ist Kiefern- Tannen- und Lerchenholz, und man trifft darunter oft große, mit der Wurzel ausgerissene Bäume an. Da dieses Holz mit dem Strome und Eise aus Osten kommt, so muß es aus der asiatischen Tatarey kommen, wo es durch die vom Regen angeschwollenen wilden Bergwasser von den Bergen abgerissen, in die großen Flüsse gestürzt und ins Meer geführt wird.

Treibholz.

§. 255.

Witterung. Ein Land, wo Schnee und Eis ihren ewigen Aufenthalt haben, muß eine übermäßige Kälte erfahren. Die größte Kälte fängt sich in Grönland erst nach dem neuen Jahre an, und wird im Februar und März so scharf, daß die Steine springen, und die See wie ein Ofen raucht,

raucht, vornehmlich wo eine Bucht ist. Man nennet solches einen Frostrauch. Er ist nicht so kalt als die trockene Luft, und wer vom Lande in einen solchen Frostrauch hineinfährt, fühlt die Luft gleich lauer. Sobald der Frostrauch von der See in eine kältere Luft kömmt, friert er zu kleinen Eisspitzen, welche eine so schneidende Kälte verursachen, daß man kaum aus dem Hause gehen kann, ohne Gesicht und Hände zu erfrieren. Alsdenn friert das Meer zwischen den Inseln und in den kleinen Buchten zu; und da gerathen die Grönländer gemeiniglich in Hungersnoth, weil sie ihrer Nahrung vor Kälte und Frost nicht nachgehen können. Den Sommer rechnen sie vom Anfange des Mayes bis zu Ende des Herbstmonats. Der Boden aber thauet nur im Brachmonat recht auf, und zwar bloß in der Oberfläche. Es schneyet noch bis gegen Johannis, und fängt schon im August wieder an; der Schnee liegt aber nicht lange und wird entweder bald von der Sonne verzehrt, oder von dem Winde verwehet, und alsdenn entstehet ein so feines Schneegestöber, daß man sich nicht gut aus dem Hause wagen darf. In den längsten Tagen ist es so heiß, daß man genöthigt wird, die Kleider abzulegen, und daß das bey dem Ablaufe des Meers auf den Klippen bleibende Schneewasser sich zu einem schönen weißen Salze ansetzet. Man genießt aber der Wärme nie recht, theils wegen der von den Eisfeldern durchdrungenen kalten Luft, die des Abends sehr empfindlich ist, Frostrauch.

theils wegen der vielen und oft sehr dicken Nebel, die an der Seekante vom April bis in den August regieren. Die schönste Jahrszeit in Grönland ist der Herbst, der aber nicht lange dauert und oft durch starke Nachtfröste unterbrochen wird. Man hat angemerkt, daß wenn im gemäßigten Erdstriche ein sehr kalter Winter herrscht, er in Grönland ungewöhnlich gelinde ist. Die Gesunde Luft. Luft ist überhaupt leicht, rein und sehr gesund. Man kann hier lange in guter Gesundheit leben, wenn man sich nur warm kleidet, mäßig isset und trinkt, und den Leib genugsam bewegt. Man hört auch selten von den in Europa gewöhnlichen Krankheiten, außer dem Scharbock und einigen Uebeln an den Augen und auf der Brust. Von Platzregen und Hagel weis man hier wenig. Im Herbst giebt es sehr heftige Winde, die oft die Zelte und leichten Boote in die Luft führen, und im Sommer entstehen auch Wirbelwinde. Man siehet wohl bisweilen blitzen, aber man hört es selten donnern, und von Erdbeben und feuerspeyenden Bergen weis man wenig oder gar nichts. Der Sommer hat bey den Grönländern keine Nacht, dagegen aber hat auch der Winter vom 30sten November bis 12ten Januar gar keinen Tag. Man genießet alsdenn nur einer mäßigen Dämmerung, die von dem Wiederschein der Sonnenstralen an den höchsten Bergspitzen und in den kalten Luftdünsten entstehet. Indessen geben der Mond, die Sterne und das Nordlicht einen sehr hellen Schein, so daß man eine mittelmäßige

Schrift

Schrift deutlich lesen kann. Nebensonnen und Kreise um den Mond lassen sich hier mehr als anderswo sehen, und entstehen von dem Frostrauche, wenn gleich die Luft ganz klar zu seyn scheinet.

§. 256.

Beschaffenheit.

Der Boden in Grönland bestehet größtentheils aus Felsen, und die dazwischen befindlichen Thäler sind kaum mit etwas Mooß und Moorgrase bedeckt. Auf den niedrigen Klippen, die hin und wieder noch mit ein wenig Sand und Erde bedeckt sind, und auf den unbewohnten Inseln, wo die Vögel die Erde düngen, wachsen zwar einige Kräuter und Gesträuche; es bleibt aber alles wegen des dürren Bodens und der kalten Luft sehr klein. Bey den grönländischen Wohnplätzen, wo der dürre Sand viele Jahre lang durch das Blut und Fett der Seehunde gedünget worden, wachsen herrliche Kräuter in Menge und ziemlicher Größe. Die Europäer haben versucht, Gersten und Hafer zu säen; er kommt aber selten bis zur Aehre, und wegen der frühen Nachtfröste niemals zur Reife. Aus eben der Ursache kann man nur wenig Gartengewächse, etwas Salat, Kohl, Rettige, Radies und weiße Rüben bauen, welches alles sehr klein bleibt. Von eigenthümlichen Gewächsen hat Grönland nichts als zweyerley Arten Gras, vielerley Arten Moos, einige Schwämme, und einige Gesträuche, welche Beeren tragen, die aber selten reif werden. Von Bäumen findet man Weiden,

Gewächse.

Birken

Birken und Erlen, die aber wegen der Kälte nur auf dem Boden kriechen. Von Pflanzen findet man Sauerampf, Angelike, wilden Rosmarin, Thymian und andere, besonders aber das vortreffliche Löffelkraut in unbeschreiblicher Menge. In dem Meere giebt es vielerley Seegewächse, die vielleicht zahlreicher sind, als die Erdgewächse.

Thiere. Von vierfüßigen Thieren findet man hier eine große Menge Hasen, die sowohl im Sommer als Winter weiß sind; Rennthiere, die hier sehr wild und flüchtig, aber auch, seitdem die Grönländer Pulver und Bley bekommen haben, sehr dünne geworden sind; Füchse, die an Kopf und Füßen den Hunden sehr gleich kommen, und deren Felle, die bey den meisten blau oder grau und bey einigen weiß sind, hoch geschätzt werden; weiße Bären, die sehr wild und boßhaft, oft 4 bis 6 Ellen lang sind, und lange und weiche Haare wie Wolle, und ein weißes, fettes Fleisch haben. Von zahmen Thieren haben die Grönländer nur mittelmäßige Hunde, die den Wölfen gleichen, nicht bellen, sondern nur gnurren und heulen. Sie bedienen sich ihrer zur Bärenjagd und statt der Pferde, indem man 4 bis 10 Hunde vor einen Schlitten spannet, und in diesem Aufzuge einander besuchet, oder die Seehunde von dem Eise nach Hause führet. Die Missionarien halten auch einige Schafe, die sich hier stark vermehren und sehr groß und fett werden, von denen man aber nicht leicht mehr als 10 Stück auswintern kann, weil man das wenige Gras auf

den

den langen Winter mit garzuvieler Mühe zusammen suchen muß. Die Dänen haben anfänglich auch Rindvieh gehalten, aber wegen der zugroßen Kosten und Mühe es längst wieder eingehen lassen. Von Vögeln giebt es hier keine große Verschiedenheit und Menge. Der gemeinste Vogel ist eine Art großer Rebhühner, die sich nur in kalten Ländern und in den Alpen aufhalten. Sie sind im Sommer grau und im Winter weiß, und für die Menschen eine gesunde und angenehme Speise. Außer diesen giebt es kleine Schnepfen, die sehr gut zu essen sind, und einige Singevögel. Von Raubvögeln findet man große schwarzbraune Adler, die nach ausgestreckten Flügeln wohl 8 Schuh lang sind, und zuweilen einen jungen Seehund mit den Klauen aus dem Wasser ziehen; graue und sprenklichte Falken, weiße Eulen, große Raben, welche sich in großer Menge bey den Häusern aufhalten, den Grönländern das Ihrige verzehren helfen, und oft aus Hunger ihre ledernen Boote zerhacken. Von ausländischem Federvieh hat man Hühner und Tauben nach Grönland gebracht; sie sind aber zukostbar zu unterhalten. Seevögel giebt es in desto größerer Menge und Mannigfaltigkeit bey Grönland, unter denen der Eidervogel merkwürdig ist, dessen Fleisch und Eyer eine gute Speise sind, und aus dessen Felle die schönsten und wärmsten Unterkleider gemacht werden. Am meisten wird er wegen der kostbaren Eiderdunen geschätzt, welches Pflaumfedern sind, die man Vögel.

in großer Menge abrupfen kann, wenn die gro-ßen Federn abgerupft sind. Diese abgerupfte Dunen heißen todte Dunen, weil sie sich nicht gut ausdehnen und bald entzünden. Die besten findet man in den Nestern, wo sie der Vogel fallen läßt, oder sich selbst ausrupfet, seinen Jungen ein weiches und warmes Nest zu machen. Es giebt zweyerley Arten Eidervögel, die größer sind als eine gemeine Ente, denen sie übrigens gleichen.

§. 257.

Fische. Die Fischerey, welche an den grönländischen Küsten geschiehet, ist nicht nur das vornehmste Nahrungsmittel der Grönländer, sondern sie verschafft auch für Europa einen ansehnlichen Zweig der Handlung. Da es hier keine großen Flüsse giebt, und die Teiche bis auf den Grund ausfrieren, so weis man hier von keinen andern Flußfischen, als den Lachsforellen und einigen Lachsen. Der gemeinste Fisch, welchen das Meer den Grönländern giebt, ist der Angmarset, eine Art Stinte, eine viertel Elle lang, die den Heringen an Gestalt gleichen. Im May und Junius sind sie so häufig, daß die Grönländer mit einem von Schnee geknötelten runden Siebe in wenigen Stunden ganze Boote voll schöpfen, welche sie auf den Klippen in der Luft trocknen, und denn auf den Winter zu ihrem täglichen Brot aufheben. Von großen Heringen fängt man einige wenige an der Südseite von Grönland, und sie sind vermuthlich von dem Heerzuge, welcher

cher aus dem Eismeere bey Island vorbey nach Amerika streicht. Nach dem Angmarset essen die Grönländer den Ulken am meisten. Er ist voller Gräten, eine halbe Elle lang, und hat eine glatte buntgefleckte Haut, wie die Eidechsen. So häßlich er aussieht, so gesund und wohlschmeckend ist sein Fleisch. Es giebt hier auch viel Dorsche und Rothfische, welche rothe Schuppen haben und sonst den Karpfen ähnlich sind. Im April und May kommen die Nepiset, an der Küste zu leichen. Dieser Fisch ist eine halbe Elle lang, ziemlich breit und dick und hat keine Fischhaut, sondern eine zähe knorplichte Schwarte mit scharfen Körnern besetzt. Unter dem Kopfe an der Brust hat er einen fleischigten weichen Fleck, wie einen Thaler groß, vermittelst dessen er sich an einen Stein so fest ansauget, daß man ihn nur mit Mühe abreißen kann. Der Steinbeißer hat einen runden häßlichen Kopf, den Rachen voller scharfen Zähne wie Hundszähne, läuft hinten wie der Aal spitzig zu, und ist eben so grau und schlüpfrig. Es giebt hier auch kleine und große Butten, und zu gewissen Jahrszeiten eine Menge Hilbutten. Die größten sind 2 bis 3 Ellen lang, halb so breit und eine gute Spanne dick, und wiegen bis 200 Pfund und mehr. Von Schaalfischen findet man viele runde Krabben oder Taschenkrebse, Seeigel, Sternfische, allerley Muscheln und mancherley Schnecken. Von großen Seethieren findet man hier verschiedene Arten Wallfische, wovon die vornehmste sich in der

Disko-

Diskobay aufhält. Hier fangen die europäischen Schiffe sie im April, oder folgen ihnen auch nach den amerikanischen Küsten, wo sie sich in der Hudsonsbay aufhalten. Hayfische werden hier von einer Elle lang bis zu 8 auch 10 Klaftern gefunden. Von Seehunden giebt es hier fünf bis sechserley Arten, die in der Größe, am Kopfe und an den Haaren unterschieden sind. Diese Thiere sind für die Grönländer unentbehrlich; denn sie dienen ihnen zur Speise und Kleidung, ihre Zelte zu bedecken, worinn sie wohnen, und ihre Boote zu überziehen, worinn sie schiffen. Den Speck brauchen sie theils in ihren Lampen zum Leuchten, Wärmen und Kochen, theils ihre trocknen Speisen, als die Fische, damit zu schmelzen, theils sich allerhand Nothwendigkeiten dagegen einzutauschen. Die Sehnen dienen ihnen statt des Zwirns; aus den Gedärmen machen sie ihre Fenster und Vorhänge und sogar Hemden, aus den Mägen aber Thranschläuche. Selbst das Blut wird nebst andern Zuthaten als Suppe gekocht und gegessen. Ein jeder rechtschaffener Grönländer muß Seehunde fangen können, und alle ihr Tichten und Trachten geht nur darauf, diese ihnen so nothwendige Kunst zu lernen.

§. 258.

Metalle und Steine.

Von Mineralien und Metallen findet man zwar einige Spuren, niemand aber hat noch recht darnach gesucht, und wenn man auch dergleichen entdeckte, so würden sie doch wegen des

Holz-

Holzmangels hier nicht genutzt werden können. An Eisensteinen und Eisenerde fehlt es nicht, und Markasiten sind auch vorhanden. Von Edelgesteinen werden Jaspis, Topase, Opale, Granate und Krystalle gefunden. Amianth und Asbest oder Steinflachs ist in vielen hiesigen Bergen ungemein häufig. Er sieht wie faules Holz aus, weißgrau, grünlich, oder röthlich und hat lange Fasern. Wenn man ihn klopfet, etliche mal im warmen Wasser auswässert, auf einem Siebe trocknet, und mit dichten Tuchmacherkämmen wie Wolle krempelt, so kann man Garn daraus spinnen und Leinwand davon weben. An verschiedenen Orten findet man Weichstein, der schwer und dichte ist, aber so weich, daß man ihn schneiden kann. Am Feuer wird er fester, daher die Grönländer ihre Kessel und Lampen daraus machen. An der Seeseite findet man groben Marmor von allerley Farben, meistens aber weißen und schwarzen mit untermengten Adern.

§. 259.

Einwohner.

Die Grönländer sind sehr klein von Statur, selten über 5 Schuh hoch, die meisten aber drunter, und haben ein schwächliches Ansehen. Sie haben jedoch wohlgebildete und proportionirte Gliedmaßen. Ihr Gesicht ist breit und platt, mit wohl ausgestopften Backen; die Augen klein, schwarz und ohne Feuer; die Nase klein und ein wenig erhaben; der Mund auch klein und rund, und die Unterlippe etwas dicker als die obere.

Ihre Leibesgestalt.

Ihre Farbe ist dunkelgrau und im Gesicht braun, wobey aber bey vielen ein lebhaftes Roth durchschimmert. Da sie so weiß wie andere Menschen gebohren werden, so kommt diese Farbe hauptsächlich von ihrer Unreinlichkeit her, weil sie beständig mit Speck umgehen, bey den dampfenden Oehllampen sitzen und sich selten waschen. Sie haben pechschwarzes, starkes und langes Haar auf dem Kopfe, das Barthaar aber raufen sie aus. Füße und Hände sind klein und zart, der Kopf und die andern Glieder groß, die Brust hoch, die Schultern breit, vornehmlich bey den Weibern, die von Jugend auf große Lasten tragen. Ihr ganzer Leib ist fleischig, fett und blutreich, daher sie die Kälte gut ausstehen können. Sie machen einen Europäer, der bey ihnen sitzt, durch ihre heiße Ausdünstungen so warm, daß er es nicht lange aushalten kann. Es giebt wenig gebrechliche Leute und noch seltener Misgeburten unter ihnen. Sie sind leicht und behend auf den Füßen, es fehlt ihnen auch nicht an Stärke und Leibesgeschicklichkeit bey gewohnten Arbeiten.

Charakter.

Ihr Temperament ist hauptsächlich sanguinisch und dabey phlegmatisch. Sie sind nicht sehr lebhaft, aber doch aufgeräumt, freundlich und leutselig. Um das Künftige bekümmern sie sich nicht; sie sparen daher nicht sonderlich, theilen aber auch gerne mit. Sie sind stolz und setzen sich weit über die Europäer weg; sie halten sich allein für sittsame und gesittete Menschen, weil sie bey den Fremden viel unanständiges sehen.

Sie

Sie denken über weiter nichts, als was unzertrennlich mit ihrem Seehundfang und andern Geschäften verbunden ist. Mann kann ihnen eine Einfalt ohne Dummheit, und eine Klugheit ohne Vernünfteley zuschreiben. Sie sind geduldig; treibt man sie aber zuweit, so werden sie verzweifelt, daß sie weder Feuer noch Wasser scheuen. Ihre Leidenschaften wissen sie zu verbergen, bey Unglücksfällen thun sie sehr gelassen, sie sind nicht leicht zum Zorn zu bewegen, oder wissen ihren Unmuth zu verbeißen. In diesem Fall sind sie stumm und mürrisch, und vergessen nicht, sich zu gelegener Zeit zu rächen. Sie sind selten fähig zu betriegen, oder zu beleidigen, und haben wenig Neigung zu Zänkereyen. Sie sagen nicht leicht wissentlich eine Lüge; wenn man sie aber schändlicher Sachen wegen anklagt, so sind sie aus Furcht vor der Schande nicht zum Geständnisse zu bringen. Sie sind nicht faul, aber sehr veränderlich, fangen leicht etwas an und lassen es wieder liegen. Haben sie nichts zu verrichten, oder kommen sie glücklich von einem Fange zurück, so sind sie aufgeräumt und gesprächig. Bey ihrer Armuth sind sie gnügsam und dünken sich reicher, als wir beym Ueberfluß.

§. 260.

Die Kleidung der Mannspersonen bestehet in einem bis auf den halben Schenkel herabgehenden Rock, der wie eine Mönchskutte auf allen Seiten zugenähet ist. Gemeiniglich ist er von Seehundfellen, daran das Rauhe auswendig ist, Kleidung.

und der Saum und die Nähte mit Streifen von rothem Leder und weißen Hundefellen besetzt sind. Oben ist er mit einer Kappe versehen, die man bey kaltem Wetter über den Kopf ziehet. Die wohlhabenden Mannspersonen tragen dergleichen Röcke von Rennthierpelzen, von Tuche, blaugestreifter Leinwand, oder Kattun. Statt der Hemden haben sie Vögelpelze mit den Federn einwärts gekehret. Ihre Beinkleider sind von Seehunden oder dünnhaarigen Rennthierfellen, die Strümpfe von den Fellen ungebohrner Seehunde, und die Stiefeln und Schuhe von schwarzgegerbten glatten Seehundleder. Diese werden mit einem durch die Sohlen gezogenen Riemen zugeschnürt. Ueber
Seekleid. diese Kleider ziehen sie, wenn sie zur See fahren, einen Tuelik oder schwarzen glatten Seehundspelz an, woran das Leibkleid, die Hosen, Strümpfe und Schuhe nur ein Stück ausmachen, und welcher das Wasser abhält. Vor der Brust ist ein Loch, wodurch sie so viel Luft hereinblasen, als sie für dienlich erachten, sich über dem Wasser zu erhalten, und sie stopfen es mit einem Pfropfe zu. Die Kleidung der Frauensperſonen ist wenig unterschieden. Die Achseln und Kappen daran sind nur etwas höher, und unten hängt hinten und vorn ein langer runder Zipfel bis über die Knie herab, der mit rothem Tuch verbrämt ist. Die Mütter ziehen einen Pelz an, der auf dem Rücken so weit ist, daß sie das Kind darinn tragen, welches gemeiniglich nackend ist, und keine andere Windeln noch Wiege hat. Damit es

unten

unten nicht durchfalle, so binden sie dies Kleid über die Hüften mit einem Gurt fest. Ihre Alltagskleider sind voller Fett und Läuse, welche sie mit den Zähnen zerknicken; doch halten sie ihre neuen und Staatskleider sehr sauber. Die Mannspersonen lassen die Haare kurz auf allen Seiten herabhängen und schneiden sie nur an der Stirne ab. Die Weiber schneiden die Haare nie ab, als in der Trauer, oder wenn sie nicht heirathen wollen. Sie binden sie zweymal über dem Kopf zusammen mit einem schönen Bande, das wohl mit Glasperlen geschmückt ist. Dergleichen tragen sie auch in den Ohren, um den Hals und um die Arme, auch auf dem Saume der Kleider und Schuhe. Diejenigen, die recht schön seyn wollen, müssen am Kinne, auch wohl an den Backen, an Händen und Füßen, mit einem von Ruß geschwärzten Faden durchnehet seyn. Die Mannspersonen waschen sich niemals, sondern, wenn sie aus der See zurückkommen, so lecken sie die Finger, und streichen solche, wie die Katzen über die Augen, um durch ihren Speichel die Schärfe des Seesalzes zu mildern. Die Frauenspersonen waschen und schminken sich mit ihrem Harne, und wenn ein Mädchen sich damit parfumirt hat, so sagt man von ihm, es rieche jungferhaft. Putz.

§. 261.

Die Winterhäuser der Grönländer sind 2 Klaftern breit und 4 bis 12 Klaftern lang, und etwa eine Klafter hoch. Die Mauer machen Winterhäuser.

sie von großen Steinen mit Erde und Rasen dazwischen, auf dieselbe legen sie nach der Länge des Hauses einen Balken, und über diesen Queerbalken und kleines Holz dazwischen, welches sie mit Heidekraut und dann mit Rasen bedecken, worauf sie feine Erde schütten, welches das Dach macht. In der Mitte ist ein von Erde 2 bis 3 Klafter lang gewölbter, aber so niedriger Gang, daß man auf allen vieren durchkriechen muß. Dieser lange Gang dienet zum Eingange, hält Wind und Kälte sehr gut ab, und durch denselben zieht auch die dicke Luft aus dem Hause. Die Wände sind inwendig mit abgenutzten Fellen behangen, die Feuchtigkeit abzuhalten, und damit ist auch von außen das Dach bedeckt. Von der Mitte des Hauses bis an die Wand ist nach der Länge, eine halbe Elle hoch über dem Boden, eine Pritsche von Brettern und mit Fellen bedeckt. Diese ist durch ausgespannte Felle in einige Abtheilungen getheilt. Jede Familie, deren von 4 bis 10 in einem Hause wohnen, besitzt eine solche Abtheilung. Auf dieser Pritsche schlafen sie auf Pelzwerken, und sitzen auch den Tag über darauf. An der andern Länge des Hauses sind etliche viereckige Fenster von Seehunddärmen, und unter denselben steht eine Bank, so lang das Haus ist, auf welcher die Fremden sitzen und schlafen. Jede Familie hat ihre Feuerstelle. Diese besteht aus einem mit Steinen bedeckten Klotz, worauf eine von Weichsteine ausgehauene Lampe stehet, in welche man statt des Dachtes etwas

klein-

kleingeriebenes Moos in den Thran legt, welches so helle brennt, daß das Haus davon nicht nur erleuchtet, sondern auch erwärmt wird. Ueber der Lampe hängt ein von Weichstein gehauener Kessel, worinn alle Speisen gekocht werden, und über diesen ein von hölzernen Stäben gemachter Rost, worauf sie ihre Kleider trocknen. Da so viele Feuerstellen als Familien da sind, und auf einer jeden oft mehr als eine Lampe Tag und Nacht brennet; so sind ihre Häuser anhaltend wärmer, und nie so heiß als unsere Stuben, auch vor Feuersgefahr sicher. Allein der Geruch von den Thranlampen, von dem oft halb verfaulten Fleisch, das darüber gekocht wird, und noch mehr von den im Hause stehenden Uringefäßen, worinn sie die Felle zum Gerben tunken, ist sehr unangenehm. Außer dem Hause haben sie kleine, wie ein Backofen gebauete Vorrathshäuser, worinn sie Fleisch, Speck und gedörrete Heringe aufheben. Zu Ende des Herbstmonats müssen die Weiber diese Häuser ausbessern oder bauen; nach Michaelis ziehen sie ein, und im April oder May, nachdem der Schnee früher oder später schmelzt und ihnen die Dächer einzuweichen droht, ziehen sie mit großen Freuden in ihre Sommerwohnungen. Zu diesen legen sie den Grund mit kleinen flachen Steinen, in Gestalt eines langen Vierecks, und stellen Stangen dazwischen, die oben auf einem mannshohen Gestelle auflaufen und in einer Spitze zusammenlaufen. Diese behängen sie mit einer doppelten Decke von See-

Sommerwohnungen

hundsfellen, und der untere Rand der Decke wird auf dem Grunde mit Mooße verstopft und mit Steinen beschwert, damit der Wind das Zelt nicht wegführe. Vor den Eingang hängen sie einen Vorhang von den zartesten Seehundsdärmen, welcher die Kälte abhält, und doch Licht genug durchschimmern läßt. Die Felle hängen auf beyden Seiten noch ein gutes Stück hervor, welches gleichsam ihr Vorrathshaus ist. Jede Familie hat gemeiniglich ihr eignes Zelt, in welchem Lager und Feuerstelle wie in den Winterhäusern sind; nur ist alles viel reinlicher und ordentlicher.

§. 262.

Speisen und Getränke.

Die Beschaffenheit des Landes zwinget die Grönländer von der Jagd und Fischerey zu leben. Da aber die Rennthiere selten sind, so werden diese schon auf der Jagd verzehret, und man kann sich keinen Vorrath davon anschaffen. Sie leben also von Seethieren und Fischen, besonders von Seehunden. Sie essen das Fleisch und die Fische nicht roh, sondern kochen sie, doch ohne Salz, mit etwas Seewasser. Aus dem Blute der Seehunde, welches sie als Klöße geballet aufheben, kochen sie Suppen. Die Gedärme von kleinern Thieren essen sie, nachdem sie bloß zwischen den Fingern ausgedrückt worden. Aus dem, was sich noch in den Mägen der Rennthiere befindet, und aus dem Eingeweide der Vögel, mit frischen Thran und Beeren vermengt, machen sie sich einen so schmackhaften Leckerbissen, als andere

Leckerbissen.

aus

aus Krammtsvögeln und Schnepfen. Frische, faule und halb ausgebrütete Eyer, Krähbeeren und Angelika heben sie zur Erfrischung auf den Winter auf. Aus den Fellen der Seevögel saugen sie das Fett mit den Zähnen ab, und beym Gerben schaben sie den am Felle der Seehunde noch sitzenden Speck mit dem Messer ab, und machen Pfannkuchen daraus, die sie sehr lieben. Sie trinken keinen Thran, sondern brauchen ihn in ihren Lampen oder verkaufen ihn; doch essen sie gern zu den trocknen Heringen ein paar Bissen Speck, schmelzen auch die Fische damit, wobey sie ihn wohl zerkauen und in den Kessel spucken. Ihr Trank ist klares Wasser, welches sie täglich eintragen, und worinn sie Eis oder Schnee werfen, damit es frisch bleibe. Sie sind in Zubereitung ihrer Speisen, wie in allen Sachen, höchst unreinlich. Sie essen, wenn sie hungert, die Hauptmahlzeit aber halten sie des Abends, wenn sie von der See zurückkommen. Sie bitten die andern im Hause, die nichts gefangen haben, gern zu Gaste. Die Mannspersonen speisen für sich allein zuerst, und hernach die Weiber mit den Kindern. Wenn sie vollauf haben, ist des Schmausens kein Ende, worauf gerne ein Tanz folget, in Hoffnung, es werde ihnen jeder Tag etwas zur See geben. Wenn aber die Seehunde wegziehen, oder die strenge Jahrszeit sie nichts finden läßt, so können sie auch wohl etliche Tage hungern. Denn müssen sie oft mit Muscheln und Seegrase, ja mit alten

Zeltfellen und Schuhsohlen ihr Leben hinhalten, wenn sie nur Thran genug zum Kochen haben. Indessen stirbt doch mancher in diesem Elende. Ausländische Speisen essen sie gern, das Schweinefleisch aber verabscheuen sie, weil sie gesehen haben, daß dieses Thier alles frißt. Sonst verabscheueten sie starkes Getränke und nannten es Tollwasser, itzt aber mögen es diejenigen, die mit den Europäern handeln, gern trinken, wenn sie es nur bezahlen können. Taback würden sie auch gern rauchen, wenn sie ihn nur bekommen könnten. An den Schnupftaback sind sie so gewöhnt, daß sie ihn nicht lassen können, und sie dürfen es ihrer flüssigen Augen wegen auch nicht wohl thun.

§. 263.

Heirathen. Wenn ein junger Mensch sich verheirathen will, welches niemals vor dem 20sten Jahre geschiehet, so erwählt er sich ein Mädchen seines Alters, und die Aeltern willigen gern in den Willen ihrer Kinder; denn sie haben weder Nutzen noch Lust, sie zu zwingen. Zwo alte Frauen bekommen den Auftrag, die Heirath bey den Aeltern des Mädchens zu betreiben. Das Mädchen entfernt sich, will nichts von heirathen hören und reißt ihren Haarzopf aus einander. Diese Weigerung ist oft Verstellung, und denn führen die Weiber, die zum Besten des jungen Menschen arbeiten, sie freywillig oder mit Gewalt zu ihm. Sie bringt einige Tage niedergeschlagen zu, läßt die Haare zerstreut hängen und will nichts zu sich nehmen.

nehmen. Man wendet endlich Gewalt oder sogar Schläge an, um sie unter das Joch des Ehestandes zu bringen. Hat sie aber das Ehebette einmal bestiegen, so wird sie nie wieder zu entfliehen suchen. Oft ist die Weigerung die Wirkung eines Widerstandes, der zuweilen das Mädchen zu den heftigsten Ausschweifungen bringt, daß sie in Ohnmacht fällt, auf die wüstesten Berge flüchtet, oder sich die Haare abschneidet, und in diesem letztern Fall ist es nicht mehr erlaubt, bey ihr um die Heirath anzuhalten. Sie heirathen selten in die Verwandschaft, doch nehmen sie zuweilen zwo Schwestern, oder Mutter und Tochter zugleich. Die Vielweiberey wird geduldet, ist aber nicht sehr gemein. Da es zur Schande gereicht, wenn man keine Kinder hat, und besonders keinen Sohn zur Stütze des Alters, so hat jedermann ein Recht mehr Weiber zu nehmen, wenn er sie nur ernähren kann. Hat ein Mann keine Kinder, oder ist er mit seiner Frau misvergnügt, so giebt er ihr einen finstern Blick, geht aus dem Hause und läßt sich in einigen Tagen nicht sehen. Die Frau weis, was dies bedeutet, packt ihre Kleider zusammen und geht zu ihren Freunden, wo sie eine vorsichtige und weise Aufführung beobachtet, damit sie ihren Mann wegen seiner Begegnung verhaßt mache. Zuweilen zerreißt die Frau selbst die Ehe, wenn sie sich mit der Schwiegermutter und den übrigen Weibern des Hauses nicht vertragen kann. In diesem Fall bleiben die Söhne bey der Mutter, und

Vielweiberey.

Verstoßung der Weiber.

und kehren auch nach ihrem Tode nicht zu dem Vater zurück, die Stütze seines Alters zu seyn. Diese kluge Einrichtung giebt einem jeden Ehegatten die lebhaftesten Bewegungsgründe, stets gut mit einander zu leben. Daher entstehen selten Zänkereyen und noch weniger Schlägereyen unter den Eheleuten.

§. 264.

Geburt der Kinder.

Die Weiber haben gemeiniglich nicht über drey, höchstens sechs Kinder und selten Zwillinge. Es ist für sie nur die Arbeit eines einzigen Tages, wenn sie sich eines Kindes entledigen, und sie arbeiten unmittelbar vor und nach der Geburt.

Namen.

Sie geben dem neugebohrnen Kinde den Namen seines Großvaters oder seiner Großmutter, oder des zuletzt verstorbenen Anverwandten, und dieser Name ist gemeiniglich von Thieren, Jagdwerkzeugen oder gewissen Theilen des menschlichen Leibes entlehnt. Sie geben den Kindern deswegen den Namen der verstorbenen Anverwandten, um ihr Gedächtniß zu erhalten. Wenn aber sein Tod von einem Unglücksfalle herrührte, so lassen sie seinen Namen vergessen werden, aus Furcht, den Schmerz über seinen Verlust wieder zu erwecken. Sie haben zuweilen mehrere Namen, einen zum Zeichen des Verdienstes einer guten Handlung, einen andern zum Spott wegen irgend eines Fehlers. Ihre Kinder lieben sie heftig; die Mütter säugen sie 3 bis 4 Jahre und tragen sie allenthalben mit sich herum, wohin sie nur gehen und was sie auch thun mögen.

Sie

Sie werden ohne Gewalt und Strafen erzogen, und da sie sanft und verträglich sind, so ist die Strenge bey ihnen nicht nöthig. Sie würde über dieses unnütz seyn, weil man sie eher todtschlagen müßte, als daß man es dahin brächte, daß sie auf etwas merkten, oder etwas thäten, wozu man sie durch Gründe und Liebkosungen nicht hätte überreden können. Sie haben selten eine böse Gemüthsart, lasterhafte Neigung, oder besonders Falschheit. Sie gehorchen vielmehr aus Neigung und weil ihre Aeltern freundschaftlich mit ihnen umgehen; und ein Vater erfährt im Alter nie Undankbarkeit von seinen Kindern. Sobald ein Knabe seine Hände und Füße gebrauchen kann, giebt ihm der Vater Bogen und Pfeile, damit er sich übe nach dem Ziele zu schießen. Er lehrt ihn nach einem Ziele werfen, und schenkt ihm ein Messer. Im 10ten Jahre versieht er ihn mit einem Kajak, wo er sich mit Rudern, Jagen und Fischen vergnügen kann. Im 15ten oder 16ten Jahre begleitet er seinen Vater auf den Fang der Seehunde, und der erste, den er gefangen hat, dienet zu einem Schmause für die ganze Familie und Nachbarschaft. Im 20sten Jahre macht der Grönländer seinen eigenen Kajak und das dazu gehörige Geräthe. Die Mädchen thun bis ins 14te Jahr nichts als schwatzen, singen und tanzen; im 15ten aber müssen sie Kinder warten, kochen und Felle bereiten lernen, und nachdem ihr Alter zunimmt, auf den Fahrzeugen rudern und Häuser bauen.

Erziehung der Söhne.

Erziehung der Töchter.

Bey

Bey diesem Bau verrichten die Weiber alle Mauerarbeit und schleppen die Steine zu, die Männer aber thun nur die Zimmerarbeit. Vom 20sten Jahre an ist das Leben der Grönländerinnen ein elender und unglücklicher Zustand. Stirbt der Vater, so müssen sie andern dienen, und da bekommen sie zwar ihre Nahrung, aber keine Kleidung. Heirathen sie, so müssen sie, wenn sie keine Kinder bekommen, befürchten verstoßen zu werden. Behält sie der Mann, so müssen sie seine übele Laune und das Schmälen der Stiefmutter ertragen. Werden sie Wittwen und haben Kinder zu ernähren, so müssen sie sich in Dienste begeben. Werden sie alt ohne Kinder zu haben, so ist ihr einziges Hülfsmittel das Zauberhandwerk, wobey sie zwar etwas Gewinn haben, aber nicht ohne Gefahr sind, gesteinigt oder ersäuft zu werden. Werden sie sich und andern zur Last, so werden sie lebendig begraben, oder aus Mitleiden ersäuft. Ohngeachtet aller Mühseligkeiten leben die Weiber gemeiniglich länger als die Männer. Diese bringen es selten bis zum 50sten Jahre, die Weiber aber bis auf 70 Jahre und noch höher. Wenn eine Familie ohne Kinder ist, so nimmt der Mann einen oder zween Waisen an, und die Frau ein älternloses Mädchen oder eine Wittwe. Diese an Kindesstatt aufgenommene Personen müssen im Hause dienen, behalten aber die Freyheit, es wieder zu verlassen.

Unglücklicher Zustand der Weiber.

§. 265.

§. 265.

Im May und Brachmonat haben die Grönländer rothe und thränende Augen, welches von den Winden und dem Wiederschein der Sonnenstralen herkömmt, die vom Schnee und Eise zurückprallen. Sie suchen sich vor diesem blendenden Schein zu schützen durch ein Stück Holz mit einer Ritze, welches sie vor den Augen tragen. Hält das Uebel an, so schneiden sie ein Loch an der Stirne, damit die Feuchtigkeit herausfließe. Wenn sie den Augenstaar haben, so löset eine Frau ihn ringsherum mit einer krummen Nadel los und zieht ihn so geschickt heraus, daß die Kur selten fehl schlägt. Wegen allzugroßen Ueberflusses des öhligten Geblüts bluten sie öfters aus der Nase. Sie stillen es dadurch, daß sie sich von jemand in dem Nacken saugen lassen, oder daß sie die beyden Goldfinger stark zusammenbinden, oder ein Stück Eis in den Mund nehmen und das Seewasser durch die Nase hauchen. Sie sind zwoen Arten von Ausschlägen unterworfen, davon die eine Art eine Krätze ist, mit kleinen Beulen begleitet, die den ganzen Leib bedecken; die andere aber gleichsam ein Aussatz ist, der ansteckt und sie bis in den Tod verfolget, daher auch dergleichen Aussätzige abgesondert leben. Zuweilen bekommen sie große Beulen, welche sie durch einen großen Einschnitt heilen. Wenn sie Hand oder Fuß verletzen, so stecken sie solche in Urin und legen hernach Schmeer von Fischen darauf. Sie sind sehr geschickt, zerbrochene Knochen

Krankheiten und Arzeneymittel.

Knochen in kurzer Zeit wieder zu heilen. Wider innerliche Krankheiten, dergleichen bey ihnen die Auszehrung, das Blutspeyen und die Brustbeschwerden sind, haben sie keine Hülfsmittel, sondern lassen für deren Heilung die Natur sorgen. Die gemeinste und häufigste Krankheit ist das Seitenstechen, dabey ihr einziges Mittel ist, daß sie einen Amiantstein an die Stelle legen, wo sie den Schmerz empfinden. Die meisten dieser Krankheiten kommen von der unordentlichen Lebensart dieses Volks her, da sie bald hungern, bald den Leib übermäßig anfüllen, aus der Kälte plötzlich in die Wärme, und aus dieser in die Kälte laufen, und bey der größten Erhitzung eiskalt trinken. Wenn einer mit dem Tode ringt, so legt man ihm seine schönste Kleider und Stiefeln an, und biegt ihm die Beine unter die Lenden. Sobald er todt ist, wirft man alles weg, was seiner Person angehörte; die Leute des Hauses legen auch ihre Sachen hinaus, damit der Todtengeruch hinausziehe. Denn beweint man ihn stillschweigends eine Stunde hindurch und bereitet sein Grab. Man bringt den Körper aus dem Hause durch das Fenster, und aus dem Zelte durch eine Oeffnung, die man hinten macht, heraus. Eine Frau geht mit einem angezündeten Stücke Holzes um die Wohnung herum und sagt Pikserukpok, d. i. hier ist nichts mehr für dich zu thun. Man läßet den Leichnam in das Grab, bedeckt ihn mit einer Haut, nebst ein wenig Rasen, und thürmet große Steine darüber auf. Man

Begräbniß.

legt

legt seinen Kajak, seine Pfeile und sein Geräthe, oder wenn es eine Frau ist, ihr Messer und ihre Nadeln an die Seite des Grabes. Ein Kind an der Brust, wozu man keine Amme finden kann, wird mit der todten Mutter lebendig begraben, eine alte kranke Wittwe gleichfalls, und ein unnützer Greis, der keine Verwandten mehr hat, wird in eine wüste Insel geführet. Nach dem Begräbniß geht man in das Trauerhaus und beweinet den Todten. Der nächste Verwandte hält die Leichenrede, welche das Lob des Verstorbenen enthält, wobey ihn die Versammlung durch lautes Weinen und Wehklagen unterbricht. Denn schmauset man von dem Vorrathe, den der Verstorbene hinterlassen hat, und so lange dieser dauert, werden die Beyleidsbesuche alle Tage fortgesetzt. Eine Wittwe trägt ihre zerrissensten und schmutzigsten Kleider, erscheinet stets mit verwirrten Haaren, und geht nicht ohne Trauerkappe aus. Die Wehklagen werden täglich eine halbe Stunde, ganze Wochen, ja Jahre lang fortgesetzt, und man geht zuweilen hin, auf dem Grabe zu weinen. Die Männer tragen keine andere Merkmaale der Trauer, als die Narben der Wunden, die sie sich zuweilen in den ersten Regungen des Schmerzes an ihrem Leibe machen.

§. 266.

Die vornehmste Beschäftigung der Grönländer ist die Wasserjagd, und besonders der Seehundfang. Hiezu haben sie verschiedene Arten Beschäftigung.

von Harpunen oder Werfpfeilen und Lanzen. Ihre Fahrzeuge sind große und kleine, deren jene für die Männer, diese aber für die Weiber sind. Das Weiberboot, welches sie Umiak nennen, ist 6 bis 8 Klaftern lang, 4 bis 5 Schuh weit und 3 tief, vorn und hinten zugespitzt und unten platt. Es wird von leichten, 3 Finger breiten Latten zusammengesetzt, mit Fischbein verbunden und mit Seehund überzogen. Die Näthe werden mit altem Speck verpicht, und da sie im Wasser aufquellen, so ziehen diese Boote weit weniger Wasser, als die hölzernen. Vier Weibsleute rudern ein solches Boot, und eine steuert es hinten mit einem Ruder. Vorn richten sie an einer Stange ein von Därmen zusammengenähetes Segel, eine Klafter hoch, $1\frac{1}{2}$ Klafter breit auf. In diesen Booten fahren sie mit ihren Zelten und allem Hausgeräthe von einem Ort zum andern, 100 bis 200 Meilen weit nach Süden und Norden. Die Männer fahren neben her im Kajak, mit welchem sie es vor den großen Wellen schützen, und im Nothfall durch Anfassung des Randes aufrecht erhalten. Das Kajak oder Männerboot ist 3 Klafter lang, vorn und hinten spitzig, wie ein Weberschiff, in der Mitte nicht $1\frac{1}{2}$ Schuh breit und kaum einen Schuh hoch. Es ist von langen schmalen Latten und Queerreifen, die mit Fischbein verbunden sind, gebauet und mit Seehundleder auf allen Seiten, oben und unten, überzogen. In der Mitte ist ein rundes Loch mit einem zwey Finger breiten

Fahrzeuge.

breiten Rande von Holz oder Beinen. Durch dieses Loch schlupft der Grönländer mit den Füßen hinein, und setzt sich auf die mit einem Felle bedeckte Latten, so daß ihm der Rand bis über die Hüften reicht, über welchen er den untern Saum des Wasserpelzes so fest anzieht, daß nirgends Wasser eindringen kann. Zur Seiten steckt er seine Werfpfeile, und vor ihm liegt die Leine, auf einem ein wenig erhabenen Gerüste aufgerollt. Hinter sich hat er eine von Seehundfellen gemachte Blase. Sein Pautik oder Ruder, welches an beyden Seiten mit einem drey Finger breiten dünnen Blatte versehen und mit Beine eingefaßt ist, ergreift er in der Mitte mit beyden Händen, und schlägt damit geschwind zu beyden Seiten ins Wasser. Sie rudern damit sehr geschwinde und können in einem Tage 10 bis 12 Meilen fahren. Sie fürchten sich in dem Kajak vor keinem Sturme: will eine Welle sie umwerfen, so halten sie sich mit dem Ruder auf dem Wasser aufrecht, und werden sie ja umgeschlagen, so thun sie unter dem Wasser mit dem Ruder einen Schwung und richten sich so wieder auf. Zu dieser Wasserfahrt üben sie sich von Jugend auf. Sie lernen anfänglich bald auf der einen Seite, bald auf der andern auf dem Wasser liegen, und halten mit dem Ruder in der Hand das Gleichgewicht. Sie kantern oder schlagen oft mit Fleiß um, und richten sich auf verschiedene Art wieder auf. Auf den Seehundfang gehen sie entweder einzeln, oder zusammen auf eine Klopfjagd, oder Seehundfang.

des Winters auf dem Eise. Die erste Art ist die vornehmste und gemeinste. Sobald der Grönländer in seinem Boote den Seehund erblickt, so fährt er ihm geschwinde, aber leise, auf 4 bis 6 Klaftern nahe, behält das Ruder in der linken Hand, und wirft mit der rechten den Harpunpfeil, der an der Leine befestigt ist, auf den Seehund. Trifft er diesen, so stößt er in dem Augenblicke die am Riemen befestigte Blase ins Wasser, welche den Seehund hält, daß er nicht auf den Grund gehen kann. Kömmt dieser wieder herauf, so wirft er ihm die große Lanze in den Leib, sticht ihn endlich mit der kleinen Lanze vollends todt, stopft alle Wunden zu, um das Blut zu behalten, und bindet ihn am Kajak feste. Bey diesem Fange sind sie der größten Lebensgefahr unterworfen. Denn wenn der Riemen sich verwickelt, oder um das Ruder, oder um die Hand, ja wohl gar um den Hals schlinget, so wird der Kajak umgerissen, und da haben sie ihre ganze Kunst nöthig, sich unter dem Wasser loszuwickeln und wieder aufzurichten. Der Seehund beißt ihm auch wohl in das Gesicht und in die Arme, oder reißt ein Loch in den Kajak, daß er sinken muß. Bey der Klopfjagd versammeln sich die Grönländer in ziemlicher Anzahl, und treiben die Seehunde zwischen der Insel Kangek und dem festen Lande zusammen; und diese Jagd ist so einträglich, daß ein Mann auf seinen Antheil wohl 8 bis 10 Stück bekommen kann. Die Winterjagd geschiehet in den zugefrornen Buch-

ten

ten auf mancherley Art. Ein Grönländer setzt sich auf dem Eise, neben einem Loch, daß der Seehund zum Luftschöpfen gemacht hat, stößt ihm, wenn er die Nase ans Loch hält, mit der Harpune darein, macht ein größeres Loch, zieht ihn heraus und schlägt ihn vollends todt. Liegt ein Seehund auf dem Eise, so rutschet der Grönländer ihm auf dem Bauche entgegen, wackelt mit dem Kopfe und knurret wie ein Seehund. Dieser, der den Grönländer für seines gleichen hält, läßt ihn ganz nahe kommen, und wird so von ihm gespießet.

§. 267.

Zubereitung der Felle.

Die Felle der Seehunde und anderer Thiere werden von den Weibern zubereitet. Sie schaben die Haut dünne, legen sie eine Zeitlang in Urin, den Speck auszuziehen, und dehnen sie hernach auf einem grünen Platz zum trocknen aus. Wenn sie sie hernach verarbeiten wollen, so wird sie mit Harne eingesprengt, mit Bimstein zwischen den Händen gerieben und geschmeidig gemacht. Zu den Bootfellen nehmen sie die stärksten Häute von Seehunden, von denen sie den Speck nicht ganz ablösen, rollen sie zusammen und lassen sie etliche Wochen lang in der Wärme liegen, bis die Haare abgehen. Denn legen sie sie etliche Tage in Seewasser, sie wieder zu erweichen, und ziehen sie dann über die Boote. Das übrige von allen diesen Arten von Leder schaben sie dünne, legen es auf den Schnee, oder hängen es in die Luft, damit es weiß bleiche;

und wenn sie es roth färben wollen, so kauen sie die Rinde, die sie an den Wurzeln des in der See aufgefischten Tannenholzes finden, mit den Zähnen in das Leder ein. Von den Vogelfellen schaben sie das Fett mit Muschelschalen ab, reichen sie hernach den Mannsleuten, sonderlich den Gästen, ehrenthalber zum Auskauen, welches statt des Confects dienet. Alsdenn werden sie in Urin gebeizt, und nachdem sie in der Luft ein wenig getrocknet, mit den Zähnen vollends ausgearbeitet. Die Weiber vertreten auch die Stelle der Schneider, und wissen die Näthe der Felle, wobey sie sich statt des Zwirns zarter Sehnen bedienen, so geschickt und sauber zu machen, daß sie unsere Kirschner übertreffen. Der Handel der Grönländer ist sehr einfach und bestehet im Tausche, da sie ihr überflüssiges gegen das, was ihnen mangelt, umsetzen. Weil sie auf alles, was sie sehen, sehr neugierig sind, so werden sie 20 Tausche treffen und allezeit an einer jeden Waare verlieren, die sie umsetzen. Ihr Tausch geschiehet an einem Orte, nach Art des Marktes, worauf das Volk insgesammt zusammenkömmt. Dieser Markt wird alle Jahre am Sonnenfeste gehalten. Die Einwohner in Süden bringen Hörner und Fischzähne, Wallfischbarden, Ribben, Knochen und Schwänze, und vertauschen sie gegen Holz und Gefäße von Weichsteine. Sie fahren deswegen oft 3 bis 400 Meilen weit, und schleppen ihre ganze Familie, Haab und Gut mit sich. Oefters vergehen Jahre, ehe sie in ihr Vater-

Handel.

Vaterland zurückkommen, und wenn der Winter sie an einem Orte überfällt, so bauen sie eine Wohnung, ihn da auszuhalten, vorzüglich in der Nähe einer dänischen Kolonie. Mit diesen handeln sie auch durch Tausch und bringen ihnen Eiderdunen, Fuchs- Hunde- und Seehundsfelle, besonders aber Fischthran, wofür sie Messer, Scheeren und andere eiserne Werkzeuge, leinene Tücher, Kattun, Tuch, Mützen, wollene Strümpfe, Schnupftücher, Kessel, zinnerne Schüsseln, Taback ꝛc. eintauschen. Das Geld hat bey ihnen keinen Werth, der Schnupftaback aber dienet ihnen statt der Scheidemünze, und sie thun und geben viele Sachen für einige Prisen Taback.

§. 268.

Besuche und Gastereyen.

Die Grönländer besuchen sich oft, um sich die langen Wintertage zu vertreiben. Sie bringen Geschenke mit, die in Thierfleisch und einer Seehundshaut bestehen. Man empfängt die Gäste mit fröhlichen Gesängen, nöthigt sie den Reiserock auf dem Roste über der Lampe zu trocknen, und sich auf der Bank zu setzen. Man unterredet sich vom Wetter, Fischfange und der Jagd, und läßt dabey die Schnupftabacksdose stark herumgehen. Unterdessen wird das Essen aufgetragen, welches gemeiniglich in 3 bis 4, und an großen Festen wohl in 10 Schüsseln bestehet. Die Fremden lassen sich mehr als einmal nöthigen, aus Furcht, sie möchten für arm oder hungrig angesehen werden. Die Mahlzeit wird

durch Gespräche vom Seehundfang verlängert, wobey sie viel Geberden machen und alles durch Bewegungen ihrer Hände vorstellen. Sie haben auch ihre Festtage. Das vornehmste ist das Sonnenfest, welches sie zur Zeit der Sonnenwende im Winter halten, um die Zurückkehr dieses Gestirns zu feyern. Sie schmausen dabey aufs beste, und wenn sie sich so satt gegessen haben, daß sie bersten möchten, so heben sie die Tafel auf, um nach dem Schalle der Trommel zu tanzen. Diese ist aus einem zwey Finger breiten Reife von Wallfischbeine oder Holz gemacht, ovalrund gebogen, woran man ein starkes, obwohl dünnes Fell gespannet hat. Diese Trommel wird mit einem Stöckchen geschlagen, und bey jedem Schlage, den der Trommelschläger thut, macht er einen Sprung mit Bewegung des Kopfs und ganzen Leibes, ohne von der Stelle zu gehen. Er begleitet seine Musik mit einem Gesange vom Seehundfange, von den rühmlichen Thaten des Volks und ihrer Vorfahren zur See, und von der Zurückkehr der Sonne. Die Versammlung beantwortet den Gesang mit Springen und Freudengeschrey. Wenn er sich eine Viertelstunde lang ganz außer Athem gesungen und getanzt hat, so tritt ein anderer an seine Stelle. Das Spiel dauert so die ganze Nacht durch: man schläft den folgenden Tag bis auf den Abend, fängt das Fest durch einen Abendschmaus wieder an, und setzt es viele Tage lang fort, so lange als man Mundvorrath hat.

Sonnenfest.

hat. Sie haben auch ihr Ballspiel, welches sie bey hellem Mondenscheine spielen, und eine Art des Ringens, die darinn besteht, daß sie sich einander derbe Stöße mit der Faust auf dem Rücken geben. Sie üben sich in verschiedenen Arten von Seiltänzen, worinn sie nicht ungeschickt zu seyn scheinen. Sie haben auch eine Art von Spielen, welche sie den Sängerstreit nennen. Ein Grönländer, der sich von einem andern geschimpft zu seyn glaubet, bezeugt darüber keine Empfindlichkeit, sondern läßt alle seine Galle in einer Satyre aus, welche er im Tanzen und Singen vor seiner Familie wiederholt. Alsdenn fordert er seinen Gegner zu einem Zweykampfe durch die Stimme auf. Dieser nimmt die Ausforderung an und stellet sich auf den Schauplatz, der nur eine Bank ist. Der Angreifer stimmt seine Verse nach dem Klange der Trommel an, welche diejenigen, die auf seiner Seite sind, wiederholen und nach jedem Verse Amna ajah singen, so lange bis die Versammlung durch lautes Lachen Beyfall giebt. Der Gegner antwortet durch beißende Scherzreden, die von seiner Parthey unterstützt werden. Der Ausforderer kömmt wieder an die Reihe und treibt das Lächerliche auf seinen Feind zurück. So dauert der Streit einige Zeit fort, endigt sich aber allezeit durch die Versöhnung und Freundschaft der Streitenden. Spiele und Uebungen.

§. 269.

Die grönländische Sprache ist sehr schwer und hat mit andern nordischen Sprachen keine Sprache.

Verwandtschaft, diejenige der Eskimaux ausgenommen. Sie ist aus vielsylbigen Wörtern zusammengesetzt und hat keine Wörter, alle abstracte und moralische Begriffe der Religion, der Wissenschaften und des gesellschaftlichen Lebens auszudrücken. Sie drücken viele Sachen in wenig Worten aus, und die vielen zusammengesetzten Wörter sind so schwer auszusprechen, daß Jahre verstreichen, ehe die Fremden sie verstehen, und daß diese es niemals dahin bringen können, sie hurtig zu reden. Die Sprache gehet bey den Grönländern fast ganz aus der Kehle; sie haben kein R und keine Consonanten, die mit den Lippen oder Zähnen ausgesprochen werden. Sie zeigen den Sinn der Wörter durch den Accent, den Ton, die Minen und das Winken mit den Augen an, und man muß einen Grönländer reden sehen, und nicht bloß hören; denn er redet mehr zu dem Auge als zu dem Ohr, und seine Geberden sind beredter als seine Sprache. Ihr Ausdruck hat weder etwas übertriebenes, noch nachdrückliches; indessen lieben sie Gleichnisse und Allegorien, und ihre Wahrsager haben auch figürliche Wendungen und Sprichwörter, und brauchen zuweilen die Ausdrücke in einem Sinne, der der gewöhnlichen Bedeutung zuwider ist.

Dichtkunst. Ihre Dichtkunst hat weder Reim, noch Sylbenmaaß: sie besteht aber aus kurzen Sätzen und Redensarten, die nach dem Takte können abgesungen

Rechenkunst. werden. Ihre Rechenkunst ist sehr eingeschränkt; denn sie zählen nach der Zahl der Finger und

Zehen

Zehen nur bis auf 20, und haben in ihrer Sprache nur Rechennamen bis auf 5, die sie viermal wiederholen müssen, um zur Zahl 20 zu gelangen. Wenn sie hundert ausdrücken wollen, so sagen sie fünf Menschen, weil sie wissen, daß jeder Mensch 20 Finger und Zehen hat. Ihre Geschlechtsregister verstehen sie am besten. Sie können bis auf 10 ihrer Vorfahren mit ihren Nebenlinien hinter einander weg zählen, und diese Wissenschaft ist ihnen nützlich. Einen armen Grönländer fehlet das Nothdürftige niemals, wenn er beweisen kann, daß er der Anverwandte eines reichen Mannes sey; denn bey diesem Volke schämet sich niemand, arme Anverwandte zu haben und sich ihrer anzunehmen. Sie hatten so wenige Begriffe vom Schreiben, daß sie im Anfange ihres Handels mit den Europäern erschreckt wurden, das Pappier reden zu sehen, wie sie sagten. Doch können einige von ihnen durch eine Art von Hieroglyphen ihre Gedanken ziemlich gut zu verstehen geben. Sie zählen die Jahre nach Wintern, und die Tage nach Nächten; wenn sie aber gesagt haben, daß eine Person 20 Winter gelebt habe, so sind sie am Ende ihrer Rechnung. Das Jahr theilen sie nach ihrer Weise in gewisse Zeiten. Sie errathen ohngefähr den kürzesten Tag des Winters, und alsdenn feyern sie die Erneurung des Jahres. Die Beziehung der Sommerhäuser, die Erscheinung der Vögel, der erste Besuch der Seehunde, die Ankunft und der Abzug gewisser Arten Fische

Geschlechtsregister.

Zeitrechnung.

oder

oder Vögel, und die Beziehung ihrer Winterwohnungen, bestimmen die übrigen Jahrszeiten.

Astronomie. Ihre Astronomie bestehet aus lauter Fabeln. Sie glauben, die Erde sey unbeweglich auf ihren Angeln, ihre Haken aber wären vor Alter so abgenutzt, daß sie oft zerbrochen würden, und die Erdkugel würde schon lange in Stücken gegangen seyn, wenn die Angekoken den Schaden nicht bald wieder ausbesserten. Diese Betrieger bringen zuweilen dem Volke Stücken Holz, welche sie für Trümmern der großen Maschine ausgeben. Alle himmlische Körper sind nach ihrer Meynung Grönländer, die durch ein besonderes Schicksal an den Himmel versetzt worden. Von der Sonne und dem Monde erzählen sie die albernsten Fratzen, und bey einer Sonnenfinsterniß kneipen die Weiber den Hunden in die Ohren. Wenn sie schreyen, so ist es ein gewisses Zeichen, daß das Ende der Welt noch nicht nahe sey; wenn sie aber nicht schreyen, so ists ein Unglück, welchem man durch das Uebel, was man ihnen anthut, zuvorzukommen sucht. Wenn es donnert, so sind es zwey alte Weiber, welche in der Luft in einem kleinen Hause wohnen und sich um eine Seehundshaut schlagen. Während des Streits fällt das Haus ein, die Lampen werden zerbrochen und das Feuer fliegt in die Luft. Dies sind die Ursachen des Donners und Blitzes.

§. 270.

Religion. Die Grönländer hatten weder Glaubenslehren, noch Gottesdienst und heilige Ceremonien

und

und Uebungen. Der Begriff von Gott schien von ihnen sehr weit entfernt zu seyn, und sie hatten nicht einmal den Namen der Gottheit in ihrer Sprache. Die Geistigkeit der Seele glauben sie nicht, sondern einige sind der Meynung, daß die Menschen keine andere Seele als die Thiere haben; andere bilden sich ein, sie sey materiel wie der Leib; andere sagen, sie verlasse den Leib und lebe allein; und noch andere behaupten, der Mensch habe zwo Seelen, den Schatten und den Athem. In der Nacht verläßt der Schatten den Leib, und geht auf die Jagd oder zum Tanze und macht sich lustig. Sie haben auch die Lehre von der Seelenwanderung, welche bey ihnen für Unglückliche nützlich wird. Denn wenn ein Vater seinen Sohn verlohren hat, so beredet ihn eine Wittwe, daß die Seele dieses Sohnes in eins ihrer Kinder gefahren sey, und denn hält es der betrübte Vater für seine Schuldigkeit, es an Kindes Statt anzunehmen, und nimmt das Kind und die Mutter in sein Haus, mit denen er durch diese Seelenwanderung verwandt zu seyn glaubet. Die vernünftigsten Grönländer glauben eine geistige Seele, die der Körper braucht, und welche das Verderben dieser gebrechlichen Forme wieder auflebt; die sich aber, man weis nicht wie, ernähret. Weil sie den größten Theil ihrer Nahrung aus dem Meere ziehen, so setzen sie ihr Paradies auf den Grund des Meeres, oder in das Innerste der Erde. Hier ist ein ewiger Sommer; Rennthiere, Wasserhühner und Fische sind im

Meynungen von der Seele.

Paradies.

Ueber-

Ueberfluß, und Hunde und Seehunde fallen lebendig in Kessel, die allezeit kochen. Wer hieher gelangen will, muß durch große Thaten, die er auf dem Fischfange verrichtet hat, berühmt seyn; er muß große Uebel erduldet haben; er muß im Meere oder in Kindesnöthen umgekommen seyn. Andere setzen ihr Paradies in den Himmel über die Wolken, und die Nordlichter sind, nach der Meynung dieser Grönländer, nichts anders als Tänze der Seelen. Die Weisen von Grönland halten sich über beyde Meynungen auf, und sagen, sie wüßten nicht, was die Seelen nach diesem Leben für Nahrung oder Beschäftigung haben würden: sie würden aber gewiß an einem Orte des Friedens wohnen. Von der Schöpfung sagen sie, daß der erste Mann aus Erde, und die erste Frau aus dem Daumen des Mannes entstanden sey. Der Mann brachte alle andere Dinge in die Welt, und die Frau den Tod. Ein Grönländer nahm Späne von einem Baum, warf sie unter dem Beine hin ins Meer, und das Meer ward voller Fische. In der Folge wurde die Welt von der Sündfluth überschwemmt: ein einiger Mann wurde erhalten, schlug die Erde mit seinem Stabe, es gieng eine Frau heraus, und so wurde die Welt wieder bevölkert. Nach langer Zeit werde das menschliche Geschlecht verschwinden, die Erdkugel aufgelöset, durch eine große Ueberschwemmung gereinigt und von einem Winde in eine schönere Gestalt, als vorher, gebracht werden. Sie wird eine grüne

annehmliche Ebene seyn, die Thiere werden wieder gebohren werden, und das Wesen droben, von dem sie aber nichts weiter zu sagen wissen, wird die Menschen anblasen und wieder lebendig machen. Sie glauben obere und untere Geister. Unter jenen sind zween, welche die Welt regieren, ein guter und ein böser. Das gute Wesen nennen sie Torngarsuk, dem sie bald die Gestalt eines großen Bäres, bald eines Menschen mit einem einzigen Arme geben, bald es so klein machen als einen Finger. Das böse Wesen ist ein weiblicher Geist, die Tochter eines mächtigen Angekoken, und wohnet unter dem Meere in einem großen Pallast. Wenn sie Hungersnoth auf dem Meere empfinden, so schicken und bezahlen sie einen Angekoken, der die weibliche Bosheit besänftige. Sie lieben diesen Geist nicht, weil er ihnen mehr Uebels als Gutes thut; doch fürchten sie ihn nicht, weil sie ihn nicht für böse genug halten, sich ein Vergnügen daraus zu machen, daß er die Menschen beunruhige. Das gute Wesen lieben sie, ohne es zu verehren und anzubeten; doch haben sie auf der Jagd oder bey ihrem Fischfange die Gewohnheit, ein Stück Speck, oder das Fell des Thieres, das sie tödten, auf einen großen Stein zu legen. Sie haben alles mit Geistern bevölkert. Es giebt Geister in der Luft, in dem Meere, in den Felsenklüften, über das süße Wasser, über die eßbaren Sachen u. s. w. Sie erkennen eine Art des Mars, der Kriegsgeister zur Begleitung hat, und

Obere und untere Geister.

und einen Aeolus, der dem Wetter gebeut. Aber nur die Angekoken sehen diese Geister, und um sie desto besser zu sehen, gehen sie mit verbundenen Augen auf die Jagd, fangen diese Gespenster, zerstücken und essen sie.

§. 271.

Angekoken. Die Schwarzkünstler oder Angekoken schicken sich durch Prüfungen zur Einweihung, das heißt, mit einem von den Geistern umzugehen, welche die Elemente bewohnen. Sie begeben sich in die Einsamkeit, sind mit tiefen Betrachtungen beschäftiget, und bitten den Torngarsuk, daß er ihnen einen von diesen untern Geistern schicke. Durch vieles Fasten, Kasteyen und Betrachten bringt es der Kandidat dahin, daß er sich den Verstand dergestalt verrückt, daß er Hirngespinnste und wunderliche Ungeheuer siehet, welche ihm erscheinen. Er hält diese für die Geister, die er sucht, und verfällt in Verzuckungen, die er zu unterhalten sich bestrebet. Wenn er den Torngarsuk anrufen will, so muß er auf einem Steine sitzen und sein Gebet an ihn richten. Bey seiner Erscheinung fällt der erschrockene Jünger als todt hin, und bleibt drey Tage in diesem Zustande. Alsdenn erweckt ihn der Torngarsuk und giebt ihm einen Schutzgeist, der ihn in der zu seinem Handwerke nützlichen Wissenschaft und Weisheit unterrichtet, und in sehr kurzer Zeit in den Himmel und in die Hölle führet. Nun fängt der neue Angekok an, die Geister zu bannen, oder um Rath zu fragen. Dabey rührt er

Wie sie die Geister um Rath fragen.

er die Trommel, macht Geberden und Verdrehungen, damit er durch Erschöpfung seiner Kräfte zur Begeisterung gelange. Darauf nähert er sich der Thür eines Hauses, und bittet jemand, daß er ihm mit einem Stricke den Kopf zwischen die Füße und die Hände auf dem Rücken binde. Er läßt alle Lampen auslöschen und alle Fenster zumachen; denn niemand darf seine Zusammenkunft mit dem Geiste mit ansehen. Er fängt an zu singen, wobey er von den Stimmen der Versammlung begleitet wird; er seufzet, keucht, schäumet mit großem Geräusche und Aechzen, und beschwört seinen Geist, zu ihm herabzukommen. Kommt er nicht, so sucht ihn die Seele des Begeisterten, und unterdessen, daß sie entfliegt, ist er einige Zeitlang ruhig. Denn wird er beseelt und läßt sich unvermerkt bis zu Ausbrüchen der Freude aus, welches er mit einem gewissen Pfeifen begleitet, das dem Gezwitscher der Vögel gleich ist. Der Geist hält sich an der Thürschwelle auf, und der Angekok fragt ihn über alles, was die Grönländer wissen wollen. Man höret beyde Stimmen der Unterredenden deutlich, die eine draußen, die andere im Hause. Die Antwort ist allezeit dunkel und zweydeutig, so daß die Ehre des Angekoks stets in Sicherheit bleibet, wenn die Weissagung nicht erfüllet wird. Es glückt nicht allen Grönländern bey dieser göttlichen Kunst der Eingebungen; und wenn ein Mensch seinen Geist, unter Rührung der Trommel, zehnmal vergeblich angerufen hat, so muß

er dem Amt eines Angekoken entsagen. Diese Wahrsager sind theils Enthusiasten, die von ihrer Einbildungskraft hintergangen werden, theils grobe Betrieger. Es giebt unter ihnen eine Art von Weisen, die einige Kenntniß der Natur haben, und von dem zum Fischfange günstigen oder widrigen Wetter ziemlich sicher urtheilen. Sie sind zugleich Aerzte, und wissen den Kranken geschickt zu schmeicheln und sie durch leere Worte aufzuhalten, oder durch einige Arzeneyen. Gemeiniglich kuriren sie durch eine vorgeschriebene Diät. Dabey murmeln sie dem Kranken einige Worte zu, oder blasen ihm ins Gesichte, ihn zu kuriren. Die Wunden oder Geschwulsten saugen sie aus, und geben vor, ein Stück Fleisch oder Leder, welches sie im Munde verborgen hielten, heraus gezogen zu haben. Sie geben auch Anhängsel, welche in einem Stück Holz, einem Stein oder Knochen, einem Schnabel oder Klaue von einem Vogel bestehen, das man sich an den Hals hänget; oder in einem Stückchen Leder, welches man sich um die Stirne, oder um den Arm, oder um die Brust windet. Diese Heiligthümer sollen Glück bringen, vor den Geistern, vor Krankheiten und vor dem Tode bewahren. Die Angekoken sind auch Schwarzkünstler und rühmen sich, daß sie die Pfeile der Jäger bezaubern und entzaubern, und daß sie Menschen beheren können.

§. 272.

§. 272.

Die Grönländer wissen von keiner Regierungsform und von keinem Oberhaupte, sondern sie sind alle von einander unabhängig. Niemand maßet sich eine Obergewalt an, als durch die Achtung, die mit dem Alter der gesunden Vernunft, der Erfahrung, dem bey dem Fischfange erworbenen Ruhm, und mit der Kenntniß der zu dieser Beschäftigung bequemen Zeiten und Oerter verbunden ist. Wer dieses Verdienst hat, empfängt die Huldigung des Hauses oder Kreises, worinn er wohnet, und man trägt ihm die Aufsicht über die gute Ordnung und Sauberkeit der Wohnung auf. Will jemand seinem Gutachten nicht folgen, so beschließt die ganze Hütte gemeinschaftlich, den folgenden Winter nicht mehr bey diesem Ungehorsamen zu wohnen, und daß von dieser Ungelehrigkeit in den Liedern der nächsten Versammlung gedacht werden solle. Sonst hat ein jeder Hausvater die Regierung über seine Familie. Sie haben keine Gesetze, sondern nur bürgerliche Gewohnheiten. Ein jeder geht, wohin es ihm gefällt. Der Fischfang und die Jagd sind völlig frey, und es giebt keine Gehäge, oder vorbehaltene Oerter, wovon andere ausgeschlossen sind. Wer Treibholz, oder Häute von Thieren und Trümmern von einem Schiffbruche findet, bemächtigt sich dessen, wie sein eigen Gut, zieht es ans Land und legt einen Stein darauf. Dies ist das Zeichen seines Eigenthums und niemand rühret es an. An einem

Regierung.

Polizey.

Wallfisch hat der Zuschauer eben so viel Recht, als der Harpunier, und es fallen wohl hundert Menschen darüber her. Wenn ein Seehund von jemanden mit der Harpune getroffen ist und ihm entgeht, ein anderer aber tödtet ihn, so gehört die Beute demjenigen, der den ersten Stoß gethan hat: hat aber der Seehund den Strick, woran die Harpune befestigt ist, zerrissen, so gehört er demjenigen, der ihn getödtet hat. Wenn einer einen Tausch macht, und hernach nicht mit der erhaltenen Waare zufrieden ist, so kann er den Kauf brechen und seine Waare zurücknehmen. Kein Verbrechen wird mit dem Tode bestraft, außer dem Morde und der Zauberey, deren Kunst zuweilen mörderisch ist; die Strafe aber geschieht nur durch Rache und nicht nach den Gesetzen. Hat einer jemanden ermordet; so werden die Freunde des Entleibten sich bis auf einen günstigen Augenblick zur Rache verstellen, sollten sie solche auch 30 Jahre lang hegen. Treffen sie den Mörder ohngefähr zu Lande an, so erinnern sie ihn seines Verbrechens mit kurzen Worten und steinigen ihn, oder stürzen ihn von einem Gebirge herunter und hernach ins Meer. Wenn der Grimm sie bis zur Ausschweifung treibt, so reißen sie ihn in Stücken, oder fressen das Herz und die Leber von ihm, damit sie seinen Anverwandten den Muth benehmen, seinen Tod an ihnen zu rächen. Denn die Rache ist beständig erblich und wird unter den Familien immer fortgepflanzt, wofern nicht der erste Urheber des

Ver-

Verbrechens ein von seiner Familie nicht erkannter Böſewicht iſt. Mit den vermeynten Zauberern machen ſie noch kürzere Ceremonien. Man hält eine Weibsperſon, die weiter nichts als Marktſchreyerey und Liſt beſitzt, für eine Hexe, ob ſie ſich gleich dawider vertheidigt. Ein Mann, der ſeinen Sohn verlohren hat, oder auf der Jagd nichts gefangen hat, frägt einen Angekok um Rath. Wirft dieſer die Schuld auf das Weib, ſo vereinigt ſich die ganze Nachbarſchaft, ſie zu ſteinigen, ins Meer zu ſtürzen, oder in Stücken zu zerhacken, wenn ſie nicht irgend einen braven Mann in ihrer Familie hat, der ſich ihrer annimmt. Die Furcht vor den Zauberern macht ſie zuweilen ſo grimmig, daß ein Menſch ſeine Mutter oder Schweſter erſtechen wird, wenn er ſie der Hexerey ergeben zu ſeyn glaubet; und niemand wird ihm dieſe gräuliche That verweiſen. Daher ſtürzen ſich ſolche Perſonen oft ſelbſt ins Meer, ſich den Lanzen zu entziehen, welche ſie verfolgen, und nicht den Raben zur Beute zu werden.

§. 273.

Die mähriſchen Brüder haben die zum Chriſtenthum bekehrten Grönländer in zwey Gemeinorten, Neuherrnhut und Lichtenfels, verſammelt. Hier haben die grönländiſchen Chriſten ihre Winterwohnungen, und im Sommer wohnen ſie, wie die andern Grönländer, in Zelten. Sie nähren ſich ebenfalls vom Seehund- Vogel- und Fiſchfange; nur daß ſie nicht des Unterhalts

wegen so herumschweifen und sich von einander zerstreuen dürfen. Dabey werden sie, wenn sie ihrer Nahrung nachgehen, fleißig von den Missionarien und ihren Helfern besucht. Ob sie gleich alle Freyheit haben, mit dem Ihrigen zu wirthschaften, wie sie wollen, so hat man doch ein wachsames Auge darauf, daß sie nichts unnütz verthun. Zu dem Ende hat man ein Proviantshaus, wo jeder seine getrockneten Heringe, Fische und Fleisch aufheben, und zwey bis dreymal in der Woche so viel holen kann, als er zum Unterhalte braucht. Für die Wittwen und Waisen und Dürftigen wird eine besondere Sorgfalt getragen, und dies ist einer von den anziehendsten Bewegungsgründen zur Bekehrung. Die Verlassenen und Kranken haben eine offene Zuflucht in den Gemeinorten; die verlassenen Kinder finden hier einen Vater, der sich ihrer annimmt, oder eine Säugemutter, die sie mit zu ihrer Familie rechnet. Man erzieht die Kinder mit Sorgfalt, daß sie im Stande sind, ihren Unterhalt zu gewinnen und auch den Dürftigen beyzuspringen. Die Missionarien suchen, außer der Verhütung aller Unordnungen und sündlichen Gewohnheiten, in den Landesgebräuchen nicht viel zu ändern; und wenn sie sie zu ihrem eigenen Besten in eine bessere äußerliche Ordnung bringen, so geschiehet es nicht befehls- sondern nur bitt- und ermahnungsweise. An jedem Orte ist ein Missionarius mit zween Diakonen, welche alle drey verheirathet sind, und noch zween ledige Gehülfen, nämlich

nämlich ein Katechet, der den Knaben Schule hält, und ein Missionsassistent, der die äußerliche Wirthschaft besorget. Die Frauens haben die Aufsicht über die Neubekehrten ihres Geschlechts. Sie bekommen die nöthigen Lebensmittel, Kleidung und andere Dinge jährlich von der Gemeine in Herrnhut zugeschickt. Aus den Grönländern haben sie einige 20 Mitgehülfen beyderley Geschlechts angenommen, mit denen sie sich wöchentlich zweymal von dem geistlichen und leiblichen Zustande der Neubekehrten unterreden. Bey diesen sind, wie in den andern Brüdergemeinen, die Chorabtheilungen eingeführt, da die ledigen Mannspersonen und Knaben, die ledigen Frauenspersonen und Mädchen, und die Wittwen in besondern Häusern wohnen. Alle Tage hält man um 6 Uhr den Morgensegen für die Getauften, und um 8 Uhr eine Frühstunde für alles Volk, worauf die Mannspersonen ihren Geschäften zur See nachgehen. Alsdenn wird Kinderlehre und hernach Schule gehalten, wo sie lesen und schreiben lernen. Abends, wenn die Mannspersonen aus der See zurückkommen, ist Singestunde, welcher jedermann beywohnet; und wenn man gegessen hat, der Abendsegen. Des Sonntags werden, außer der ordentlichen Predigt, die Chorversammlungen gehalten, da man an jede Klasse eine für sie gehörige kurze Ermahnung thut. Außer der Sorge für die Seelen, haben die Missionarien nicht weniger Aufmerksamkeit auf

die

die Gesundheit des Leibes, da sie den Kranken durch Aderlassen und Arzeneymittel zu helfen suchen und für ihre Pflege sorgen.

Verbesserungen und Zusätze.

Seite 16 Zeile 1 statt keine lies: wenige.
— 23 Z. 10 lies: daß sie ordentlich ihr Leben auf 80 Jahre bringen.
— 65 Z. 11 lies: Merianin.
— 69 Z. 1 von unten lies: Maniok.
— 78 Z. 6 lies: Paramaribo.
— 109 Z. 1 von unten lies: Haravec.
— 116 Z. 12 lies: Llama.
— 391 Z. 18 lies: zwischen dem 37 und 40sten.
— 394 am Ende des §. Es werden bereits einige Eisenbergwerke, eine Kupfergrube und einige Bleybergwerke mit gutem Erfolge bearbeitet, und am Jamesflusse sind Steinkohlengruben eröffnet. Es fehlt der Kolonie in Virginien noch viel an der Vollkommenheit, die sie erreichen könnte. Noch nicht der zehnte Theil des Landes ist angebauet, und dazu nicht auf die vortheilhafteste Art.

S. 395. Z. 16. Es ist itzt in 61 Grafschaften abgetheilt, deren jede zween Abgeordnete zur Versammlung schickt, welche aus 126 bis 128 Mitgliedern bestehet.

S. 397. Z. 25. lies: Bischof von London, welcher in Religionsangelegenheiten über alle Kolonien gesetzt ist, bevollmächtigt ist.

S. 406.

S. 406. Z. 7. Maryland liegt zwischen dem 38 und 40sten Grade Norderbreite.

S. 407 am Ende des §. Die Regierung ist erbeigenthümlich und besteht aus dem Lord Baltimore, als Eigenthümer, seinem Gouverneur, den aber der König bestätiget, dem Rathe, der aus 12 von dem Eigenthümer ernannten Mitgliedern besteht, und aus der allgemeinen Versammlung, zu welcher von jeder der 14 Grafschaften vier, und von der Stadt Annapolis zween Abgeordnete kommen. Der Eigenthümer hat das Recht, eine jede in Vorschlag gebrachte Bill zu verwerfen, und die hier gemachten Gesetze dürfen nicht erst an den König zur Bestätigung gesandt werden.

Die Gerechtigkeit wird verwaltet theils von den County Courts, welche die Richter in jeder Grafschaft alle Vierteljahre halten; theils von den Provinzialgerichten, die jährlich zweymal zu Annapolis von ausdrücklich darzu bestellten Richtern gehalten werden. Die Appellationen gehen an das Kanzeleygericht, welches aus dem Gouverneur und Rathe bestehet, und von da an den König.

Die herrschende Religion ist die bischöfliche; doch sind hier eben so viele Katholiken, als Protestanten. Die Geistlichkeit hat gute Einkünfte und bekommt von jedem zehntbaren Einwohner ihres Kirchspiels 30 Pfund Taback. Sie stehet unter der Ge-

richtsbarkeit des Bischofs von London; der Gouverneur aber vergiebt die Pfarren.

Außer den öffentlichen Freyschulen zum Lesen, Rechnen und Schreiben in jeder Grafschaft, giebt es hier keine Akademie, und es wird überhaupt für die Erziehung der Jugend schlecht gesorget.

S. 408. Z. 26 lies: 30000.

S. 409. Z. 5 lies: zwischen dem 40 und 43sten Grad.

S. 410. Z. 4. Es wird auch viel Flachs und Hanf gebauet.

S. 411. Z. 18 lies: 300000.

— — Z. 22. Die Pensylvanier sind fleißig und sparsam, eben nicht gastfrey und höflich gegen Fremde, starke Republikaner und das unternehmendste Volk in Nordamerika.

S. 412. Z. 2. Doch beschäftigen sich auch viele von ihnen mit den Manufakturen von Leinwand, Strümpfen, Kastorhüten, Tauwerk, Leinöhl, welche ziemlich beträchtlich sind.

— — Z. 24. Der Unterschied des hiesigen Pappiergeldes und des Geldes in England ist etwa 75 Procent.

— — Z. 29. Hier ist auch ein Kollegium, wo die lateinische und griechische Sprache, Mathematik, Philosophie, Geographie und andere Wissenschaften gelehret werden, und überdem auch eine medicinische Schule.

S. 414. Z. 3. Das Land wird in die Provinzen der obern und untern Grafschaften getheilet.

Beyde

Beyde haben einen gemeinschaftlichen Statthalter, aber verschiedene Gerichtshöfe und Versammlungen. Die in den obern 11 Grafschaften besteht aus 40, und die in den untern drey Grafschaften, Newkastle, Kent und Sussex, aus 18 Abgeordneten.

S. 415. am Ende des §. Seit dem letztern Kriege hat die Provinz bisher 2500 Mann auf den Beinen gehalten.

S. 417. Z. 6. Neujersey liegt zwischen dem 39 und 42sten Grad Norderbreite.

S. 418. Z. 10. Sie hat nur 70000 Einwohner, welche sehr gutherzige und gastfreye Leute sind.

— — Z. 16. Der Mangel eines auswärtigen Handels hindert diese Kolonie, noch mehr empor zu kommen; indessen kann sie doch überhaupt reich genannt werden.

S. 420. Z. 20. lies: zwischen dem 41 und 45sten Grad.

S. 422. Z. 13. Die Zahl der Einwohner ist 100000, großentheils Negern.

S. 425. Z. 14. Das Unterhaus besteht aus 31 Personen.

S. 432. Z. 16. Man findet auch Ghshütten, Pappiermühlen, eiserne Gußwaaren und die stärkste Rumbrennerey in Amerika.

— — Z. 21 lies: 3000 Häuser.

S. 434. am Ende des §. Das Papiergeld in Rhode-Island ist das allerschlechteste, indem hier der Wechselcours wenigstens 2500

Procent ist. Zu Boston findet man mehr baares Geld, als in irgend einer andern Kolonie, und es ist der einzige Ort, wo eine Münze ist.

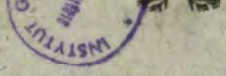
S. 434. Z. 15. Die herrschende Religion ist die der Kongregationalisten, welche in einigen Kleinigkeiten von der presbyterianischen abgehet, in den Hauptsachen aber damit übereinkommt.

S. 435. Z. 10. Die Künste haben hier auch bessern Fortgang gehabt: die öffentlichen Gebäude sind schöner, und der Geschmack an Malerey, Musik und schönen Wissenschaften allgemeiner.

S. 436. Z. 20. Die Rathsversammlung besteht aus 140 Personen, welche jährlich gewählt wrden. Sie erwählt ebenfalls jährlich einen Rath von 28 Personen.

S. 437. Z. 27. Der Statthalter und der aus 10 Personen bestehende Rath werden jährlich, die Abgeordneten zur allgemeinen Versammlung aber, deren wohl 70 sind, alle halbe Jahre erwählet.

S. 438. Z. 13. Die vielen Misbräuche, welche bey einer Regierung, wo alle Obrigkeiten und Personen, die in Aemtern stehen, gänzlich vom Volke abhängen, nothwendig vorgehen müssen, machen, daß die Kolonie nicht gedeihen kann, sondern in Abnahme geräth.



28533